

A

fol. 37
116.

Gs

7093

-2-

LOOTED FOR SALVAGE
REUSE IN OSTEODERM.

LEOPOLD VON ORLICH'S

LEOPOLD VON ORTICUS
REISE IN OSTINDIEN.

Stadtbibliothek
Augsburg

REISE IN OSTINDIEN

in Briefen an

ALEXANDER VON HUMBOLDT

und

CARL RITTER

von

LEOPOLD VON ORLICH.



Zweiter Band.

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage.



Leipzig,

Verlag von Gustav Mayer.

1845.

REISE IN OSTINDIEN

in Indien an

ALEXANDER VON HUMBOLDT

und

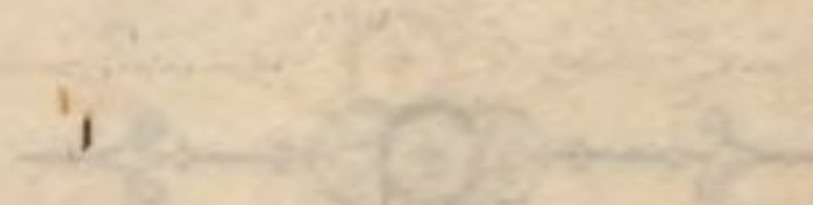
CARL RITTNER

von

LEOPOLD VON ORLICH

Zweiter Band

Zweite durchgesehene und vermehrte Auflage



Verlag von Gustav Neumann

Neudruck von Gustav Neumann

1818

Inhaltsverzeichniss.

Seite

Achter Brief.

Einzug in Delhi; Schilderung von Delhi; Die Jamma-moschee; Ankunft und Audienz mehrerer Rajahs beim Generalgouverneur; der Rajah von Bykanir und der Rajah von Bhurtpur; Audienz bei den Rajah's von Bhurtpur und von Alwar; Das Fest des Moharrem; Die Feroze Cotelah; Die Sternwarte oder Gentur-Mantar; Das Schloss zu Delhi oder Jehan-Abad und der jetzige König; Der Pfauenthron oder Dewan-Kost; Die Cutab-Minar; Das Grabmal Safdir-Jange's; Kaiser Humayuns Grabmal; Derbar beim Rajah von Bykanir; Vorbereitungen zur Abreise 1

Neunter Brief.

Reise im Palankin nach Agra; Die Landschaft zwischen Delhi und Agra; Schilderung von Agra; Die Taj-Mahal; Das Grabmal von Ettymadaula; Die Gärten am Jamna und Ram-Bagh; Das Fort zu Agra oder Akberabad; Die Mothymoschee; Secandra, das Grabmal

Akbar des Grossen; Waisenanstalt daselbst; Die Polizeiverwaltung im Distrikt von Agra; Hochzeiten der Indier und ihre Gebräuche dabei; Reise nach Fattchpur-Sykret; Die Ruinen vom Pallaste Akbar des Grossen; Geschichte von Bhurtpur; Die Stadt und Aufnahme daselbst; Antilopenjagd mit Leoparden; Reise nach Dyg und Mattra; Rückkehr nach Agra	40
---	----

Zehnter Brief.

Reise nach Cawnpure; Der Ort und die Gegend; Reise nach Lacknau; Geschichtliches über das Königreich Aude; Lacknau; Wohnung des britischen Gesandten; Elephantenkämpfe; Die Lustschlösser des Königs von Aude: Nasyry-Bagh und Padscha-Bagh; Der Marstall; Das Schloss Constantia; Die Sternwarte; Die Strasse von Husan-Abad; Die Grabmäler Imam-Bara und Husan-Abad; Ritt durch die Bazare; Audienz beim Könige von Aude, dessen Schloss und Lebensweise; Grabmal des Nawab Sadat Aly Khan; Des Königs Menagerie; Spazierritt am Gomaty; Rückkehr nach Cawnpure; Aufbruch nach Allahabad; Allahabad und dessen Umgegend; Grabmal des Schah Kusra; Geselliges Leben in Allahabad; Reise nach Benares; Benares; Wanderung durch die Stadt und Besichtigung der Hindutempel; Das Dorf Durgagund mit den heiligen Affen; Ruinen und Thurm beim Dorfe Saranath	88
---	----

Elfter Brief.

Allgemeine Betrachtungen über die Verbrecher Indiens; Die Thagsekte; Das Thaggy- oder Phansigirysystem; Geschichte der Thags; Ihre Religion und ihre Sprache, Ramasyana genannt; Die Jumaldehy-Thags; Die Multaneas-Thags; Die Susyas; Die Fausygarsekte; Die Phansigars und die Fluss-Thags; Die Gebräuche der Thags; Ihre Unternehmungen und Erdrosselungen; Die Verfolgung und Entdeckung der Thags; Statistisches über die Verbrecher Indiens	151
---	-----

Zwölfter Brief.

Reise im Palankin von Benares nach Calcutta; Das Hulifest der Hindus; Beschreibung des Weges; Die Puharri; Burdwan; Schilderung von Calcutta; Das Fort William; Die Münze, die Einkünfte und die Verwaltungskosten Indiens; Der Pallast des Generalgouverneurs; Ein Sonntag bei Dwarkanauth Tagore; Hindu-feste; Ausflug nach Dam-Dam; Fahrt nach Hughly und Aufenthalt in Barrackpure; Der botanische Garten; Lebensweise der Bewohner von Calcutta; Vorbereitungen zur Abreise nach Bombay und dem Indus; Einschiffung auf dem Dampfboot Pluto; Abfahrt nach Bombay, stürmische Seefahrt und Rückkehr nach Calcutta; — Schreiben aus Aden den 8. Mai: Einschiffung auf dem Dampfboot Hindostan nach Madras; Madras; Point de Galle; Die Maledivinseln und ihre Bewohner; Aden. — Schreiben. Oriental Hafen von Falmouth den 8. Juni: Das rothe Meer; Aufenthalt in Cairo: Besteigung der Pyramiden; Reise nach Alexandrien; Audienz bei Mehemed Ali; Einschiffung auf dem Oriental und Fahrt über Malta, Gibraltar nach Falmonth 176

Dreizehnter Brief.

Ueber die Religion der Hindus; Ihre Gottheiten; Das Castenwesen; Einrichtung europäischer Bildungsanstalten; Das Generalcommittee und dessen Wirkungskreis; Zustand der Schulen im Jahre 1835 und statistische Nachrichten über dieselben bis zum Jahre 1842; Einfluss europäischer Schulbildung auf die Jugend in sittlicher und religiöser Beziehung 267

VIII.

AN ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Einzug in Delhi; Schilderung von Delhi; Die Jammamoschee; Ankunft und Audienz mehrerer Rajahs beim Generalgouverneur; der Rajah von Bykanir und der Rajah von Bhurtpur; Audienz bei den Rajah's von Bhurtpur und von Alwar; Das Fest des Moharrem; Die Feroze-Cotelah; Die Sternwarte oder Gentur-Mantar; Das Schloss zu Delhi oder Jehan-Abad und der jetzige König; Der Pfauenthron oder Dewan-Kost; Die Cutab-Minar; Das Grabmal Safdir-Jange's; Kaiser Humayuns Grabmal; Derbar beim Rajah von Bykanir; Vorbereitungen zur Abreise.

DELHI, den 14. Februar 1843.

An einem schönen Sonntagmorgen, den 5. Februar, ritten wir sämmtlich auf Elephanten nach Delhi; denn dem alten Indraprasta, der Hauptstadt der Grossmoghule, konnte sich der heutige König des Landes auf diesem edlen Thiere nähern. Bereits in Aehren geschossene üppige Waizenfelder lagen auf dem ganzen Wege vor uns ausgebreitet, und dazwischen mannigfaltige Ruinen, deren Wölbungen, Dome oder Säulen sich über

dicklaubige Bäumeerhoben, oder von deren Aesten wie von einem magischen Schleier umzogen waren. Hinter solchen Ruinen sahen wir die Sonne in ihrer ganzen Pracht und Herrlichkeit sich erheben; ein Aufgang so schön und ergreifend, wie ich ihn niemals bisher empfunden hatte. Eine Meile vor unserem Lager, an einer verfallenen Carawanserei, harrten die Vornehmen Delhis auf einigen funfzig Elephanten des Generalgouverneurs. Sie hielten in einer Reihe hart am Wege. Es war ein imposanter Anblick, so viele reichgeputzte Elephanten mit silbernen Haudah's zu sehen, auf denen die ersten Männer des einstigen Mongolenreichs, in bunten Gewändern, geschmückt mit Juwelen und den Caschmirshawl togaartig über die Schultern geworfen, sich ehrfurchtsvoll vor dem Herrn des Landes verneigten und, indem sie mit der rechten Hand die Stirn berührten, ihr Salam begrüßend ausriefen. Von ihnen begleitet hielten wir den Einzug ins Lager. Auf dem Wege dahin wurden die Vornehmsten Lord Ellenborough vorgestellt, auch ein kleiner Rajah benutzte die Gelegenheit und brachte, umgeben von einem unordentlichen Haufen Bewaffneter, die mit Lanzen, Flinten und Bogen ihm zur Seite liefen, in offener Hand auf einem weissen Tuche mit dem Grusse einige Goldstücke als Zeichen der Unterwürfigkeit dar.

Unser Lager befand sich nördlich der Stadt, unweit der Cantonnements. Gleich nach dem Frühstück begab ich mich mit meinem Freunde, Capitain West, zu Pferde

nach der Stadt; denn die Spannung, das berühmte Delhi zu sehen, den ersten Eindruck davon zu gewinnen, war zu gross, um länger warten zu können. Eine aus Can-car gebaute Kunststrasse führte uns durch die Cantonments, an schönen Bangalows vorüber, eine Meile bis zu einem erhöhten Punkte. Hier liegt rechts des Weges eine felsige kahle Höhe, der letzte Abfall des von den Ghats niedersteigenden Gebirgszuges, der von Westen nach Osten Indien in seiner ganzen Breite durchschneidet und hier mit 400' Höhe sich allmählig gegen den Jamna verflacht. Auf der höchsten Spitze liegt ein Wartthurm, von welchem Englands Flagge weht, und von dessen Zinnen sich eine der erhabensten Aussichten darbietet. Dann geht die Strasse noch zwei Meilen, sich nach und nach senkend, an einigen schönen Villen vorüber, unter denen sich die des Herrn Madkuff, mitten in einem grossen Park gelegen, durch ihre grossartige Säulenhalle besonders auszeichnet, nach dem Caschmirthor in die Stadt.

Delhi, unter $28^{\circ} 40'$ NBr. und $77^{\circ} 16'$ L., vor Mahomed Togluk (1325—1351 n. Chr.), der Neid der Welt genannt, schildert der gelehrte Reisende Ibn Batuta, ehe dieser Tyrann es in seinem Zorn verwüstete, als grossartig und prachtvoll, als Schönheit und Stärke in sich vereinigend. Seine Stadtmauern hätten ihres Gleichen nicht in der Welt; es sey die grösste Stadt Hindostans und des Islamismus im Orient. Sie bestand aus vier Städten, die dicht zusammenstossend, nur Eine bildeten

und von Mauern umgeben waren, welche eilf Ellen im Durchmesser hatten. Sie hatte Kornmagazine in der Stadt, in welchen das Getreide, ohne Veränderung zu leiden, lange Zeit aufbewahrt werden konnte; denn man sah darin Reis und Kodru (eine Art Hirse) 90 Jahre unverdorben erhalten. Die Moschee war sehr gross, an Grösse und Schönheit ihr keine andere gleich, und vor dem ein Bhuddatempel, welchen man But Kana nannte. Dazu gehörte ein so hoher Thurm, dass von ihm herab die Menschen wie kleine Kinder erschienen. Ungeheure Steinpfeiler, aus sieben verschiedenen Steinbrüchen errichtet, standen im Hofraum des Tempels; und ausserhalb der Stadt war ein Becken für Regenwasser eine Stunde lang und eine halbe breit, aus welchem die Bewohner ihr Trinkwasser holten; umher lagen die Lustgärten der Grossen.

Das heutige Delhi, auf den Trümmern dieser untergegangenen Prachtbauten errichtet, nach Süden von Ruinen umgeben, die eine Oberfläche von 20 engl. Quadratmeilen einnehmen, umfasst nur noch sieben Quadratmeilen. Es hat sieben Meilen im Umfange, ist von 30' hohen und 3 bis 5' starken Mauern aus rothem Sandstein, die ein 20' breiter Graben schützt, umgeben, und besitzt sieben hochgewölbte kolossale Thore, welche durch runde Bollwerke vertheidigt werden. Unter Kaiser Aurengzeb sollen zwei Millionen Menschen hier gewohnt haben, noch vor hundert Jahren eine halbe Million, aber heute beherbergt es noch nicht die Hälfte, wobei sich das Verhältniss der Mahome-

daner zu den Hindus wie 2 zu 7 herausstellt. Wir bekamen von der oben erwähnten Höhe zuerst die Stadt zu sehen, über welche die Kuppeln und zierlichen Minarets von weissem Marmor der Jammamoschee hoch hervorragten. Sobald wir das Caschmirthor passirt hatten, kamen wir an einer protestantischen Kirche vorüber, dann ritten wir durch mehrere enge, aber sehr belebte Gassen, längs hohen Gartenmauern nach der Schandui-Shoakstrasse oder dem Silbermarkte. Sie geht vom Pallast des Grossmoghuls aus, ist vierzig Schritte breit und durchschneidet die Stadt von Osten nach Westen in zwei Theile; ein gemauerter Canal fliesst in der Mitte derselben und verbreitet in heissen Tagen Kühle und Erfrischung. In ihr liegen die reichsten Bazare, und hier ist das grösste Leben und Treiben, das stete Wogen einer geschäftigen Menge. Wir warfen heute nur einen Blick in diese kleine Welt, indem unser Besuch allein der Jammamoschee galt, für den Muselmann das Wunderwerk der Erde. Denn nach diesem Tempel wandern sie aus weiter Ferne, in Affghanistan und Aegypten fragt der Muselmann nach dieser Moschee und preiset denjenigen glücklich, der sich ihres Anblicks erfreuen konnte.

Aus der Schandui-Shoak durch eine enge Gasse reitend, standen wir plötzlich vor der Jammamoschee, tief ergriffen von diesem grossartigen Bauwerke, in welchem sich der byzantinisch-arabische Styl bis zur höchsten Vollendung entfaltet hat. Schah Jehan baute mit einigen tausend Menschen sechs Jahre daran (von 1631—37). Sie

steht auf einem gleichseitigen, 450' breiten und 30' hohen Fundament aus rothen Sandsteinquadern, an der westlichen Seite liegt die Moschee, die drei anderen sind von hohen Mauern, mit kleinen Thürmchen geziert, eingeschlossen; und breite Freitreppen führen von Norden, Osten und Westen durch grosse Thore in den mit Sandsteinplatten ausgelegten Vorhof. Wenn man durch das östliche Thor eintritt, liegt dies Prachtgebäude in seiner ganzen Grösse und Schönheit vor dem Beschauer. Es ist aus weissem Marmor und rothem Sandstein gebaut, welcher mosaikartig in Linien und Arabesken eingelegt ist, oder in grossen, zierlich gemeisselten Blöcken mit dem Marmor abwechselt. Ein grosses mächtiges Portal, von zwei Minarets eingefasst und mit arabischen Inschriften aus dem Koran umgeben, führt in die von kantigen Säulen getragenen Marmorhallen und unter die Hauptkuppel. An den beiden äussersten Ecken erheben sich 150' hohe Minarets, zwischen denen und dem Hauptportale noch zwei hoch gewölbte Dome über die Hallen hervorragen. Tag und Nacht brennen Lampen in diesen Räumen. In der Mitte des Hofes liegt ein kleines Marmorbassin zu den Waschungen für die Betenden. Ein Priester gesellte sich zu uns und führte uns auf einer Wendeltreppe zu der höchsten Spitze eines der Minarets. Von derselben übersieht man die Stadt und das unabsehbare Feld der Ruinen des indischen Roms, wo einst die Moscheen, Schlösser, Pavillons, Bäder, Gärten und Mausoleen der Kaiser, ihrer Gemahlinnen, der Grossen und

Vornehmen des Reichs standen. Ueber diesem Felde der Verwüstung ruht Schah Nadirs Zerstörungsgeist und Grausamkeit, welcher (1737) aus der Moschee Rawschun und Dowla dem furchtbaren Gemetzel seiner Horden wohlgefällig zusah, die 30,000 Menschen in wenigen Stunden mordeten und gegen 28 Millionen Lt. als Beute davon schleppten.

Ich trug den Eindruck dieses Anblicks noch lange mit mir und erreichte, mit Gedanken und Betrachtungen über jene und die heutigen Zeiten aufs lebhafteste beschäftigt, erst in später Nachmittagsstunde unser Lager. Hier wurde mir am anderen Morgen das in Indien gewiss seltene Erlebniss zu Theil, Zeuge eines religiösen Wortkampfes zu seyn. Ein zum Christenthume übergegangener Bramine traf mit einem muselmännischen Priester in dem Zelte eines unserer Gefährten zusammen; Beide gleich begeistert und durchdrungen von der Wahrheit ihres Glaubens, wollten Jeder ihre innerste Ueberzeugung als die allein richtige geltend machen. Ihr Gespräch wurde immer lebhafter, der Christ schien in Geist und Rede seinem Gegner überlegen, und war in manchen Augenblicken so ergriffen von der Wahrheit seiner Worte, dass er mit den Augen triumphirend sich als Sieger wähnte; aber der Muselmann liess seines Gegners Beweise nicht gelten, und ihr Streit hätte leicht in Erbitterung übergehen können, wären nicht die Zuhörer vermittelnd eingetreten. Ich bedauerte sehr dieser gelehrten religiösen Controverse nicht genau folgen zu können.

Meine Streifzüge wurden durch das Eintreffen mehrerer indischer Fürsten unterbrochen, welche aus weiter Ferne mit ihrem Hofstaate und ihren Truppen hier ankommen, den Generalgouverneur zu bewillkommen. Ehrensalven von den Bollwerken Delhi's, wie sie regierenden Häuptern gebühren, verkünden ihre Ankunft. Bereits befinden sich gegenwärtig: der Rajah von Bhurtpur mit 5000 Mann, der Rao Rajah von Alwar mit 4000 Mann, der Rajah von Bykanir mit 10,000 Mann, der Rajah vom Dohlepur mit 5000 Mann und der Rajah von Shapura mit 600 Mann; auch der Rajah von Jeypur hätte den Generalgouverneur persönlich begrüsst, aber er glaubt sich etwas zu vergeben, wenn er nach Delhi käme, indem er den König von Delhi für niedrigerer Abkunft hält, und dieser wohl denken könnte, dass ihm diese Auszeichnung gälte. Ihre Lager befinden sich sämmtlich auf dem Ruinenfelde Delhi's und gewähren das eigenthümlichste, bunteste Schauspiel indischer Sitten und Gebräuche. Bei solchen Reisen, die von den Fürsten mit grossem Aufwande für Diener und Thiere unternommen werden, ereignet es sich wohl, dass ihnen die Geldmittel ausgehen und sie genöthigt sind, mehrere Monate liegen zu bleiben, oder mit hohen Procenten Geld aufzunehmen, wodurch die Unterthanen nachher um so härter gedrückt werden.

Zuerst, den 8. Februar, erschien in unserem Lager zum Derbar der Rajah von Bykanir. Seine Familie, ein jüngerer Zweig des Hauses von Joudpore, gehört zu den

ältesten Indiens, und wurde mit ihrem Volksstamme, einigen 90,000 Menschen, wie der Rajah erzählte, von den Mongolen aus den fruchtbaren Ebenen des Jamna in die Wüste gedrängt. Sein Land hat zwar 18,059 Quadratmeilen, aber nur eine halbe Million Einwohner. Die Revenuen betragen über 30 Lack, wovon jedoch nur fünf Lack auf den Rajah kommen; indem die Häuptlinge und Jagirdars das Uebrige erhalten. Er gebietet über 2000 Pferde, 8000 Mann zu Fuss und 35 Geschütze. Die Lage des Landes, am Rande und in der grossen indischen Wüste, die Natur seines Bodens, wo erst 2 bis 300' unter der Oberfläche trinkbares Wasser zu finden ist, haben es vor den Einfällen der Mahratten geschützt; dagegen ist der Rajah oft von seinen aufrührerischen Unterthanen, namentlich von den räuberischen Takurs bedrängt worden.

Rajah Kaur Rattan Sing befand sich schon drei Monate auf der Reise, begleitet von 10,000 Mann, unter denen sich 2000 Bewaffnete befanden. Sr. Hoheit Aufzug hatte etwas antikes aber ärmliches. Voran ritten auf Kameelen seine Suwars. Er selbst liess sich in einem reich vergoldeten Takt-i-rawan tragen, umgeben von seinem Sohne und Nachfolger, seinem Bruder und Neffen, 22 Baronen, 12 Ministern und ersten Officiern und einigen hundert Mann mit Lanzen, Schilden und Schwertern bewaffnet. Er und seine Umgebung waren in weisse, faltenreiche, weite Weiberröcke gekleidet und trugen rothe, spitz zulaufende hohe Turbane; den Schild auf dem Rück-

ken und den Säbel in der Faust. Ihre Erscheinung hatte etwas Aehnliches mit den bildlichen Darstellungen der alten Aegypter. Der Rajah, alter indischer Hofsitte gemäss, im Gehen eines Elephanten unterrichtet, kam in dieser schwerfälligen Gangart ins Empfangszelt und wurde von Lord Ellenborough mit Händedruck empfangen. In der Unterhaltung waren Se. Hoheit frei, mittheilend und lebhaft, und vergass darüber, dass er schon über funfzig Jahre zählte. Sein Minister erlaubte sich, bei der Schilderung des Landes seines Herrn, in Bezug auf die Armuth und Oede der Natur, witzelnde Bemerkungen einfließen zu lassen, was dem Rajah selbst ein Lächeln abnöthigte. „Wir haben,“ äusserte er unter andern, „weder Löwen noch Tiger, weil es an Wasser fehlt, nur Hasen und Vogelwild und nach anhaltendem Regen wilde Schweine; aber der Regen ist bei uns so selten, wie das Gold.“ — Reich beschenkt verliess uns Se. Hoheit nach einer halben Stunde.

Bald nachher erschien auf einem schönen, prächtig geschmückten und zierlich bemalten Elephanten, auf dessen Kopf ein goldener Pfau sich stolz erhob, der Rajah von Bhurtpur. Ihm voran ritten seine Suwars auf Kameelen, dann kamen seine Pferde, Kutschen und sein Palanquin; seine Verwandten, Serdars und höheren Officiere auf Elephanten, seine Truppen theils zu Pferde, theils zu Fuss. Se. Hoheit ist unter der speciellen Aufsicht der Briten erzogen worden, erst 25 Jahre alt, gross und stark, aber von Blatternarben entstellt und ohne alle äussere Vor-

züge ; indess nicht ohne diejenigen Tugenden, welche einen guten indischen Fürsten auszeichnen , dem auch die der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter, die britische Regierung, nicht fehlt. Er selbst war in ein blauseidenes langes Gewand, mit Goldborten besetzt, gekleidet, und reich mit Juwelen geschmückt, seine beiden Vettern in grünseidenen Stoffen und seine neunzehn Barone und Minister in bunten Kleidern. Da der Rajah sehr schweigsamer Natur war, so dauerte sein Besuch nur kurze Zeit, die Geschenke wurden gebracht und das Rosenöl gespendet. Auch Hindu Rau, welcher hier in einer reizend gelegenen Villa lebt, hatte um die Gunst gebeten, Lord Ellenborough seine Verehrung bezeugen zu dürfen. Er wurde besonders freundlich empfangen, und mit einem Säbel, einer Uhr, goldenen Kette und schönen Büchse beschenkt. Nach ihm erschien der Thakur von Khurwa, welcher ein kleines Jagir unter britischem Schutze in der Provinz Ajmir besitzt und den Generalgouverneur in englischer Sprache anredete. Beide verliessen sehr befriedigt mit dem Empfange unser Lager.

Oberst Southerland, welcher als Resident zu Ajmir Gesandter bei den meisten der hier anwesenden Rajahs ist, machte mir das Anerbieten, einigen dieser Fürsten einen Besuch abzustatten, was ich natürlich aufs dankbarste annahm. Der Verabredung gemäss fuhren wir zuerst zum Rajah von Bhurtpur, welcher mich im engen Kreise seines Hofes empfing. Se. Hoheit, von den Jats, der Bauerncaste, abstammend, besitzt nicht die feinen

Manieren, welche gewöhnlich die indischen Fürsten auszeichnen; aber es lag etwas biederer und herzlicher in seinem Wesen. Der Rajah nimmt mit seinen Mannschaften ein grosses Lager ein, und er selbst wohnt in ungewöhnlich grossen, von Leinwandwällen eingeschlossenen Zelten. Ihn beschäftigten aufs lebhafteste die Vorbereitungen zu einem Feste, welches er dem Generalgouverneur zu Ehren veranstaltete und wobei vierhundert Personen nach europäischer Sitte diniren sollen. Wenn gleich der Rajah bei dieser Gelegenheit nichts geniesst, nur für den Appetit seiner Gäste bedacht ist, so bleibt es doch eine merkwürdige Erscheinung, dass ein Hindufürst für dergleichen Dinge Interesse zeigt. Nach manchen, meinen König, mein Vaterland und mich betreffenden Fragen, lud mich Se. Hoheit ein, Bhurtpur und Dyg zu besuchen. „Ich will Dir Pferde und eine Eskorte auf Deinem Wege stellen,“ waren seine Worte, „und nach Kräften für Deine Unterhaltung sorgen, bedaure nur, Dich nicht persönlich in meiner Residenz empfangen zu können.“ Da diese Orte nicht sehr aus meinem Wege liegen, und der Oberst Southerland rieth, ein so freundliches Anerbieten nicht abzuweisen, werde ich mich von Agra aus dahin begeben.

Um Sr. Hoheit Zeit nicht länger in Anspruch zu nehmen, empfahlen wir uns und eilten zum Rajah von Alwar, der uns bereits einen seiner Verwandten mit einer Eskorte entgegengeschickt hatte. Der Rajah empfing mich mit allen Ehren, Kanonen wurden bei unserer Ankunft

gelöst, eine Ehrenwache stand aufgestellt, und sein kleiner Hof war in vollem Glanze versammelt. Se. Hoheit ist ein grosser, schöner Herr, in dessen freundlichen Augen Wohlwollen und Offenheit liegt; seine schönen Zähne hatten leider durch das Kauen der Areka eine röthliche Farbe angenommen. „Ich nehme es Dir sehr hoch auf,“ redete er mich an, „dass Du, einem grossen Könige angehörend, aus weiter Ferne kommst, mich zu besuchen.“ Er hatte im Benehmen und in der Unterhaltung etwas edles und fürstliches, und war so lebhaft und unerschöpflich in Fragen, dass wir eine kleine Stunde bei ihm verweilen mussten. Se. Hoheit erzählte, er sey ein grosser Freund der Jagd, des Militairs und schöner Gärten, und ich möchte nur kommen, mich in seinem wildreichen Lande zu vergnügen, wo ich die beste Gelegenheit finden würde, Tiger, Eber und Antilopen zu schiessen. Der Rajah besitzt Hunde, welche einen Tiger angreifen und tödten und hatte, dies Schauspiel zu zeigen, einen Tiger und Hunde mit gebracht; indess da dies doch nicht ganz ohne Gefahr seyn möchte, auch Lord Ellenborough kein Freund solcher Scenen ist, so wird die Sache wohl unterbleiben. Zur Ergötzung und um den Empfang vollständig zu machen, erschien eine ebenso hübsche als reich geschmückte Bajadere, welche, in faltenreiche bunte Röcke und weite seidene Pantalons gekleidet war, voll Juwelen prangte und grosse silberne Ringe mit Schellen um die Knöchel trug. Ihre Bewegungen waren nicht ohne Anmuth; aber zu einförmig, um auf

die Länge zu fesseln. Endlich wurde ich mit Rosenöl besprengt, erhielt die in Blättern der Betelrebe gehüllte Bettelnuss, und wir nahmen auf's herzlichste unter dem Donner des Geschützes Abschied, begleitet von der Eskorte bis zur Gränze des Lagers.

Da der Rajah von Alwar folgenden Tages zum Derbar vom Generalgouverneur eingeladen war, so beschloss ich, mich den Herren anzuschliessen, welche ihm zum Empfange auf Elephanten entgegenritten. Wir trafen erst einige hundert Mann zu Kameele, welche ihre grossen Flinten von Zeit zu Zeit als Zeichen der Freude abschossen; dann kam der General der Truppen auf einem Elephanten und hinter ihm ein Bataillon reguläre Infanterie. Diesen folgte der Rajah auf einem in Gold und Silber geschmückten Elephanten, vor ihm im Haudah standen zwei Büchsen und den Zug schlossen mehrere hundert Mann irreguläre Cavallerie, mannigfaltig gekleidet und bewaffnet. Der Rajah rief mir, als er mich erblickte, mit der rechten Hand fortwährend winkend, ein freundliches Salam zu, und versicherte nicht wenig erfreut zu seyn, mich unter den ihn Begrüssenden zu finden. Obgleich der Rajah nur eine Revenue von zehn Lack besitzt, so lag doch in seinem Aufzuge beinahe ebenso viel Pracht, als in dem des Rajahs von Bhurtpur; auch sein Hofstaat war nicht geringer, denn ihn begleiteten dreissig seiner Häuptlinge, Officiere und Minister. Die Unterredung zwischen ihm und dem Generalgouverneur dauerte eine starke halbe Stunde, er erzählte von seiner

Reise und seinem Lande, und äusserte bei den Geschenken wiederholt seine Freude, dass man ihn so reich mit Waffen bedacht habe. Nach ihm erschien noch der Rajah von Schapura, ein Verwandter des Hauses von Odeypur, dessen Besitzungen theils in diesem Staate, theils im britischen Territorium liegen. Sein Aufzug war ein sehr einfacher, indem seine Revenue kaum ein Lack beträgt; er selbst im Takt-i-rawan, seine Begleitung zu Fuss und zu Pferde.

So viel für jetzt von den hier anwesenden Fürsten; begleiten Sie mich nun auf meine Streifzüge. Die Muselmänner feiern jetzt das Fest des Moharrem, dem Tode Hussein und Hassans zu Ehren. Während desselben ergeht das Volk sich in Vergnügungen aller Art; vor einzelnen Läden und Moscheen stehen Thürmchen aus buntem Papier höchst zierlich gemacht, Tabut (d. i. Sarg) genannt, mit Lämpchen erleuchtet, welche am letzten Tage dieses Festes, unter feierlicher Prozession nach einem heiligen Wasser getragen, hineingeworfen und gleichsam darin begraben werden. — Ueberdem sind die Abendstunden die eigentliche Zeit, das Leben und Treiben des Volkes kennen zu lernen. Ich nahm daher dankbar das Anerbieten des Capitains Alcock an, mit ihm auf seinem Elephanten durch die Strassen Delhis zu reiten; sein Kameelsuwar trabte voran, uns Platz zu machen *).

*) Dieser von Jedermann geliebte und hoch geachtete Officier, wurde seinen Angehörigen und Freunden auf eine furchtbare Art im November 1844 entrissen. Captain Alcock, Deputy

Wir begaben uns nach der Chandrie-Choak, jener breiten Strasse, welche Delhi von Osten nach Westen durchschneidet. Als wir an dem äussersten Westende in dieselbe bogen, stellte sich unseren Blicken das interessanteste Leben einer indischen Volkswelt dar. Die Chandrie-Choak oder der Silbermarkt besteht aus einer Strasse zwei- oder dreistöckiger, von Sand- und Backsteinen erbauter Häuser, in der unteren Etage befinden sich die offenen Bazare, in den oberen sind die Wohnungen der Kaufleute, aus jenen verbreiteten unzählige Lämpchen eine Helle, wie sie die schönste Erleuchtung

quatermaster-general, verliess nämlich an einem Donnerstage Cawnpur im Palankin, um nach Agra zu gehen, von wo er seine Reise auf Nussirabad fortsetzen wollte. Den Freitag verlebte er in Herrn Clarkson's Haus zu Meinpury, und liess sich am Sonnabend im Palankin nach Agra tragen. Bei Bureah Tallau wurde der sorglose Reisende von einem Decoit Trupp angegriffen; er sprang schnell aus seinem Palankin, um sich mit dem Säbel zu vertheidigen; aber verlassen von seinen Trägern, sah er sich nach einem heftigen Kampfe und mehreren lebensgefährlichen Wunden genöthigt, um Beistand nach dem Dorfe zu laufen, wobei ihn ein Schuss dieser Mörder tödtete. Es hat sich nachher ergeben, dass diese Decoits Capitain Alcock für den Magistrat Herrn Unwin gehalten haben, welcher ihnen aufs eifrigste nachstellte und Hoffnung hegte, dieselben zur Haft zu bringen. Herr Unwin traf zwei Stunden später auf dem Mordplatze ein, aufs tiefste von dem Ereignisse erschüttert, und brachte die furchtbar entstellte Leiche nach Meinpure zurück. — Die Indischen Zeitungen bemerken dabei, dass die Ermordung eines Europäers durch Decoits die grösste Bestürzung in der Gesellschaft erregt habe; denn es wäre ein neuer und kühner Fortschritt in ihren Unternehmungen, wozu sie um so mehr ermuthigt würden, als es nicht unbekannt sey, dass die Europäer durch das ganze Land sehr oft unbewaffnet reisten.

nur geben kann, und in diesen sah man an den offenen Fenstern, Balconen oder Erkern, die Frauen und Mädchen festlich geputzt die Menge beobachten. Kopf an Kopf drängte sich das Volk von Bude zu Bude, Elephanten und Kameele suchten bedächtig sich durch diese Menschenmasse den Weg zu bahnen; hier hörte man Waaren anpreisen, dort sah man schöne Frauengestalten in ihren weissen luftigen Gewändern unter Lachen und Scherzen sich der Freude und dem Frohsinn überlassen; Musik ertönte, während Tänzerinnen und Spassmacher einen kleinen Kreis um sich versammelt hatten, der mehr in Geberden als Worten seinen Beifall zu erkennen gab. Ein schlauer Fruchthändler bot seine Hucka jedem Vorübergehenden an, um Käufer an sich zu locken; Juwelenhändler öffneten von Zeit zu Zeit ihre Kästchen und zeigten den schönen Schmuck an Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen; denn Delhi's Goldarbeiten, besonders die in Filetgrain, sind künstlicher, geschmackvoller und billiger, als irgendwo in Indien und übertreffen bei weitem die in Genua. Auch Malereien auf Elfenbein, sowohl Portraits als Gebäude und Aufzüge werden hier bis zur grössten Vollkommenheit ausgeführt und würden selbst unseren ersten Künstlern alle Ehre machen. Es ist nicht allein die Aehnlichkeit, welche man daran bewundern muss, sondern auch die Feinheit und Treue in der Ausführung. Wir ritten wohl zwei Stunden durch diese geschäftige Welt und kehrten erst spät des Abends nach unserem Lager zurück.

Eines Morgens frühstückte ich beim Capitain D., welchem das hiesige Zeughaus anvertraut ist, und wo ich die Bekanntschaft des Herausgebers der Delhizeitung machte. Dessen schönes Haus besitzt, wie hier mehrere der von Europäern bewohnten Gebäude, unterirdische Gemächer, in denen man, wenn die heissen Winde wehen, gegen deren trockene Gluthhitze geschützt ist, und eine beinahe um 10° gekühlte Temperatur geniesst. Nicht weit davon liegt der vom Kaiser Schah Jehan angelegte Garten Schalimar, in welchem sich das Schloss des britischen Residenten befindet; aber gegenwärtig ist dasselbe unbewohnt und der grosse Garten, voll der schönsten Bäume, etwas im Verfall. Wir nahmen nachher die Druckerei in Augenschein, bei welcher mehrentheils Eingeborne angestellt sind und mit der zugleich eine Steindruckerei verbunden ist. Aber von besonderem Interesse war mir das hier am Wasser gelegene Zeughaus. In demselben befanden sich 110 Geschütze verschiedenen Calibers, Waffen für alle Truppentheile gleich sorgsam und geschmackvoll geordnet und zwei Pulvermagazine, in deren einem 200 Centner lagen. Wenn gleich alle Gebäude sehr zweckmässig gebaut waren, so liess sich doch viel dagegen aussetzen, dass eine solche Anhäufung von Kriegsmaterial in der Stadt, drei Meilen von den Truppen entfernt liegt.

An demselben Tage in später Nachmittagsstunde ritt ich durch die Stadt nach dem südlich ausserhalb dersel-

ben gelegenen, wenige hundert Schritte vom Thore entfernten Trümmern des Pallastes von Schah Feroze, auf dessen Plattform die berühmte Feroze Cotelah- (Feroze Stab-) oder Feroze Lathsäule steht. Es ist dies eine jener Säulen, deren der fromme Fahian vor 1400 Jahren auf seinen Reisen gedenkt, und von welchen noch eine im Fort zu Allahabad, und die drei anderen in Nordbehär, nahe der Nepaulgränze in Tarai, nicht fern von Bettia und dem Gandakiflusse stehen. An allen befinden sich dieselben Inschriften in der alten Pali- oder Deva Magalhisprache, und an dieser noch persische und Sanskritschriftzüge. Dem grossen Scharfsinn des gelehrten Jas Prinsep ist es gelungen, die der Palisprache zu entziffern. Es ist ein Edikt des Bhuddistenkönigs über ganz Indien, Namens Asoka (der Kummerlose), welcher von 325 bis 288 v. Chr. lebte, gegen die Vertilgung lebender Thiere und eine Ermahnung zur Beobachtung des Bhuddismus.

Die Feroze Cotelah, aus einem Stück braunen Granit, hat unten 10' im Umfange, und erhebt sich etwas spitz zulaufend bis zu 42' Höhe. Sie steht eingemauert auf der Plattform des völlig in Trümmern zerfallenen Pallastes. Die Sonne neigte sich ihrem Untergange zu, als ich vor diesen umfangreichen Ruinen eintraf; ich band mein Pferd an ein grosses Mauerstück und klimmte über mächtige Bogen und Hallen zur Plattform hinauf. Hier vor einem mehr als zwei-

tausend Jahre alten Monumente, von welchem drei grosse Epochen aus Indiens Geschichte zu mir redeten: die der Bhuddisten, Braminen und Mongolen, umgeben von unabsehbaren Trümmern mit dem Blick auf Delhi, dessen Minarets und Kuppeln die untergehende Sonne vergoldete, mussten jene Zeiten und Völker im magischen Bilde vor meinem Geiste erscheinen. Es herrschte die tiefste Stille, nur von Delhi drang, kaum hörbar, dann und wann leise das Stadtgeräusch zum Ohre, und aus den Räumen, wo einst Leben und Glanz geherrscht, sah ich einen Schakal auf Raub dahinschleichen. In solcher Einsamkeit empfindet und erkennt der Mensch mehr als je, wie hingänglich und vergänglich seine Werke sind, wie Völker erstehen und untergehen, und wie das höhere Geistige dem Erstorbenen Platz machen muss. Ich sagte mir:

Was ist denn dauernd in der Welt zu sehen?

Was steht denn fest, wenn Rom nicht konnte stehen?

Ich erreichte eben noch zu rechter Zeit das Lager, um mit einigen Freunden in der Abendstunde auf Elephanten nach der Stadt zu reiten, wo am 10. Februar der letzte Tag des Moharrem gefeiert wurde. In diesen Stunden sind die Häuser der Vornehmen für Jedermann geöffnet, man freut sich Fremde zu empfangen. Die hellerleuchteten Räume sind mit Blumen geschmückt und mit Teppichen ausgelegt, der Herr des Hauses sitzt auf einer Ottomane von seinen Angehörigen umgeben, ruft den Eintretenden ein Salam zu,

Tänzerinnen und Musikanten erscheinen und Scherbet und Süssigkeiten werden gereicht. Man kommt und geht nach Gefallen. Auf den Strassen sieht man das Volk, Männer, Frauen und Kinder, in grossem Aufzuge, die Tabut tragen und begleiten; voran gehen Musikanten, Elephanten, Fackelträger und Züge mit bunten Papierlaternen, Bildern, Blumen und Palmzweigen. Wo die Tabut vorüberkommt, wird gesungen und gejubelt und Feuerwerke werden abgebrannt. Dies Treiben dauert bis zur Mitternachtsstunde und dann tritt völlige Stille ein.

Wie gewöhnlich, so unternahm ich auch am folgenden Morgen noch vor Sonnenaufgang einen Spazierritt, und diesmal um die Westseite der Stadt nach der Sternwarte, dem Gentur Mantar, welches unter Mahomed Schah im Jahre 1724 von seinem Günstlinge und Minister, dem eifrigen Forscher in der Astronomie, Jey-sing, Rajah von Jeypur, erbaut wurde. Dasselbe liegt eine kleine Stunde südwestlich von der Stadt, inmitten vieler Ruinen; aber es war nie vollendet und ist leider von den Jats so zerstört, dass man nur noch die Trümmer davon sieht. Indess aus diesen lässt sich noch deutlich das grossartige Bauwerk erkennen. Auf grossen Gewölben ruhen die kolossalen Gnomone und Quadranten aus rothem Sandsteine und Backsteinen erbaut, zu denen schön gewundene Marmortreppen führen. Ausser diesem Observatorium errichtete Jeysing noch vier andere in seiner Residenz, das Saraj Jeypur oder

Huwa Muhul, in Mattra, Benares und Oujeni. Seine astronomischen Tafeln, welche er 1728 vollendete, nannte er seinem kaiserlichen Patron zu Ehren „Zydji Mahomedschassi,“ d. i. die Tafeln Mahomed Schahs. —

Auf dem Rückwege durch das Delhithor begegnete mir mein Reisegefährte, Capitain West, welcher mich einlud, den Pallast des Grossmoghuls in Augenschein zu nehmen, indem der Commandant desselben, Capitain Angelow, sich erboten hätte, ihn uns zu zeigen. Der jetzige König ist der sechsundzwanzigste Fürst seines Hauses, seit Timur (1413) seine Dynastie auf den Thron von Delhi erhob; aber deren herrschende Macht hatte der That nach schon mit dem Tode Aurengzebs (1707) ihr Ende erreicht. Als die Briten des jetzigen Königs Vater, Akbar Schah, aus der Gewalt der Mah-ratten (1803) befreiten, gehörten ihm nur der Pallast und die Ländereien, welche ihn umgaben, nebst zwei Lack jährlicher Appanage. Die britische Regierung erklärte, obgleich sie keine Verbindlichkeit gegen Se. Majestät habe, so wolle sie ihn nicht allein im Besitze seines Pallastes und seiner Familiengüter (Tajul genannt) lassen, sondern ihm noch eine jährliche Pension von 12 Lack (120,000 Lt.) bewilligen. Akbar Schah, welchen der grausame Gholam Khadir geblendet hatte, ein hochbejahrter würdiger Herr, genoss die Liebe der Einwohner von Delhi, und alle muselmännischen Fürsten Indiens hatten auf ihn die Ehrfurcht übertragen, in welcher seine mächtigen Vorfahren standen. Seine verbes-

serte Lage erlaubte ihm wieder mit einigem Glanze aufzutreten, wobei die alte Etikette des Hofes der Grossmoghule auf's strengste beobachtet wurde. Er starb, 80 Jahre alt, den 28. September 1837.

Der jetzige König (mit dem Titel: Abul Mozffer Sarajuddyn Mahomed Bahadur Schah Badscha-i-Ghazie), ein blosser Schattenfürst, hat diese Liebe durch sein ausschweifendes Leben und seinen zänkischen Sinn eingebüsst, er steht mit seiner Familie nicht im besten Vernehmen und lebt mit seinen Ministern in fortwährendem Streite. Noch wenige Tage vor unserem Eintreffen sah er sich genöthigt, den Beistand des britischen Residenten in Anspruch zu nehmen, um seinen Hausminister aus seinem Pallaste zu schaffen, den selbiger nicht freiwillig verlassen wollte. Auch in seinem Harem hatte er einigen Kummer und öffentlichen Aerger erlebt. Eine seiner Kebsweiber wurde ihm unbewusst guter Hoffnung, bald eine zweite, und da ergab es sich, dass ein als Eunuch gekaufter Wächter des Harems die Ursache dieser Erscheinung war. An dem Slavenhändler konnte sich der ergrimnte König nicht rächen, und den angeblichen Eunuchen durfte er nicht mit dem Leben bestrafen; ihn mit Peitschenhieben aus dem Pallast zu jagen, war das einzige, was er verhängen konnte. — Der König hat sich erst vor wenig Monaten, im neunundsechzigsten Jahre, zur Betrübniß seiner Familie, abermals verheirathet, und stand kürzlich mit dem Scindia in lebhaftem Briefwechsel, wegen Ueber-

sendung eines Arztes, welcher die „unbezahlbare Kunst besässe,“ wie sich Se. Majestät ausdrückten, einen Appetit von täglich zehn Siers (20 Pfund) zu erwecken. Ob der Rajah von Gwalior sich von diesem geschickten Manne auf einige Zeit trennen würde, war noch unbestimmt.

Wer dem Könige seine Aufwartung machen will, meldet sich beim Hausminister, muss einige siebenzig Rupien zahlen und erhält dafür einen Säbel, welcher nicht zu gebrauchen, und ein Ehrenkleid, welches nicht zu tragen ist. Oeffentlich erscheint der König nur zweimal im Jahre, wenn er die Jammamoschee und Humayuns Grab besucht. Dann sitzt er auf einem sehr originell bemalten und geputzten Elephanten, umgeben von seinen Ministern, den Vornehmen Delhi's und seinen Suwars. Akbar Schah sah man in dieser Weise sich zu Zeiten im Freien ergehen, indem er dabei seine Hucka rauchte, welche auf dem Kopfe des Elephanten stand und von dem Mahoud gehalten wurde. Er verlangte dann, selbst von Europäern, dass die Fahrenden aus ihren Wagen, die Reiter von ihren Pferden steigen und sich vor ihm verneigen sollten; aber es wurde ihm, so wie dem jetzigen Könige erklärt, dass er auf solche Ehrenbezeugungen keinen Anspruch machen dürfe.

Der Pallast des Königs oder der Jehan-Abad, das einzige ihm gebliebene Besitzthum von dem Glanze seiner Vorfahren, wurde von Schah Jehan (reg. 1627—1656) im Jahre 1631 auf den niederen Quarzklippen

des rechten Jamnaufers angefangen und nach zehn Jahren vollendet. Eine 40' hohe Mauer aus rothen Quadersandsteinen, mit kleinen Bollwerken und Thürmen und einem tiefen Graben, von 4000 Schritt Umfang (oder beinahe 10,000 engl. Fuss) schliesst in einem unregelmässigen Viereck die Wohnungen des Grossmoghuls ein. Zwei kolossale Doppelthore mit kleinen Vorhöfen, das des Einganges nach Westen, das andere nach Süden gelegen, führen in diese kleine Stadt. Die östliche Seite wird vom Jamna bespült, welcher aber noch so weit von der Mauer entfernt ist, dass hier ein kleiner Garten hat angelegt werden können; die nördliche Seite wird durch einen kleinen Canal von dem auf einer Insel gelegenen alten Pallast getrennt. Derselbe ist ganz verfallen, wurde einst als Staatsgefängniss benutzt, und hängt durch eine Bogenbrücke mit dem neuen Pallast zusammen.

Wir traten durch das Westthor ein, über welchem Capitain Angelow wohnt, und dessen Güte wir die detaillirte Besichtigung verdankten. Ein hochgewölbter Gang, in welchen das Licht von oben hereinfällt, mit Nischen an den Seiten, führt durch ein Thor in den ersten, 300 Schritt langen Hof, den wiederum Mauern einschliessen. Ein 4' breiter Canal, welcher den inneren Raum von Süden nach Norden durchschneidet, geht unter die nach Süden gelegenen Thore in den grossen Graben. In östlicher Richtung den Hof durchschreitend, kommt man durch ein grosses Portal in einen 200 Schritt

breiten, ein Viereck bildenden Hof, in welchem der äussere Thron angebracht ist. Er steht in einer aus weissem Marmor gebauten Säulenhalle, dem Eingange gegenüber; zwanzig Säulen in arabisch-byzantinischem Style in zwei Reihen bilden die Front, acht die beiden Seiten; der Thron selbst ist ein marmorner Sessel, die Rückseite schmücken Arabesken in florentinischer Mosaik, unter denen ein Orpheus aus Edelsteinen, unmittelbar über dem Throne, unsere besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es ist ein Bild von 8' Höhe, und scheint die Copie eines berühmten italienischen Meisterwerks zu seyn. Vor diesem Thron ertheilten die Grossmoghule den Gesandten und den Vornehmsten des Reichs Audienz, wenn selbigen anbefohlen war, auf Elephanten zu erscheinen. Eine Barriere trennt die Elephanten, welche in besonderer Ordnung dahinter aufmarschiren mussten, deren hier gegen 200 Raum haben.

Aus diesem Hofe kommt man durch ein kleines nördlich gelegenes Thor, in einen mit weissen Marmorplatten ausgelegten Hof, nach dem Dewan-Kost. Es ist ein aus weissem Marmor gebautes offenes Audienzgebäude; die gewölbte Decke wird von 32 Marmorsäulen in zwei Reihen getragen. In der Mitte stand der berühmte Pfauenthron aus schweren Goldtafeln, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen überzogen, zwischen zwei goldenen Pfauen, die ihre ausgebreiteten Edelsteinschweife erhoben hatten, und über welche ein Pa-

pagey in natürlicher Grösse, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, den prachtvollsten Thron der Erde zierte. Der Juwelier Tavernier, welcher ihn gleich nach seiner Vollendung sah, schätzte ihn auf 6 $\frac{1}{2}$ Million Lt. an Werth! Den kostbarsten Stein, ein Rubin erster Schönheit und Grösse, hat Timur entführt, und den Edelsteinschmuck nahm Schah Nadir mit sich nach dem persischen Hochlande. Jetzt ist nur noch ein einfacher Sessel auf hohem Fundament stehend vorhanden; dünne Goldplatten, mit werthlosen Steinen und Perlen besetzt, bedecken diesen Thron, und ein Himmel von silbernen Säulen getragen schwebt darüber. Zur Seite stehen in arabischen Lettern die Worte: „Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier! so ist es hier! so ist es hier!“ Nach dem Jamna liegen drei höchst zierlich gearbeitete gitterartige Marmorfenster, in deren mittlerem eine Oeffnung angebracht ist, vor welcher die Grossmoghule zu sitzen pflegten, und durch welches nur ihnen gestattet war, ihr Auge an der fruchtbaren Niederung zu weiden.

Südlich vom Dewan-Kost, längs dem Flusse, liegen die in arabischem Style erbauten Marmorpalläste des Königs und seiner Frauen, nördlich die Bäder, Gärten, die Wohnungen der Prinzen und eine kleine Moschee. Alles ist aus weissem Marmor mit eingelegter Edelsteinmosaik erbaut, wobei Pracht mit Ueppigkeit und Bequemlichkeit wetteifern, und das Zierliche, die mannigfaltigen Muster an den Säulen, Erkern und her-

austretenden Hallen bewunderungswürdig kunstsinnig und geschmackvoll sind; aber mehreres ist bereits so in Verfall, dass einige der Gemächer und Bäder nicht mehr benutzt werden. Auch der Garten, in dessen Mitte sich ein Bassin und Springbrunnen befinden, ist durch geschmacklose Anbauten und Abänderungen seiner früheren Reize beraubt worden.

Vor dem Eingange zur Wohnung des Grossmoghuls ist über einem Steinsitze eine Wage angebracht, um anzudeuten, dass nur Gerechtigkeit in diesen Räumen gehandhabt wird. Als wir in die Hallen traten, welche zu den Wohngemächern des Königs führen, sahen wir einen Rhapsodenerzähler, der vor dem Schlafzimmer des Grossmoghuls sass, und mit lauter Stimme Märchen vortrug. Ein einfacher Vorhang trennte ihn von dem auf Ruhebetten liegenden König, welcher durch diese Märchen in den Schlaf eingewiegt werden sollte. Vermöge einer Treppe stiegen wir von hier nach dem am Jamna gelegenen Garten hinab, den einige grosse Tamarinden, Bananen und Blumen aller Art schmücken, und worin Tauben zum besondern Vergnügen des Königs gepflegt werden. In den Morgen- und Abendstunden ergötzt sich der alte Herr an Spazierfahrten auf dem hier 900' breiten Jamna.

Wir begaben uns endlich nach der Wohnung des Capitain Angelow. Von einem über derselben sich erhebenden Thurme geniesst man ein vollständiges Panorama von Delhi und seiner Umgegend, mit der Aus-

sicht auf die in gerader Linie davon ausgehende Chandrie-Choak. Ueber der dicht gedrängten Häusermasse erhebt sich zunächst die Jammamoschee, und dahinter liegt im Umkreise ein unabsehbares kahles Feld, bedeckt von unzähligen Ruinen, an welches nach Norden sich einige Dörfer mit ihren grünen Saatfeldern und die gleichsam in einem Wäldchen liegenden Cantonnements anschliessen. Der Pallast selbst, in welchem an 7000 Menschen wohnen, erscheint zwar grossartig, doch stören die vielen ausserhalb der Höfe stehenden Lehmhütten den Eindruck; aber die Aussicht auf das Jamna-thal ist entzückend.

Zu den grössten Merkwürdigkeiten Delhi's gehört die schon aus weiter Ferne sich kenntlich machende Cutab-Minar. Sie liegt funfzehn Meilen von der Stadt, und ist die berühmte Säule, welche Cutab-ud-Deen, der Stifter der Ghuriden und der Zertrümmerer des Bramanenthrones in Delhi (1193), als Triumphsäule des Mahomedanismus über das Bramanenthum erbaute. Ich ritt am 13., begleitet von einem Kameelsuwar, mit der ersten Morgenröthe aus unserem Lager dahin. Es war ein frischer klarer Tag, nur 49° F., ehe die Sonne aufging. Der Weg führte mich um die Westseite der Stadt, an den Lagern der Rajah's vorüber. Dann durchritt ich das Feld der Ruinen und Trümmer in seiner ganzen Länge, indem die Cutab beinahe den Schlussstein bildet.

An dem Grabe Saffir Jange's nahm ich ein anderes

Pferd und verweilte dort ein wenig, um dies schöne Denkmal, welches die Hülle eines nahen Verwandten aus dem Königshause Aude birgt, in Augenschein zu nehmen. Es liegt in der Mitte eines grossen viereckigen Blumengartens, umgeben von einer hohen Mauer, und ein grosses Thor mit verschiedenen Hallen und Gemächern aus rothem Sandstein, bezeichnet den Eingang. Das Grabgebäude, aus weissem Marmor und rothem Sandstein erbaut, welche hier parallel und in senkrechten Lagen mit einander abwechseln, besteht aus einem grossen Dome, umgeben von gewölbten Hallen, in dessen Mitte, einem Octogon, der Leichnam in einem Marmorsarkophag ruht; die zweite Etage ist über die Plattform hinausgebaut und birgt den Prachtsarg. Viele Thürmchen, deren Dome von kantigen Säulen getragen werden, und kleine Minarets erheben sich über den Ecken und dem äussersten Rande. Der Garten ist ziemlich gut erhalten und prangte voll aromatischduftender Blumen; aber die Bassins und Springbrunnen, welche ihre kühlenden Wasser in die Lüfte sprudelten, sind verfallen. Als ich auf einem der höchsten Thürmchen stand, den Garten mit seinem reichen Blumenflor zu meinen Füßen, in dem sich wilde Pfauen tummelten, darüber hinweg Ruine an Ruine und im Hintergrunde Delhi, war eben die Sonne im Aufgehen. Tiefer und heiliger Friede ruhte in diesem Augenblick über dem stillen und einsamen Orte, der vielleicht die seligste Ruhestätte einer menschlichen Hülle ist; aber zu be-

klagen ist, dass die Lebenden das Andenken der Todten so wenig ehren und ihnen diese Ruhe nicht gönnen, denn an den schönsten Denkmälern zeigen sich Spuren von frevelnder Hand; nicht die Hindus, sondern die Muselmänner selbst, sind diese Zerstörer, welche dem Andenken ihrer Vorfahren auch nicht die geringste Achtung widmen, und es den Briten überlassen, ihre Moscheen, Grabmäler und Palläste zu schützen und wieder herzustellen.

Gegen acht Uhr befand ich mich vor der stolz sich erhebenden Cutab-Minar. Sie ist aus schönem rothen und festen Sandstein erbaut, hat im Fundament 62' Durchmesser und erreicht in drei Absätzen bis zur höchsten Spitze 265' (bis zur obersten Gallerie 242' 6''). Diese Säule, die grösste der Erde, sollte nach Absicht Cutab-ud-Deen's den Eingang zu einer von ihm zu erbauenden Moschee bezeichnen. Der untere Absatz, ungefähr 90' hoch, wechselt mit eckigen und runden vertikalen Canellirungen, um welche in erhabener arabischer Schrift, Sentenzen aus dem Koran angebracht sind; die beiden anderen Absätze, aus runden Canellirungen bestehend, gehen allmählig spitz zulaufend hinauf zur höchsten Spitze, in einem kleinen Dom endend, der von acht kantigen Säulen getragen wird. Ein Erdbeben hatte denselben 1803 herabgestürzt, er ist jedoch in seiner ursprünglichen Gestalt von den Engländern wieder hergestellt worden.

Die Cutab steht inmitten uralter Bhuddisten- und

Hindubauten und einiger muselmännischen Ruinen. Aus den kolossalen Thoren und Säulen, den kühnen Gewölben der ersteren, erkennt man noch heute eine grosse Zeit, die in den erhabensten Bauwerken ihren Glauben und ihre Gebräuche verewigen wollte. Um die Gesimse ziehen sich in Sculpturen die Aufzüge ihrer Könige, ähnlich denen der heutigen Fürsten, die Pilaster zieren Elephantenköpfe, und der forschende Beobachter würde hier eine längst vergangene, uns so wenig bekannte Zeit in einzelnen geschichtlichen Momenten verfolgen können. Indess dazu gehört ein langer Aufenthalt, der mir nicht vergönnt war, ich musste mich mit dem flüchtigen Eindrücke begnügen. In einem der Höfe steht eine alte runde, mit Sanskrit- und arabischen Inschriften verzierte, 30' hohe eiserne Säule, in welche der Zerstörer Schah Nadir in seinem Zorn mit der Axt eine tiefe Beule schlug.

Nachdem ich einige Stunden unter diesen merkwürdigen Ruinen umhergewandert war, führte mich mein Führer die Cutab hinauf. Vermöge einer Wendeltreppe von 383 Stufen erreicht man die höchste Spitze, welche von einer eisernen Gallerie umgeben ist. Aber, wie soll ich den Anblick schildern, der sich hier meinen Augen darbot. Was mir bisher von Delhi und seiner Umgegend nur in einzelnen Bildern erschienen war, zeigte sich nun auf ein Mal in seinem ganzen Umfange. Da lagen die Ruinen von Pallästen, Villen, Moscheen, Grabmälern, Carawansereien und Gärten früher Jahrhun-

derte, unter deren Trümmer sich noch heute hundert und sechzig Kuppeln und Thürme kenntlich machten! Delhi mit seinen blendend weissen Marmordomen und Minarets, und der dahinter in grünem Thale strömende Jamna begränzte das düstere Bild. Ich sass wohl eine Stunde auf diesem Punkte, wo des Menschen Phantasie so reiche Nahrung findet, und wo Jahrtausende warnend und belehrend zu ihm reden. Der Führer, ein schöner Hindu, stand eben so nachdenkend und in sich versunken neben mir und unterbrach endlich die feierliche Stille mit den Worten: „Sahib, hier ist nichts von Bestand gewesen, viel Jammer und wenig Freude, die Lebenden haben nur daran gedacht, sich nach dem Tode schön zu betten, und die Nachkommen, das zu zerstören, was für die Ewigkeit bestimmt war.“

Ich erreichte noch zu rechter Zeit unser Lager, um Zeuge einiger interessanten Derbars beim Generalgouverneur seyn zu können. Wie gewöhnlich waren zwei Geschütze und 1 Bataillon in der Hauptgasse aufgestellt, den eintreffenden Fürsten die Ehren zu erweisen. Zuerst erschien der Rajah von Dholpur-Bary, in ähnlichem Aufzuge wie der Rajah von Bhurtpur, und gleichfalls ein Jatfürst, jedoch nur mit einer Revenue von 5 bis 6 Lack. Ihn begleitete sein einziger Sohn, ein Knabe von achtzehn Monaten, und 26 Serdars und Ministers. Nach ihm hielten die Edeln von Delhi auf Elephanten und in Palankinen ihren Aufzug: ehemalige Minister der Grossmoghule, einige Serdars und die vornehmsten Wechsler;

mehrentheils ergraute Männer, von denen einige so alt waren, dass sie sich von ihren Söhnen mussten führen lassen. Sie brachten einzeln, sich tief verneigend, ihre Huldigung dar, und wurden dabei mit goldenen Ketten, Perlschnüren oder Shawls beschenkt und mit Rosenöl und der Betelnuss begnadigt.

Zuletzt erschien der neue Rajah von Jeitpur, ein grosser schöner Mann in der Blüthe des Lebens. Er sollte mit dem kleinen Fürstenthum gleichen Namens im Bandelkand belehnt werden, dessen bisheriger Rajah sich gegen die Briten aufgelehnt hatte, entflohen und abgesetzt worden war. Ihn hatte der Ruf zum Throne in grosser Dürftigkeit gefunden, und Freunde hatten ihm zu seinem heutigen Aufzuge Elephanten und Suwars geliehen. Mit grosser Aufmerksamkeit vernahm er den Inhalt seines Bestallungsbriefes, der ihm von einem Babu vor dem Generalgouverneur vorgelesen wurde. In dem Augenblick, wo er denselben an seinem Turban befestigte, zum Zeichen, dass er geloben wolle, was darin von ihm gefordert wird, verkündete der erste Kanonenschuss seine fürstliche Würde und die Musik spielte „*God save the Queen*“. Ein kostbarer Säbel, Schild und Armschienen wurden ihm gereicht, und eine Perlenkette ihm umgehungen. Diese Belehnung fürstlicher Würde, oder vielmehr diese Creirung eines indischen Rajah war ebenso originell als feierlich und schien auch auf den Belehnten nicht ohne Eindruck geblieben zu seyn.

Den letzten Tag in Delhi, den 14. Februar, fuhr

ich mit Oberst Ashburnham an einem klaren, schönen Morgen nach Kaiser Humayuns Grab. Es ist das Mausoleum vom Vater Akbars des Grossen, und liegt fünf Meilen südlich von der Stadt. Der Weg führte uns auf einer von Nismes (*Melia azedirachta*) und Akazien eingefassten staubigen Strasse an der Feroze-Cotab vorüber, zuerst nach dem alten Fort. Hiervon sind nur noch die Ruinen der 40' hohen Mauern mit ihren vorspringenden runden Thürmchen und eine verfallene Moschee vorhanden; im innern Raume haben Landleute ihre kleinen unansehnlichen Hütten gebaut. Zwei Meilen dahinter liegt links von der Strasse, am Eingange eines Dorfes, das grösste und schönste der Grabmäler Delhi's. Ein grosses Thor aus rothem Sandstein führt in den Garten, in dessen Mitte das kolossale Gebäude liegt. Von dem Blumenflor, welcher einst hier gepflegt wurde, und den Springbrunnen, welche hier sprudelten, sieht man nur noch wenige Spuren. Das Mausoleum selbst, aus rothem Sandstein und weissem Marmor erbaut, ist zweistöckig, mit einer grossen hochgewölbten Halle und vielen Nischen in der unteren und mehreren Hallen in der oberen Etage; ausserhalb zieren Dome, von kantigen Säulen getragen, Arabesken und Sculpturen, das prachtvolle Gebäude. Auch hier ist der byzantinisch-arabische Styl der vorherrschende, wenn gleich sich die Bogen und Wölbungen dem maurischen nähern. Des Kaisers und seiner Gemahlin Särge aus weissem Marmor, mit Arabesken und arabischen Inschriften, stehen

in der Mitte der grossen Halle; die seiner Familie in den kleineren Räumen, und einige der Minister haben den Vorzug genossen, ausserhalb auf der unteren Plattform ihre Hüllen betten zu dürfen. Humayuns Grabmal liegt auf einer kleinen Erhöhung, gleichsam die umliegende Gegend beherrschend; wir wanderten lange in den verwilderten einsamen Räumen umher, und erfreuten uns an der Aussicht von einer der Nischen, wo man gleichsam in einen Rahmen gefasst, im Vordergrund das Ruinenfeld und dahinter die merkwürdige Stadt mit dem mächtigen Jamna zur Seite vor sich sieht.

Einige hundert Schritte von diesem Mausoleum befinden sich unter Tamarinden und Pipalabäumen die Marmorgräber mehrer Heiligen, unter denen das von Nasimuddin das merkwürdigste ist, und sich durch seine überaus zierlichen Arabesken, seine durchbrochenen Arbeiten und gitterartigen Umgränzungen, in schönem weissen Marmor, besonders auszeichnet. Fakire und Müssiggänger hatten bei diesen Gräbern ihre Wohnsitze aufgeschlagen; Einige liessen sich in ihrer Andacht nicht stören, Andere boten sich uns zum Führer an. Ein wohl 50' tief gelegener ummauerter Teich dient den Knaben der anliegenden Ortschaften ihre Taucherkünste sehen zu lassen; als wir daher bei demselben eintrafen, baten die Schwimmlustigen, ein Almosen ins Wasser zu werfen, welches von ihnen, indem sie sich überschlagend in die grosse Tiefe hinabstürzten, aus dem schmutzigen Wasser in wenig Augenblicken herausgeholt wurde.

Bald nach unserer Rückkehr in das Lager begab sich der Generalgouverneur zu dem Rajah von Bykanir, dessen Zuge wir uns anschlossen. Da der Rajah einige Meilen westlich lagerte, so wurden die Elephanten vorausgeschickt, und wir fuhren nach dem Sammelplatz. Als wir die Cantonnements hinter uns hatten, und über die kahle Felshöhe fuhren, zeigte man mir die Stelle, wo Schamschoudin, Nawab von Ferospur, vor funfzehn Jahren den allgemein geachteten Major Fräser durch gedungene Meuchelmörder umbringen liess. Ob Eifersucht die Ursache dieses Verbrechens war, wie Einige behaupten, oder ob es dadurch veranlasst ward, dass Fräser den Nawab oft auf ernste und strenge Weise warnte, sich ungerechter Handlungen zu enthalten, ist unerwiesen. Genug dem Schamschoudin und seinen Helfershelfern wurde der Prozess gemacht, und Delhi's hoher Adel erlebte das unerhörte Beispiel, den Nawab nebst den Mördern unweit der Stadtmauern aufgehangen zu sehen. Schamschoudins eigener Bruder soll ihm das Todesurtheil gesprochen haben, dabei erklärend, sein Bruder habe es nicht besser verdient, weil er Anderen die Rache übertragen, welche selbst zu nehmen seine Pflicht gewesen wäre.

Je näher wir an des Rajahs Lager kamen, desto lebhafter wurde die Strasse. Kurz vor demselben kam der Rajah, in einem Takt-i-rawan [getragen, umgeben von seinen Baronen und vielen seiner Leute, dem Generalgouverneur entgegen, und Kanonensalven verkün-

deten den Moment der Begrüssung. Dieser Empfang in einem Takt-i-rawan, während wir hoch auf Elephanten sassen, und des Rajahs Träger alle Kräfte anwenden mussten, um mit ihrem Fürsten Lord Ellenborough zur Seite zu bleiben, das Drängen, Laufen und Schreien zahlloser Suwars und Diener hatte etwas wildes, aber höchst originelles. Vor dem Baldachin des Empfangszeltes stiegen wir von unseren Elephanten: schöne Teppiche bedeckten den Fussboden und mannigfaltige Drapirungen zierten das grosse Zelt. Wir nahmen auf Lehnstühlen zur Rechten des Rajahs, seine Barone links ihre Sitze ein. Im Beginn der Unterhaltung wurden die für den Generalgouverneur bestimmten Geschenke überbracht: Shawls, Seidenstoffe und Juwelen; von einem so armen Fürsten sehr reiche Gaben. Dann erschienen mehrere Bajaderen, begleitet von einem Tänzer, den ersten Mann, welchem ich in Indien tanzen sah. Der Anzug dieser Schönen war der gewöhnliche der Nodgemädchen, ihr Schmuck sehr werthvoll, und ihr Tanz ein zwar gracieuses, aber einförmiges Bewegen und Hüpfen; weniger anmuthig erschien der Tänzer, dessen Sprünge ans burleske gränzten. Während seine Hoheit an Lord Ellenborough das Rosenöl und die Betelnuss spendete, übernahm gegen uns sein Bruder sehr ceremoniös dies Geschäft. Wir nahmen mit der untergehenden Sonne Abschied, dicke Staubwolken hüllten uns so ein, dass wir uns gegenseitig nicht mehr erkennen konnten, und unsere Elephanten, um sich zu erfrischen, sich

fortwährend mit Wasser bespritzten, wobei auch wir etwas getauft wurden.

Die Vorbereitungen zu meiner Abreise nach Agra nehmen meine letzten Stunden so in Anspruch, dass ich Ihnen nur noch die Temperatur betreffend, einige Mittheilungen machen kann. Ich habe nach Boussingaults Methode schon hier versucht die mittlere Temperatur von Delhi zu bestimmen, und mit aller Vorsicht, den Andrang der äusseren Luft zu hindern, achtzehn Zoll tief in die Erde gebohrt und den Thermometer hineingesenkt. Es ergaben sich nach Verlauf einer halben Stunde $67\frac{1}{2}^{\circ}$ F., welches für die Richtigkeit von Boussingaults Behauptung zu sprechen scheint. Ich gedenke in Calcutta, das den Wendekreisen bedeutend näher liegt, diesen Versuch zu wiederholen. Sonst haben wir in den vierzehn Tagen meines Hierseyns ein sehr regelmässiges Steigen des Thermometers gehabt; beinahe täglich um 1° , denn den 4. Februar hatten wir Morgens 48° , Mittags 75° und Abends 64° F., wogegen den 15. schon Morgens 56° , Mittags $80\frac{1}{2}^{\circ}$ und Abends 71° F. waren.

IX.

AN CARL RITTER.

Reise im Palankin nach Agra; Die Landschaft zwischen Delhi und Agra; Schilderung von Agra; Die Taj-Mahal; Das Grabmal von Ettymadaula; Die Gärten am Jamna und Ram-Bagh; Das Fort zu Agra oder Akberabad; Die Mothymoschee; Secandra, das Grabmal Akbar des Grossen; Waisenanstalt daselbst; Die Polizeiverwaltung im Distrikt von Agra; Hochzeiten der Indier und ihre Gebräuche dabei; Reise nach Fattehpur-Sykret; Die Ruinen vom Pallaste Akbar des Grossen; Geschichte von Bhurtpur; Die Stadt und Aufnahme daselbst; Antilopenjagd mit Leoparden; Reise nach Dyg und Mattra; Rückkehr nach Agra.

AGRA, den 24. Februar 1843.

Sie werden mich auf meinen Wanderungen bis zu dem Augenblick verfolgt haben, wo ich von dem Rajah von Bykanir heimkehrend, wegen der Vorbereitungen zu meiner Weiterreise in meinem Berichte aus Delhi abbrechen musste. Die Beweise von Wohlwollen und Freundschaft, welche mir während meines Hierseyns von allen Seiten zu Theil geworden sind, machten mir die Trennung von so lieben Freunden schwer; aber es

ist etwas erfreuliches, dass der Engländer eine einmal gefasste Zuneigung für das ganze Leben bewahrt. Seinem praktischen Sinn, seinem Streben nach Gründlichkeit und seinem hohen moralischen Standpunkt verdankt England seine Grösse und seine Macht. Es sind mir diese Tugenden nirgend so augenscheinlich geworden, als in diesem Lande. Je mehr ich Englands Regierungsweise hier kennen lerne, je mehr muss ich das Colonisationstalent der Briten bewundern! Irrthümlich ist es, wenn man glaubt, dass Englands Macht in Indien ihren höchsten Grad erreicht habe; im Gegentheil sind überall Anzeichen einer auf Dauer und Festigkeit beruhenden weiteren Entwicklung. Aber ebenso bestimmt lässt sich behaupten, dass dies ungeheure Reich noch lange nicht seine abschliessende Form, seine eigentliche Grösse erlangt hat. Es steht nicht mehr in der Macht der Briten zu sagen: so weit und nicht weiter wollen wir gehen; die Sorge für die eigene Existenz wird sie zwingen, den Indus oder vielmehr die Solimanberge, die Keibergebirge und die Himalajakette zur Gränze zu machen, und die Reiche im Inneren sich völlig zu unterwerfen. Mangel an Nationalität unter den Indiern, die despotische Regierung ihrer Fürsten und die entarteten Sitten ihrer Höfe, werden es begünstigen, und je allmählicher es geschieht, desto geringer werden die Opfer und die Gefahren seyn.

Da das Reisen in Indien, wenn die heissen Winde wehen, mit Gefahr für die Gesundheit und mit grossen

Entbehrungen verbunden ist, so musste ich eilen, vor dieser Zeit Calcutta zu erreichen. Ich verkaufte deshalb hier meine Pferde, Zelte und sonstigen Sachen, verabschiedete meine Diener und beschloss mit Dawk *) die Reise fortzusetzen. Es ist dies die übliche Reiseart in Indien; aber um so unbegreiflicher, als von hier nach Calcutta eine Kunststrasse führt, welche den besseren in Europa an die Seite zu stellen ist. Bei einigen Opfern von Seiten der Regierung müsste leicht eine Wagenpost einzurichten seyn, von Ochsen oder Pferden befördert; indess man sagt sich, dass dieselbe in den ersten Jahren nur allein von den Briten benutzt werden würde, indem der Eingeborne sich schwer von seinen tief eingewurzelten Gebräuchen lossagt. So werden denn Personen und Briefe, mit Ausnahme kleiner Strecken, nur durch Menschen befördert. Auf diesen Dawkstrassen sind beinahe alle zwanzig Meilen kleine Häuser (Dawkbangalows) gebaut, in denen der Reisende für täglich eine Rupie ein Unterkommen und Bedienung findet, und sich durch ein Bad erfrischen kann; einige Lebensbedürfnisse, wie Thee, Zucker, Wein und Brod ist man genöthigt im Palankin mit sich zu führen. Im übrigen ist der Reisende in Indien, indem hier keine Gasthöfe zu finden sind, auf die Gastfreundschaft der Briten angewiesen, und diese kann in der That in den

*) Dawk (sprich Dock) nennt man eine Reise im Palankin. Gegenwärtig hat die indische Regierung Palankinwagen machen lassen, welche von Menschen gezogen werden.

frühesten Zeiten unserer Vorväter nicht grösser gewesen seyn, als sie hier ausgeübt wird. Man findet überall, selbst ohne Empfehlungsbriefe, ein herzliches Willkommen und die gastfreieste Aufnahme, je länger es dem Gaste gefällt, je mehr Freude hat er seinem Wirthe bereitet. Aber dennoch habe ich mir oft gesagt, so wenig man es zugestehen wollte, dass es für diejenigen, deren Gastfreundschaft in besonderem Rufe steht, eine grosse Last seyn muss.

Ich hatte zum Tragen meines Palankins acht, für den Dulie meines Werners sechs Träger genommen; ausserdem vier Banghybärdars (Leute, welche in kleinen hölzernen oder blechernen Kasten, Petaros genannt, mit Hülfe eines langen Bambusrohrs, das über der Schulter schwebend ruht, jeder 40 Pfund tragen müssen) und zwei Massalschies oder Fackelträger. Für die Reise nach Agra, 137 Meilen, musste ich 140 Rupien bezahlen, was den Kosten von sechs Pferden Extrapost in unserem Lande gleichkommt.

Am 15. Nachmittags 3 Uhr verliess ich, begleitet von den Segenswünschen meiner Freunde, unser Lager. Nach Agra führen zwei Strassen, die nähere aber weniger gute über Mattra und die bessere über Allighar; ich hatte letztere gewählt. Meine Träger trugen mich schnellen Schrittes durch das Caschmirthor und die Stadt an dem Pallast vorüber; gleich hinter demselben führt eine Schiffbrücke, welche in der Regenzeit abgetragen ist, auf das jenseitige Ufer des Jamna, und so-

bald man diese und das trockene sandige Bett des Flusses überschritten hat, fängt eine starke Meile dahinter eine von Bäumen eingefasste Kunststrasse an. Dieselbe ist von Cancar gebaut, einer aus Kies, Lehm und Thon bestehenden festen Masse, welche sich in den meisten Theilen Indiens drei bis vier Fuss unter der Oberfläche des Erdbodens befindet, allmählig verhärtet und das beste Material für diesen Zweck bildet. Bis Agra sind zwölf Stationen, die längste von 14, die kürzeste von 10 Meilen. Ein Laufzettel setzt die Postbeamten von der Ankunft des Reisenden in Kenntniss, daher man die neuen Träger stets bereit findet; jedoch war mir empfohlen worden, kein Trinkgeld zu geben, wenn der Palankin bei der Ablösung niedergesetzt würde. Es soll dies das beste Mittel seyn, keinen Aufschub zu erleiden, denn ereignet sich ein solcher, so muss der Reisende den Trägern aller folgenden Stationen die verlorene Zeit bezahlen.

Das Land zwischen Delhi und Agra ist völlig eben und mehrentheils bebaut; gegenwärtig erfrischte der Anblick üppiger Waizen- und Gerstenfelder das Auge, und ein unbewölkter Himmel und heller Mondschein begünstigten meine Reise. Wenn wir Reisenden begegneten, rief man sich grüssend: *Ram, Ram* zu, und sobald wir der neuen Station nahe waren, erhoben alle Träger ein durchdringendes Geschrei, um ihre Annäherung anzukündigen. Nach den Begrüssungen und einigen Fragen geht es unter Aechzen und Stöhnen schnell

weiter, der Fackelträger läuft nebenher, seine aus Baumwolle bestehende Fackel von Zeit zu Zeit mit Oel anfrischend, welches er in einer hölzernen Flasche oder im Bambusrohr bei sich führt, und der Aelteste dieser unermüdlichen Schaar verbindet mit dem Lebewohl demüthig die Bitte um Geld: „*Sahib, Backschisch*“ (Herr, ein Geschenk, Gabe) sind die bei jeder Station sich wiederholenden Worte. Dass eine Reise im Palankin zu den unangenehmsten gehört, so bequem es auch dem Anschein nach ist, getragen zu werden, lässt sich denken.

Auf halbem Wege, bei dem Städtchen Allighar, welches von einer Mauer umgeben ist und aus dessen Mitte sich die Minarets und Kuppeln einer Moschee erheben, nahm ich in dem dortigen Bangalow einige Erfrischungen zu mir. Pipala, Tamarinden und Nismesbäume und die Gärten der nördlich um den Ort sich hinziehenden Bangalows geben der flachen Gegend ein malerisches Ansehen. Schon nach einer kleinen Stunde befand ich mich wieder auf dem Wege, die Landschaft war überall dieselbe, ein ebener Boden, dessen Einförmigkeit nur von einzelnen schön belaubten Bäumen unterbrochen wurde. Einige Meilen von Agra führt eine Schiffbrücke wieder auf das rechte Ufer des Jamna und um 6 Uhr Morgens, den 17. Februar, befand ich mich in dem Bangalow des Herrn Riddle; mithin hatte ich in 39 Stunden diesen weiten

Weg von Menschen getragen zurückgelegt, beinahe $3\frac{1}{2}$ Meile in der Stunde.

Bevor ich Ihnen von meinem hiesigen Leben erzähle, erlauben Sie mir, ein allgemeines Bild von der einstigen Residenz Akbars des Grossen voranzuschicken. Agra, an dem rechten Ufer des Jamna, der hier einen Bogen nach Osten macht (unter $27^{\circ} 12'$ NBr. und $78^{\circ} 17'$ ÖL. v. Gr.), gewährt von der Flussseite einen malerischen und nach dem Fort selbst grossartigen Anblick; kleine felsige Höhen aus Kalkstein ziehen sich im Halbkreise um den Ort; auf der südlichen Seite liegen die Bangalows und Casernen des Militairs, auf der entgegengesetzten die der Civilbeamten und das Regierungsgebäude. Die vielen Gärten, in denen Bananen, Pipala, Tamarinden, Babul und Akazien ihre mannigfaltigen Laubdächer ausbreiten, so wie die mit Bäumen bepflanzten Kunststrassen, welche sich durch die Cantonnements um den Ort winden, geben der Gegend das Ansehen eines von kleinen Wäldchen bedeckten Landstrichs.

Die Stadt selbst, mit 65,250 Einw. (darunter 47,300 Hindus und 17,950 Muselmänner) und 10,000 M. Truppen nebst deren Dienern, dehnt sich vier Meilen in der Länge und drei in der Breite aus, die Häuser sind grösstentheils von rothem Sandstein gebaut, einige weiss oder bunt angestrichen und drei bis vier Etagen hoch. Eine schöne breite Strasse, mit Steinplatten gepflastert, durchschneidet den Ort von Süden

nach Norden, vom Fort ausgehend und bei der Padri tollah endigend; die übrigen Strassen sind zwar eng, aber reinlich. In dieser Hauptstrasse befinden sich die Bazare, die meisten oft nur acht Fuss breit, und hier sieht man von früh bis spät eine geschäftige Menge, ein Leben und Treiben, wie in der Chandrie-Choak zu Delhi. Aber der Handel ist hier nicht so gross, als es den Anschein hat, die Einwohner sind im Allgemeinen arm und nur wenige Kaufleute und Wechsler machen grössere Geschäfte. Die eigentliche Handelswelt ist an dem Jamna, in der Nähe des Zollhauses, wo grosse Lager von Baumwolle und Salz aufgehäuft sind; letzterer Artikel darf nämlich am linken Ufer des Jamna nicht gewonnen werden, und bringt jährlich eine Zolleinnahme von beinahe sechs Lack, wogegen die der Baumwolle, welche mehrentheils von Gwalior, Jeypur und Bhurtpur kommt, kaum drei Lack beträgt, ja $18^{39/40}$ selbst nur ein Lack und 300 Rupien. Die gesammte Einnahme des Zollhauses ist jährlich zwischen 9 und 10 Lack. Ausserdem treibt Agra einen nicht unbedeutenden Handel mit Kalabatum, bei den Indiern sehr beliebte Goldborten.

Eine grosse Zierde der Umgegend sind die Gärten der Bangalows, deren einige mit ebenso viel Sorgfalt als Geschmack angelegt sind; aber da ihre Instandhaltung lediglich von fortwährender Ueberrieselung abhängt, so ist es schwierig, den Blumenflor in Frische zu erhalten, und ein zu diesem Zweck erforderliches Ge-

spann Ochsen kostet monatlich 12 Rupien. Auch fehlt es an gutem Wasser, indem die meisten Brunnen nur salziges Wasser geben. In der Zeit der heissen Winde, vom April bis Ende Juni, ist das Clima dem Europäer beinahe unerträglich, indess sobald die Regenzeit beginnt, wird die Luft angenehmer, und mit dem October, wo kühlender Thau oder Nebel in den Morgenstunden aufsteigt, geht es allmählig zur kälteren Jahreszeit über. Dann prangt die ganze Natur in seltener Ueppigkeit und Frische, die Flur erglänzt im schönsten Grün und dem herrlichsten Blumenflor, und ein balsamischer Duft der Rosen, Veilchen und Myrten zieht durch die Lüfte. In diesen Tagen, die ein dunkelblauer, fortwährend klarer Himmel verschönert, fühlt sich der Europäer neu belebt und wird, wenn im December das Feuer in den Kaminen flackert und die Abendstunden die Freunde traulich zusammen führen, mehr als je an sein Heimathland erinnert.

Mein erster Ausflug galt der Taj Mahal (sprich Tasch) oder dem Diamant Seraglios, dem schönsten Bauwerke Indiens. Es liegt eine Meile südlich von der Stadt hart am Jamna, und wurde vom Kaiser Jehan, sich zum Troste und seiner geliebten Frau Mumtaz Mahal zu Ehren, erbaut. Ihren Tugenden und ihrer Schönheit verdankte Mumtaz Mahal dies Denkmal: denn als sie bei ihrer ersten Niederkunft starb, gelobte der Kaiser seiner Gemahlin eine Todtengruft zu errichten, welche für ewige Zeiten seine Liebe und ihren Ruhm verkün-

den solle. Wir ritten längs dem Strande auf einer während der Hungersnoth im Jahre 1838 neu angelegten Kunststrasse an den Ruinen der Palläste vorüber, in denen unter Akbar dem Grossen die Vornehmen residirten; Mauern, so kolossal und fest, dass sie aller Gewalt zum Trotz sich erhalten haben. Man sieht Trümmer von 10' Dicke, und mit einem Cement verbunden, der nur vermöge Pulver gesprengt werden kann. Schon aus weiter Ferne bekommt man den Diamant unter den Gebäuden der Erde zu sehen, welcher durch den blendend weissen Marmor, aus welchem dies grossartige Grabmal errichtet ist, wie ein silbernes Zauberschloss erscheint. Es ist ein erhabener Dom, von vier 120' hohen Minarets umgeben und von so ausgezeichnetem Mauerwerk, dass sich Alles auf's Vollkommenste erhalten hat; nur einige Gräfte haben durch das Erdbeben von 1803 Spalten bekommen, deren kleine Risse aber mit Silber ausgefüllt sind.

Wir traten von der Ostseite durch ein hochgewölbtes mosaikartig erbautes Thor in den äusseren Hofraum, den eine hohe Mauer aus rothem Sandstein mit vier Metallthoren umschliesst, an den vier Ecken stehen vier Bastione und auf denselben Oktogone mit hohen Domen von kantigen Säulen getragen. Hier lagen die Wohnungen der Aufseher, die gastlichen Räume für Reisende, welche dieses Wunderwerk besuchten. An der südlichen Seite führt ein zweites, noch schöneres und grossartigeres Thor mit Metallthüren in den von hohen Mauern

eingeschlossenen Garten; gewölbte Hallen bilden die Einschliessung nach der Gartenseite. Eine Allee alter Cypressen, zwischen welcher Marmorbecken, Springbrunnen und Blumenbeete sich befinden, führt in gerader Linie zu einer breiten Marmortreppe, die auf eine grosse Plattform leitet, über welche sich der erhabene Dom mit seinen zierlichen, schlanken Minarets erhebt. Der Garten, stets mit reich duftenden Blumen besetzt, soll ein Bild des ewigen Frühlings geben, und unter dem Schatten der anmuthigen Tamarinden, der Bananen, Pipala und Mangobäume der Wanderer Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen finden. Die Taj bildet ein Oktagon, über welchem die Domkuppel mit 70' Durchmesser ruht, und mit Arabesken und Blumengewinden nach Art der florentiner Mosaik ausgelegt ist. Das Innere besteht aus einem mächtigen Gewölbe, zu dem das Licht durch gitterartige Marmorfenster von oben hereinfällt, und wird an den vier Hauptseiten von ebenso viel gewölbten Vorhallen umgeben. Es ist mit Mosaiken aus dem prachtvollsten Edelsteinschmuck überdeckt, welcher der Idee des Paradieses im Koran gemäss, gleich einer Laube in den künstlichsten und mannigfaltigsten Blumenfestons und Fruchtstücken aller Art die Wände ziert; selbst das Verhalten der Töne in diesen magischen Räumen ist ein flötender Wiederhall. In einer der schönsten Blumen zählt man allein 72 Edelsteine. Zu den Mosaiken sind vorzüglich zwölf Steinarten benutzt; Lapis lazuli, Agat, Carneol, blutrother Jaspis, Chalcedon, Sar-

donix, Plasma u. a. Ersterer, Indien fremd, soll aus Tibet gekommen seyn. Die gefeierte Leiche ruht, von einem einfachen Marmorsarge umschlossen, in den unteren Gewölben und der Prachtsarg, im reichsten Mosaik geschmückt und mit arabischen Inschriften versehen, steht in der Mitte der grossen Halle, geschützt durch ein Marmorgitter.

Wer der Baumeister dieses Zauberschlosses war, ist uns unbekannt geblieben; aber es spricht vieles dafür, dass ein Italiener von Schah Jehan an die Spitze des Baues gestellt und von diesem mit Ehrenbezeugungen überhäuft wurde. Vielleicht ist er einer von jenen gewesen, deren Leichen auf dem katholischen Kirchhofe ruhen, und nach der Chronologie auf den Grabsteinen, zu jener Zeit hier gelebt haben. Eilf Jahre ist daran gebaut worden, und vieler Jahre mehr bedurfte es bis zur gänzlichen Vollendung: alle Provinzen des Reichs lieferten ihren Tribut und wetteiferten in Sendung von Kostbarkeiten. Zur Erhaltung dieses Mausoleums wurde das Einkommen von dreissig Ortschaften bestimmt, wovon die eine Hälfte des Ueberrestes als Almosen gespendet, die andern als Schatz in der Gruft niedergelegt werden sollte. Ein Chor von Priestern brachte die täglichen Opfer, Sänger und Musikanten waren bei der Moschee angestellt und eine Nobelgarde zur Bewachung bestimmt. Kaiser Jehan wollte sich selbst ein ähnliches Grabmal, Mathob Bagh genannt, auf der gegenüber liegenden Seite des Jamna bauen und beide durch eine prachtvolle Mar-

morbrücke verbinden. Bereits hatte der Bau dazu begonnen, wovon man noch die Trümmer sieht, als Rebellionen ausbrachen und er im Greisenalter von seinem eigenen Sohne, Aurengzeb, abgesetzt wurde. Er ruht nun neben seiner Gemahlin in einem ebenso kostbaren und schönen Marmorsarkophag.

Zur linken Seite des Haupteinganges hatten frevelnde Hände aus dem Mosaik einige der kostbarsten Steine gebrochen; aber die britische Regierung hat diese kleine Stelle durch Capitain Boileau wieder herstellen lassen, und blos für die Ausbesserung dieser wenigen Arabesken 3000 Rupien bezahlt. Jetzt sind Wächter und Gärtner hier angestellt, des Sonntags sieht man die Fontainen springen und Hunderte von Menschen in diesen ernsten heiligen Räumen sich bewegen. Die Minarets stehen vereinzelt an jeder der Ecken, kaum 20 Schritte von dem Hauptgebäude entfernt; in ihrem Inneren führt eine Wendeltreppe von 162 Stufen zur höchsten Spitze. Die östliche und westliche Seite der 50' über dem Jamna sich erhebenden Plattform, welche mit weissen und schwarzen Marmorplatten ausgelegt ist, nehmen grosse Gebäude ein, aus rothem Sandstein mosaikartig erbaut und aus offenen gewölbten Hallen bestehend; die nördliche Seite wird von dem 500 Schritte breiten Jamna gespült.

Von der obersten Gallerie des südöstlichsten der Minarets geniesst man die schönste Aussicht, und von diesem Punkte sah ich nicht allein den Sonnenauf- und Untergang, sondern auch diesen Feenpallast beleuchtet vom

hellen Glanz des Mondes. In diesen Stunden herrscht hier die feierlichste Stille, die Luft ist dann mehr als je von dem aromatischen Duft der Blumen erfüllt, ein magischer Schein, ein mährchenhafter Reiz ist über die wunderbare Schöpfung ausgebreitet, der Jamna windet sich wie ein Silberstrom durch die grüne Landschaft, die Ruinen von Pallästen und Grabmälern werfen geheimnissvolle Schatten, und Agra mit seinen Minarets und zierlichen Marmorschlössern auf der kühn hervortretenden Citadelle liegt von einem zauberhaften Schleier übergossen, unter dem die vielen Lichter des Strandes und der Bazare gleich kleinen Sternchen glänzen. Aber es ruht auf dieser Landschaft ein solcher Ernst, eine so tiefe Melancholie, als könne der Mensch hier zu keiner seligen Freude, zu keinem reinen Genusse der Gegenwart kommen.

Der Wunsch der Indier, bei den Nachkommen in ruhmvollem Andenken zu stehen, ist ein so leidenschaftlicher, dass sie darüber ganz die Pflichten der Gegenwart vergessen; der Muselmann sucht sich in kolossalen Mausoleen und Carawansereien, der Hindu in Pagoden und schön ummauerten Tonks zu verewigen. *Namkiwasty* (*Nam*, Ruf, Name; *ki*, von, für; *wasty*, Zweck) ist eine jedem Ohr bekannte Redensart, und seinen Namen einer Zeit überliefert zu wissen, in der die Person längst der Vergessenheit anheimgefallen, ist oft die Aufgabe und das Streben eines ganzen Lebens. Aber selbst einige Europäer, welche ihr Leben in Indien zubrachten und

beschlossen, haben sich von dieser verzeihlichen Eitelkeit nicht lossagen können, oder ihre Hinterbliebenen glaubten ihnen ein solches Andenken schuldig zu seyn. So führte mich mein Freund nach dem nördlich der Stadt gelegenen katholischen Kirchhof, wo einem Holländer, Wilhelm Hessings, ein Grabmal aus rothem Sandstein nach dem Modell der Taj von seinen Hinterbliebenen erbaut worden ist; nur die Minarets vermisst man daran. Auf dem Sarkophag steht in englischer Sprache eine kurze Chronologie dieses merkwürdigen Mannes, welcher als gemeiner Soldat in seinem 20. Lebensjahre nach Indien kam, die wechsellvollsten Schicksale erlebte und als höherer Officier im Dienste des Scindia sein thatenreiches Leben beschloss. — Nach dieser Seite ist die Stadt von einem kahlen, mit Ruinen bedeckten, sandigen Boden umgeben; es ist eine trostlose wellenförmige Gegend, welche allein der sanft dahin fließende Jamna belebt.

Da Agra reich an merkwürdigen Mausoleen und Gärten ist, so will ich noch der schönsten in seiner nächsten Umgebung gedenken. An den Ufern des Jamna hatten die Vornehmen aus Akbars und Jehangirs Zeiten ihre Palläste, Gärten und Grabmäler angelegt; hier sieht man noch Ruine an Ruine und einige ziemlich gut erhaltene Ueberreste. Gleich hinter der Schiffbrücke, welche bei dem Zollhause über den Jamna führt, liegt in der Mitte eines Gartens, dessen westliche Seite von dem Jamna bespült wird, Ettymadaula's Mausoleum; wahrscheinlich einer der Grosswürdenträger Akbars. Eine hohe Mauer

umschliesst das Ganze, zu welchem ein prachtvolles Thor mit kleinen Domen und Hallen den Eingang bezeichnet; ähnliche mit mächtigen Portalen versehene Gebäude befinden sich in der Mitte der nördlichen und südlichen Mauer. Bassins und Springbrunnen erfrischten einst den Blumenflor und die Luft; sind aber gänzlich verfallen. Leider haben rohe Hände von dem Grabmal selbst den schönsten Schmuck geraubt, denn Ettymadaula's Grabmal aus weissem Marmor erbaut, mit dem köstlichsten Mosaik in Arabesken und Blumen, war ein ebenso schöner Juwel im Kleinen, als die Taj im Grossen; hier zeigt sich die Reinheit und das Zierliche des Styls und die Feinheit der Ausführung in grösster Vollkommenheit. Es ist gleichfalls ein Oktogon mit einer grossen und mehreren kleinen Hallen, in denen verschiedene Marmorsärge stehen. Erst kürzlich, nach langem Prozesse, ist die britische Regierung in den Besitz dieses Grabmals gekommen, und man war eben beschäftigt, den Schutt hinwegzuräumen und den Garten wiederherzustellen.

Nicht weit davon, gleichfalls am linken Ufer des Jamna, liegt Ram Bagh, einer jener lieblichen Landsitze, in denen die Grossen aus Akbars Zeiten an des Stromes kühlen erquickenden Ufern die heisse Jahreszeit zubrachten. Es ist ein grosser Garten, der sich von allen übrigen durch seinen Blumenreichthum und durch seine schönen Orangen und Tamarinden auszeichnet. Hier pflegen die britischen Beamten nach der Regenzeit oft mehrere Tage zu verleben, um sich in der malerischen Umgebung

des Flusses, in Einsamkeit und Stille an den Reizen der Natur zu erfrischen.

Zu den grossartigsten Bauwerken Indiens aus der Mongolenzeit gehört das Fort in Agra oder Akberabad. Wenn es gleich dem Belagerungsgeschütz nicht lange widerstehen würde, so ist es doch unbezweifelt das festeste und am zweckmässigsten gebaute Festungswerk jener Tage. Ich habe mich verschiedene Male darin umgesehen und einen ganzen Nachmittag in seinen interessanten Räumen zugebracht. Er hat über eine Meile Ausdehnung, ist ganz aus rothem Sandstein erbaut, mit doppelten Wällen, deren äusserer nach der Flussseite 80' Höhe hat, und ist mit kleinen Bollwerken und einem 20' breiten Graben umgeben. Der innere Raum besteht aus drei Höfen mit Gallerien, Porticus und Thürmen versehen. Den ersten Hof umschliessen gewölbte Colonnaden, als schattiger Aufenthalt für die kaiserliche Garde; der zweite von gleichen nur grossartigeren Hallen eingefasst, war für die Minister, Omrahs und höheren Beamten bestimmt und beherbergt heute die Magazine der Briten und eine Compagnie Sepoys, welche die tägliche Wache bildet. Im dritten Hofe befindet sich, nach dem Jamna, der Marmorpallast des Kaisers, die Bäder, sein Harem, eine Moschee, der Pallast seines Sohnes, die Palmen- und Blumengärten. Mit Ausnahme des letzteren Gebäudes, welches aus rothem Sandstein besteht, ist Alles aus dem schönsten weissen Marmor erbaut, die Kuppel vergoldet oder mit blauer Emaille gedeckt. Die Gemächer des Kai-

sers sind zwar klein, aber ungemein luftig und freundlich; gewölbte Verandas von zierlichen Säulen getragen und Fenster aus durchbrochenen Marmorgittern bestehend, liegen nach dem Flusse. Einer dieser reizenden Erker, welcher sich im Halbkreise nach Aussen windet und durch eine von Säulen getragene Kuppel überwölbt ist, soll der Lieblingsaufenthalt Akbars und seines Sohnes Jehangir gewesen seyn; denn von dort aus geniesst man einen weiten Blick über die vom Jamna durchströmte Landschaft und hat die reizende Taj in ihrer zauberischen Pracht vor sich. Hier liegt ein freier Platz und zur Seite zwei breite Terrassen, auf welchen die Übungen der Truppen, die Elephanten- und Tigerkämpfe stattfanden.

So einladend auch der Aufenthalt in diesen Räumen ist, so soll es doch unmöglich seyn, in der heissen Jahreszeit darin aushalten zu können. Aber einzig in ihrer Art und eine wirkliche Perle unter den Bauwerken Indiens ist die neben den Gärten gelegene Mothymoschee. Es ist nicht die reiche, verschwenderische Baupracht, welche zur Bewunderung hinreisst, sondern der edle, einfache Styl, von dem das Auge entzückt wird. Colonnaden aus weissem Marmor umgeben den von Marmorplatten ausgelegten Vorhof, in dessen Mitte ein kleines Bassin zu den Abwaschungen für die Betenden liegt; und fünf offene Portale führen in die von kantigen Säulen getragenen heiligen Hallen. —

Wenn man aus Akberabad nach der Stadt zurückkehrt, liegt ausserhalb des Forts die Jammamoschee, ein

Gebäude von erhabener Architektur und ähnlich der Moschee gleiches Namens zu Delhi. Eine breite Terrasse, zu Seite mit vielen kleinen Thürmen und Minarets geschmückt, führt zu den Gewölben der Andacht, über welche sich drei mächtige Dome, in beinahe gleicher Grösse, kühn gen Himmel erheben. Aber dies herrliche Gebäude geht seinem Verfall täglich mehr entgegen, grosse Sandstein- und Marmorblöcke drohen von schwindelnder Höhe herabzufallen, und wenn die Briten sich der Wiederherstellung desselben nicht annehmen — denn von den indolenten Muselmännern ist dies nicht zu erwarten — wird es bald in Trümmern sinken.

Secandra, das Grabmal Akbars des Grossen, des weisesten und besten der mongolischen Fürsten, liegt acht Meilen nordwestlich von Agra. Damit ich dasselbe mit Musse in Augenschein nehmen und mich an der reichen, fruchtbaren Landschaft erfreuen könne, in deren Mitte es gelegen ist, hatte mein Freund einen ganzen Vormittag dazu bestimmt. Tages vorher wurden Diener mit der Küche vorausgeschickt, damit wir dort das Frühstück einnehmen konnten. An einem jener herrlichen Morgen, wie sie die jetzige Jahreszeit darbietet, fuhren wir bei 52° F. mit dem ersten Schimmer der Morgenröthe auf einer trefflichen Kunststrasse, dem Wege nach Mattra, an vielen interessanten Ruinen vorüber; von denen ich einen hart am Wege gelegenen Grabstein, unter welchem eines der Lieblingspferde Kaiser Akbars ruht, nicht unerwähnt lassen darf; ein Pferd aus rothem Sand-

stein gemeisselt, erhebt sich über demselben. Ausserhalb der Wälle von Akberabad befindet sich noch ein zweites ähnliches Monument.

Schon aus weiter Ferne bekommt man das majestätische Secandra zu sehen, vor welchem wir eintrafen, als eben die Sonne aufging. Es liegt in der Mitte eines Gartens und bildet ein regelmässiges Viereck von 850 Schritt Länge, umgeben von einer hohen Mauer, an deren Ecken kleine Bollwerke vorspringen. Der Haupteingang zu diesem Mausoleum ist von der Südseite, in der Mitte der übrigen Linien befinden sich hochgewölbte Hallen, geschlossenen Thoren ähnlich. Drei hohe Bogenportale aus rothem Quaderstein, mit Mosaik geziert und ebenso viel metallene Flügelthüren bilden das Eingangsportal, über dem mittleren erhebt sich eine Bastion mit vier 120' hohen Minarets aus weissem Marmor, welche bis zur halben Höhe canellirt sind, und in denen marmorne Wendeltreppen zu den Balconen führen. Aber leider sind deren Spitzen, angeblich von den Jats, untergestürzt worden. Das Mausoleum selbst ist ein Quadratgebäude, dessen innere Seite 350', die äussere 410' Länge hat, und erhebt sich in vier Stock, die in steigendem Verhältniss kleiner werden, 120' über der Schwelle, und mit vielen Thürmen und Kuppeln, von canellirten Säulen getragen, bis zur höchsten Etage besetzt sind; Freitreppen aus weissem Marmor führen hinauf. In der Mitte des Erdgeschosses ist Akbars Gruft, ein einfacher Marmorsarkophag, über

welchem eine metallene Lampe in antiker Form spärlich den dunkeln Raum erhellt. Die zweite Etage bilden vier grosse Gewölbbogen, welche in zwanzig verschiedene Gemächer führen, dies sind die Familiengrüfte der Gemahlinnen und Prinzen des Hauses; die dritte Etage ist dieser zweiten ähnlich und gleichfalls aus rothem Sandstein erbaut. Die vierte ganz aus weissem Marmor, in einer ungemein zierlich durchbrochenen Arbeit, beherbergt unter freiem Himmel den Prachtcenotaph, aus einem weissem Marmorblock, mit Reliefs, Guirlanden und Ornamenten aller Art bedeckt.

Von hier übersieht man, im Umkreise von einigen und zwanzig Meilen, eine fruchtbare Landschaft, die nach allen Seiten mit Ruinen alter Herrlichkeit überdeckt ist, aus denen Agra mit seinen glänzenden Minarets und Kuppeln majestätisch hervortritt, und im Hintergrunde der Jamna vorüberzieht. Im Garten liegen Bassins und kleine Canäle durchschneiden ihn von der Mitte der vier Seiten ausgehend, aus denen viele Fontainen fortwährend sprudelten, aber diese Wasserkünste sind verfallen. Dagegen verwendet die britische Regierung viel Sorgfalt für Instandsetzung des Blumenflors, welcher unter dem Schatten alter Tamarinden, Pipala und Orangen trefflich gedeiht. Als wir in einem der kleinen Thürme der zweiten Etage im Anschauen dieser reichen Natur und unter Zeugen vergangener Herrlichkeit unser Frühstück einnahmen, brachte uns der Gärtner niedlich gewundene Blu-

mensträusse mit der Bitte, diese Gabe zum Andenken an den grossen Mann zu bewahren.

Wenige hundert Schritte von Akbars Mausoleum befindet sich, in den Ruinen eines alten Grabmales, eine Waisenanstalt. Es sind die Kinder der Eingebornen, die während der Hungersnoth von 18 $\frac{3}{8}$ im Elend umkamen und deren Erziehung sowohl von der Mildthätigkeit der christlichen Gemeinde, als durch Unterstützung der Regierung besorgt wird. Von den 2000 Kindern, welche damals hier ein Asyl fanden, verblieben 350 in dieser Anstalt, die übrigen wurden in anderen Instituten vertheilt. Gegenwärtig befanden sich 160 Knaben und 140 Mädchen hier, sechszig waren, aller Sorgsamkeit ungeachtet bereits gestorben; jedes Kind kostet monatlich 2 $\frac{1}{2}$ Rupie und die gesammten Ausgaben betragen monatlich gegen 700 Rupien. Herr Moore war der Gründer dieser Anstalt, welche jetzt unter der Leitung des Herrn Driberg, eines deutschen Missionairs, steht. Die Kinder werden in der christlichen Lehre erzogen und diejenigen, welche besondere Fähigkeiten an den Tag legen, zu Lehrern herangebildet. Drei Stunden des Tages sind dem Unterrichte und ebenso viel den Handarbeiten gewidmet. Die Knaben weben Teppiche, Tuch und baumwollene Stoffe, oder lernen Handwerke und den Ackerbau; die Mädchen werden mit häuslichen Arbeiten, mit Spinnen und in der Küche beschäftigt. Ein grosser Garten, zu dieser Anstalt gehörend, wird lediglich von ihnen bebaut und liefert das nöthige Gemüse und die Früchte. Man beabsichtigt ein

christliches Dorf durch sie zu gründen, wozu die Regierung das Land hergiebt. Einige haben sich bereits verheirathet und den Anfang zu dieser Colonie gemacht. Die Lehrer der Anstalt sind mehrentheils Eingeborene, die Kinder waren der englischen Sprache vollkommen mächtig, übersetzten geläufig aus dem Englischen in das Hindostani und rechneten und schrieben sehr gut. Ihr frisches, gesundes Aussehen, die Heiterkeit auf den Gesichtern zeigte, dass sie sich glücklich und zufrieden fühlten.

Hierbei will ich noch des hiesigen Gefängnisses mit einigen Worten gedenken. Es befinden sich hier, bei einer Bevölkerung von vier Millionen Menschen, gegen 1000 Verbrecher; in ganz Bengalen sollen deren 25,000 seyn. Dieselben leben in luftigen, von hohen Wällen eingeschlossenen Räumen; die Mörder, gesondert, sind eng geschlossen; die anderen tragen eiserne Ringe um die Knöchel, welche durch eine Kette verbunden sind, die an dem Leibgürtel befestigt wird. Sie werden durch Arbeiten im Lokale selbst, oder mit Ausbesserung der Wege beschäftigt. Bei dieser Gelegenheit wird es Ihnen von Interesse seyn zu hören, wie die Polizei in den Distrikten Indiens gehandhabt wird.

Die polizeiliche Verwaltung steht in enger Verbindung mit der Revenuecontrole. Jedem Distrikt ist ein Magistrat oder Collector der Landrevenue vorgesetzt, dem alle Criminalfälle in erster Instanz zufallen und welcher bis zu drei Jahre Gefängniss verurtheilen kann; un-

mittelbar unter demselben fungirt der *joint Magistrate* mit gleicher Justizmacht, welchem ein *Assistent Magistrate* beigegeben ist, in dessen Händen eine Strafgewalt bis zu sieben Monat Gefängniss liegt. In dem Distrikt sind, mit Rücksicht auf die Bevölkerung und Ausdehnung desselben, Polizeiabtheilungen, *Thennahs* genannt, denen ein Oberpolizeiofficier *Thennadar*, ein *Moharer* (Schreiber des *Thennadar*), ein *Jemadar* oder Assistent und eine gewisse Zahl *Suvars* und *Burkandazes* oder Polizeidiener vorstehen. Die Pflicht des *Thennadar* ist, sich von Allem, was in seinem Distrikt vorgeht, zu unterrichten, und den Magistrat davon sofort in Kenntniss zu setzen. Zu seiner Unterstützung befinden sich in jedem Dorfe durch Land bezahlte *Chowkidaris* oder Wächter, welche dem *Thennadar* die nöthigen Mittheilungen machen müssen. Der Distrikt von Agra ist in zwölf solcher *Thennahs* getheilt (der von Allahabad mit 4000 Dörfern enthält 24 *Thennahs*) und besteht aus: 47 *Jemadars*, 54 *Duffadars*, 61 *Moharirs*, 913 *Barkandazes* und 48 *Suvars*. Ausser dieser regulären Polizei bestehen noch zwei andere Zweige, mit besonderer Beziehung auf die Einziehung der Abgaben.

Jeder Distrikt wird von einem Revenuecollector beaufsichtigt, unter dem ein *Covenanted Deputy Collector* und ein *Uncovenanted Deputy Collector* steht; letztere nicht im unmittelbaren Dienste der Regierung. Die Revenue wird von den *Tersildars* (Eingebornen) eingezogen, welche dabei von eingebornen Officieren und

Tscheprassys unterstützt werden. Der *Zemindar* des Dorfes, als der eigentliche Landbesitzer, ist für die richtige Einzahlung der Abgabe verantwortlich und muss sich an seine Landpächter halten. Von der an ihn gezahlten Rente kommt $\frac{2}{3}$ des Betrages der Regierung zu, und, wenn Nachlässigkeit die Ursache der Zahlungsunfähigkeit ist, wird sein Besitzthum öffentlich ausgebaut. Im Distrikte von Agra besteht *Mofussil Chowkidari*-Etablissement aus 1791 *Chowkidars* und 1149 *Ballahars* oder Assistenten der *Chowkidars*, welche von den *Zemindars* durch Geld oder Land bezahlt werden. Das *Municipal-Chowkidar*-Etablissement hat 227 *Chowkidars* für die Beaufsichtigung der Stadt und Umgegend von Agra, und wird von einer Abgabe der Hausbesitzer erhalten. Sie stehen unter einem *Cutwal* und vertreten die Stelle von Nachtwächtern.

Die Indier leben jetzt in den Rosenmonaten der Liebe. Es ist die Zeit, wo Gott Cama (Sohn der Makia, d. i. Verführung und Gemahl der Retty, d. i. der Neigung), der Freund des Frühlings, ein schöner schelmischer Jüngling, mit einem Bogen voll Blumen und von lieblichen tanzenden Nymphen umgeben, auf einem plappernden Papagei in kühlen Mondscheinnächten durch die Lüfte fliegt und seine Liebespfeile nach den Vorübergehenden abschießt. Beinahe täglich sehe ich Glückliche, sowohl Erwachsene als Kinder, welche von seinen Blumenpfeilen getroffen sind. So begegnete mir eines Morgens ein zwölfjähriger Knabe, im rothseidenen Gewande, reich

mit Juwelen geschmückt, in einem Takt-i-rawan; seine Eltern und Angehörige, Männer, Frauen und Kinder, folgten in mehreren von Ochsen gezogenen Wagen. Alle waren in zarte weisse Gewänder gekleidet; und einige ungemein liebliche Frauengestalten befanden sich unter ihnen in diesen Wagen und steckten neugierig ihre Köpfchen durch die Vorhänge. Sie zogen nach einem Dorfe zur Braut, wo ein achtjähriges Mädchen dem niedlichen Knaben, der so seelenvergnügt um sich blickte, als wäre die ganze Welt sein Eigenthum, angetraut werden sollte.

Bekanntlich sind bei den Hindus sechs Arten von Heirath als gesetzlich anerkannt, von denen nur viere den Braminen gestattet sind; aber bei Allen ist es Gesetz, dass der Vater seine Tochter ohne irgend einen Anspruch weggeben soll. Zwei von diesen Heirathsformen sind der Soldatencaste erlaubt, nämlich, wenn der Krieger sich einer Frau nach dem Siege bemächtigt und sie gegen ihren Willen ehelicht; und wenn, ohne irgend eine Cereemonie, ein gegenseitiges Hingeben übereinstimmend stattfindet. Dagegen sind Heirathen verboten, wo der Vater ein eheliches Geschenk empfängt; oder, wenn die Frau durch Berauschung oder aus anderer Ursache, sich in einem solchen Zustande befindet, dass sie für unfähig angesehen werden muss, ihre Einwilligung zu der Verbindung geben zu können. Es gereicht zur Unehre, vom Schwiegersohne oder Schwager Mittel zum Lebensunterhalte anzunehmen. Die Männer können Frauen unter

ihrer Caste heirathen, jedoch sollen Frauen höherer Caste sich nicht mit Männern einer niederen Caste verbinden. Im Mahabharata ist die Frau die Ehre der Familie, sie, welche die Kinder schenkt, ist der Lebensgeist des Mannes, seine Hälfte, seine beste Freundin und die Quelle alles Glücks. Die Frau mit der lieblichen Rede ist die Freundin in der Einsamkeit, die Mutter der Bedrückten und die Erquickung auf der Reise in der Wüste des Lebens. Nach den Gesetzen des Menu sollen die Weiber von ihren Vätern, Brüdern und Männern geschätzt und geehrt werden, damit diese selbst glücklich sind; denn die Götter freuen sich, wo man die Weiber ehrt.

Gewöhnlich werden die Mädchen mit dem achten, die Knaben mit dem zwölften Jahre verheirathet, wobei der Vater den Gatten seiner Kinder bestimmt; hat er diese Pflicht aber, drei Jahre nach dem das Mädchen mannbar ist, versäumt, so steht es dieser frei selbst zu wählen. Bei den höheren Casten findet die Hochzeit unter vielen Ceremonien statt, bei den niederen werden die Hände der Braut und des Bräutigams einfach durch einen Halm geheiligten Grases verbunden. Wenn die Tochter eines Soldaten einen Braminen heirathet, so hält sie einen Pfeil in ihrer Hand, die eines Veisya (Caste der Kaufleute) eine Peitsche und die eines Sudra (Caste der Gewerbetreibenden) den Zipfel eines Mantels. Sobald die Braut sieben Schritte dem Bräutigam entgegengegangen ist, und Beide einen besonders dazu bestimmten Text wiederholt haben, ist mit dem siebenten Schritte die Verbindung un-

auflösbar. Stirbt der junge Gatte, bevor er mit seiner Frau zusammen gelebt hat, so soll diese lebenslang Wittwe bleiben; wenigstens nehmen die Hindus höherer Caste Anstand, eine Frau zu heirathen, welche schon als Kind dem Wittwenstande anheimfiel. Die Töchter zweier reichen Hindukaufleute in Calcutta waren kürzlich in diese Lage gekommen und mir wurde versichert, dass die Väter ihren Töchtern eine grosse Mitgift ausgesetzt hätten, um ihnen Männer zu verschaffen.

Mit grossem Gepränge zieht der Bräutigam nach dem Hause seiner Braut, festlicher Empfang mit Musik und Tanz findet statt, mit Blumen und Lichtern sind die Räume geschmückt und eine Kuh wird scheinbar zum Opfer vorgeführt; aber der Bewerber bittet für ihr Leben, und auf sein Ansuchen erhält sie die Freiheit. Die Väter vornehmer Söhne pflegen die Bräute unbemittelter Eltern zu sich zu nehmen und unter ihrer Obhut erziehen zu lassen. Für die Bräute der Fürsten und ihre Eltern, welche von einem anderen Lande kommen, wird zu dem Empfang ein besonderes Gebäude errichtet. Sobald die Ceremonien und die Feste vorüber sind, kehrt der junge Gatte heim, oder der Vater nimmt die Angetraute wieder mit sich, welche, sobald sie mannbar geworden ist, von dem Gatten unter grosser Feierlichkeit abgeholt wird. Bei den Aufzügen der Vornehmen gehen reichgeschmückte Elephanten voran, die Dienerschaft folgt festlich gekleidet, umgeben von Musikanten, Andere tragen Palmzweige, Blumen, bunte Papierlaternen u. dgl. m., und

der Bräutigam schliesst, begleitet von seinen Verwandten, auf einem Elephanten oder Pferde oder in einem Takt-i-rawan in reichen Kleidern den Zug. Schmuck aller Art, oft im Werthe von einigen Tausend Rupien, ist die erste und vorzüglichste Gabe, welche er der Geliebten überbringt; denn die Religion gebietet dem Hindu, seine Gattin beständig mit Schmuck und schönen Kleidern zu versehen, damit sie in ihrer Einsamkeit sich seiner Liebe erinnere und Unterhaltung finde. Da die Ehe unauflösbar seyn soll, und es dem Manne auch nur unter gewissen Umständen gestattet ist, eine zweite Frau zu nehmen, so erscheint es um so bemerkenswerther, dass er sich von seiner Gattin gesetzlich trennen darf, wenn sie nach acht Jahren kinderlos bleibt, oder ihm nach elf Jahren keine weibliche Nachkommenschaft schenkt. Desgleichen ist die Frau verpflichtet acht Jahre ihres Gatten zu harren, wenn er religiöser Zwecke halber sie verlassen hat, sechs Jahre, wenn Drang nach Weisheit oder Ruhm ihn in die Welt treibt, und drei, wenn Vergnügungen die Ursache seiner Abwesenheit sind.

Wie ich Ihnen schon aus Delhi schrieb, sollte nach so viel Erlebtem die beabsichtigte Reise über Fattehpur-Sycret nach Bhurtpur, Dyg und Mattra angetreten werden. Der hier residirende Agent des Rajah hatte mir angekündigt, dass Alles zu meinem Empfange und zu meiner Weiterbeförderung bereit wäre. Ich habe mich bei dieser Strecke von 150 Meilen aller in Indien gebräuchlichen Reisearten unterziehen müssen; von einer

Baggy ging es zu Pferde, dann wieder auf einer Heckerie, auf einem Elephanten, im Palankin und endlich zu Kameel. Bis Fattehpur begleitete mich Herr Jackson, welchen Geschäfte dahin führten. Wir traten in frühester Morgenstunde des 22. Februar, bei 51° F., mit untergelegten Pferden in einem einspännigen Wagen die Fahrt dahin an; die Strasse war zwar breit und stellenweise von Bäumen eingefasst, aber so voll Löcher und uneben, dass ich bei der Schnelligkeit, mit welcher mein Gefährte fuhr, in steter Besorgniss war, durch einen Unfall liegen bleiben zu müssen.

Gleich nach Sonnenaufgang hielten wir vor dem Thore der grossen Trümmerstadt, der einstigen Residenz Akbars des Grossen; und hier zeigten sich Ruinen so grossartig und erhaben, dass sie an die des alten Roms erinnern. Ist der Styl auch kein so edler, der Geist der Zeiten, welcher auf ihnen ruht, nicht eben grossartig und reich, so erzeugen doch ihre Massen und ihr Umfang einen mächtigen Eindruck. Keine Schilderung kann ein so treues Bild der Sitte und Lebensweise Akbars geben, als man durch seine vielen Palläste wandernd bekommt, in deren Trümmer wohl zweimal die als kolossal angestaunten Kaiserpalläste Roms Raum finden würden. Fattehpur war theils in der Ebene, theils auf einem von Südosten nach Nordosten sich hinziehenden, 150' hohen Felsrücken, aus rothem Sandstein erbaut; ein grosser Wall, aus demselben Gestein und aus Granit, gegen fünf Meilen, umschloss den Ort; den

grösseren Raum des Inneren nehmen die Palläste ein, die Stadt scheint unbedeutend gewesen zu seyn. Der Wall, die Stadt und die östliche Seite der Palläste liegen in Ruinen; ein kolossales Thor, mit grossen runden Bollwerksthürmen, und gleichfalls seines Schmuckes beraubt, bezeichnet hier den Eingang. Maratten sollen die Zerstörer dieser schönen und merkwürdigen Bauten gewesen seyn, welche mit solcher Gewalt vernichtet, deren Felsblöcke so wild umhergeschleudert sind, als hätten Cyklopen hier gewüthet oder ein Erdbeben Alles erschüttert.

Aus den Wohnungen für die Garden kommt man durch die Palläste der Minister, durch die der Prinzen des Hauses in die des Kaisers. Diese bestanden aus hochgewölbten Hallen, von kantigen Säulen gestützt, mit mannigfaltigen Arabesken und Ornamenten bedeckt, und enthielten drei Audienzhöfe, in denen kleine Gärten mit Bassins und Springbrunnen der müden Seele und dem von der Hitze angespannten Körper Erfrischung geben sollten. Am wenigsten zerstört sind die Palläste der drei Frauen Akbars, einer Römerin, einer Türkin und einer Hindu; letztere, sein Lieblingsweib, gebar ihm den ersten Sohn. Im Hofe des umfangreichen Harems befindet sich zwischen zwei der Bassins ein Spiel der Eingebornen, Schauphar genannt, ähnlich unserem Mühlspiel, mit farbigen Marmorplatten ausgelegt, welches der grosse Mann schwach genug war mit den Frauen seines Harems zu spielen, die dabei entkleidet als Steine figu-

rirten. Ein Steinsessel bezeichnet die Stelle, auf welcher der Kaiser zu sitzen pflegte.

Sehr originell ist Akbars Konferenzsaal. In der Mitte eines grossen viereckigen Gemaches erhebt sich eine 10' hohe Säule, mit niedlichen Ornamenten geschmückt, auf welcher ein Marmorsitz für den Kaiser angebracht ist, von dem nach den vier Ecken des Saales schmale Gänge ausgehen, in welchen sich die Sitze für seine vier Minister befanden, mit denen er sein grosses Reich regierte. Jedem derselben war ein besonderer Ausgang vorbehalten, vor dem ihre Secretaire und Boten des Befehls harreten, um ohne Aufenthalt des Herrschers Wort nach den vier Himmelsgegenden bringen zu können. Das Volk stand im untern Raume so, dass der Kaiser wie ein Adler über ihren Köpfen schwebte.

Wenn man durch diese Palläste, welche aus einem dem Porphyr ähnlichen Sandstein erbaut sind, nach Süden wandert, kommt man erst an den Schlössern der Gesandten vorüber, und dann durch einen im Viereck erbauten Hof, den die aus offenen Hallen bestehenden Pferdeställe umgeben, in welchen 400 Pferde Raum hatten, und endlich in die Ställe für die Elephanten. Bekanntlich soll Akbar im Besitze von 6000 dieser Thiere gewesen seyn, von denen 1000 hier untergebracht waren *.) Beinahe vollständig erhalten ist die Moschee, in

*) Eine so grosse Anzahl von Elephanten hat Akbar wohl niemals besessen; denn Artaxerxes führte im Kriege gegen Alexander Severus nur 700 Kriegs-Elephanten mit sich, und Mahmud

ihrer Bauart ähnlich der zu Agra, nur grossartiger, denn die innere Seite des von gewölbten Hallen, Thürmen und Minarets eingeschlossenen viereckigen Hofes, welcher mit Steinplatten ausgelegt ist, beträgt 476'. In der Mitte desselben, etwas gegen Norden, hat der Kaiser seinem Lieblingsgeistlichen, Schekh Salim Tschisch, aus Dankbarkeit für dessen inbrünstige Gebete, dass Gott ihm einen Sohn und dem Reiche einen Nachfolger geben möge, ein Marmorgrabmal errichtet. Es ist von durchbrochener Arbeit, nach Art der florentiner Mosaik verziert und gleicht einem reizenden Schmuckkästchen. Hinter der Moschee, nach Süden, liegt ein tiefes Bassin zum Baden für das Volk, und hieran schliessen sich die ärmlichen Häuser der wenigen Bewohner des heutigen Dörfchens. An dem nordöstlichen Ausgange dieser einstigen Stadt von Pallästen befinden sich kolossale Thore von grossen runden Bollwerken umgeben, und dahinter liegen die Höfe zu den Thierkämpfen und Jagden. Ein kleiner runder Thurm erhebt sich 40' hoch zwischen ihnen, von welchem der Kaiser dem Schauspiele zusah, oder das zu seiner Ergötzung herbeigetriebene Wild tödtete.

In dem Gemache der Kaiserin, auf der höchsten Kuppe des Felsrückens am nordwestlichen Ende, hatten die Diener meines Gefährten Teppiche ausgebreitet und unser Frühstück servirt. Einen besseren Punkt konnte

der Ghaznevide, der die meisten gehabt haben soll, konnte blos über 1300 Kriegs-Elephanten verfügen.

die schöne Frau in ihrer Einsamkeit nicht wählen, um sich an den Reizen der Natur für ihre Abgeschlossenheit zu entschädigen; und hier soll Akbar, nach den Mühen des Tages, seinen Blick an der fruchtbaren Landschaft geweidet haben, die das reiche Bhurtpurland so mannigfaltig darbietet. Es ist buchstäblich ein unabsehbarer Garten: üppige Fruchtfelder wechseln mit kleinen Wäldchen, zwischen denen Dörfer oder einzelne Gehöfte liegen, und in unmittelbarer Umgebung die kolossalen Ueberreste einer untergegangenen Herrlichkeit. Wir sassen hier lange Zeit, versunken im Anblick dieser reizenden Natur und in Erinnerung jener glorreichen Tage.

Inzwischen stand die Sonne schon hoch am Himmel, und weder das versprochene Fuhrwerk, noch die Wache des Rajah war eingetroffen. Von den auf Erkundigung abgeschickten Suwars brachte endlich einer die Nachricht, dass man mich an der anderen Strasse erwartet hätte, und da bis zur Ankunft des Wagens der Abend herangekommen seyn würde, so bestieg ich das Pferd des hier stationirten Officiers und ritt um 11 Uhr, begleitet von einem Suwar, bei 83° F., nach dem acht Meilen entfernten Bhurtpur; mein Regenschirm war das einzige Schutzmittel gegen die brennenden Sonnenstrahlen.

Der Staat von Bhurtpur, 1945 □M. gross, mit 15 Lack Revenue, ist das einzige Jatfürstenthum von einiger Bedeutung in Indien, das alleinige, welches noch einigen Nationalcharakter bewahrt hat und dessen Fürsten und Edle demselben Stamme angehören. Die Jats

leiten ihre Abstammung von einem Landmanne, Namens Ramgy, her, welcher 34 Kinder hatte und von deren zahlreichen Nachkommenschaft als Vater und Fürst angesehen wurde. Sie wanderten im Anfange des vorigen Jahrhunderts von Multan nach dem nördlichen Hindostan, und erhielten von den Mongolenkaisern die Erlaubniss, sich in Duab am Ganges und Jamna anzusiedeln. Während der Verwirrungen nach Aurengzebs Tode gelang es ihren Häuptlingen, sich Ansehen und Macht zu verschaffen, sie bemächtigten sich des heutigen Bhurtpurlandes und bauten von der reichen Beute die Feste Bhurtpur, welche mehr und mehr befestigt, zu einem sichern Raubnest heranwuchs und das Asyl der Jats wurde. Aus ihren Häuptlingen erhob sich Suraj-Mal zum Rajah, und obwohl ein Jat, so war er doch eitel genug, sich die Abstammung von der Kschetrycaste anzumassen. Er wurde in einem Kampfe mit Najaf Khan 1763 bei Delhi getödtet.

Der erste Offensiv- und Defensivtractat zwischen den Briten und Bhurtpur ist vom 14. November 1803. Durch denselben befreite sich der Rajah von der Bezahlung eines Tributs und gewann noch ausserdem beträchtliche Länderstrecken im Werthe von 20 Pergannahs*). Als aber der flüchtige Holkar erst in Dyg und dann in der Feste Bhurtpur Schutz fand und die Jats zum Widerstande gegen die Briten aufrief, rückte General Lake

*) Nach Hamilton betrug die jährliche Revenue dieser Distrikte 754,000 Rupier.

zur Blokade derselben vor. Nach vier vergeblichen Bestürmungen, welche mit einem Verluste von 3000 M. abgeschlagen wurden, sollte eine entscheidende fünfte folgen, indess der Rajah Rundgit Sing überliess Holkar seinem Schicksale und kapitulirte. Beim Friedensschlusse (vom 17. April 1805) wurde der Offensiv- und Defensivtractat erneuert, der Rajah bezahlte 20 Lack Kriegskosten und musste die früher vom Scindia eroberten Ländereien an die Briten abtreten. Die Feste Dyg und einer seiner Söhne blieben so lange im Besitz derselben, bis diese Bedingungen erfüllt waren.

In den Jahren, wo die Maratten beinahe alle Staaten Indiens verheerten, waren Bhurtpur und Alwar die einzigen, welche von der britischen Allianz geschützt, verschont blieben; aber obgleich der Rajah sich eingestand, wenn er sein blühendes Land mit den Nachbarstaaten verglich, dass er dies allein britischem Schutze verdanke, so waren doch Hass und Feindschaft noch zu rege in ihm, als dass ein Gefühl von Dankbarkeit hätte erweckt werden können. Im Gegentheil nährten Gränzstreitigkeiten und die Frage, ob Flüchtlinge auszuliefern wären, das gegenseitige Misstrauen. Rundgit Sing starb indess 1823 und hinterliess vier Söhne, von denen der älteste, Randir Sing, sein Nachfolger, wenige Wochen später ohne Nachkommen dem Vater folgte.

Der Thron wurde von Durjan Saul, dem Sohne des dritten Sohnes von Rundgit Sing in Anspruch genommen, welcher sich darauf berief, dass ihn sein Onkel adoptirt

und dessen Bruder, Baldeo Sing, dabei ausgeschlossen habe. Dieser bemächtigte sich zwar (den 26. Februar 1824) des Masnad, starb aber gleichfalls schon nach einigen Monaten. Bürgerkriege brachen aus und bewogen die britische Regierung sich der Rechte des Balwant Sing, eines Adoptivsohnes des letzten Rajahs, gegen Durjan Saul anzunehmen. General Cambermere rückte mit 25,000 Mann vor Bhurtpur, sprengte durch eine Mine sich eine Bresche und stürmte nicht ohne bedeutenden Verlust am 18. Januar 1826 die Feste. Man fand einen Schatz von dritthalb Millionen Rupien, welcher als Entschädigung für die Kriegskosten in Beschlag genommen wurde, Bhurtpurs Festungswerke wurden geschleift, und der unmündige Rajah unter der Obhut der Briten erzogen. Als derselbe vor einigen Jahren die Regierung übernahm, waren die Schulden von 25 Lack abgetragen und das Land in einen blühenden Garten umgeschaffen. Sollte der Rajah, wie es den Anschein hat, ohne Kinder sterben, so kommt dies schöne Ländchen in den Besitz der Briten.

Eingedenk der Kämpfe, welche Bhurtpur zu einem besonders merkwürdigen Orte gemacht haben, näherte ich mich nicht ohne Spannung der Stadt, die sich in dieser Ebene schon aus weiter Ferne kenntlich macht. Ueberall erblickte das Auge in Aehren geschossene üppige Waizen- und Gerstenfelder, in denen die kräftigen, schlanken Gestalten der Jats mit dem Säbel in der Faust arbeiteten, während der Speer gleich einer Feldmarke

in den Boden gesteckt war; auch ihre Frauen, in rothen shawlintigen Gewändern, sind robuster als die Hindostanerinnen und gingen den Männern fleissig zur Hand. Die Ackergeräthschaften der Indier erscheinen roh, schwerfällig und unbeholfen. Am Pflug ist ausser der Pflugschaar kein Eisen wahrzunehmen, Holz oder Coir ersetzt dasselbe. Die Egge oder das Geräth, um die Erdklöße zu zertrümmern, enthält hölzerne Zähne und der besäte Acker wird mit Hülfe eines viereckigen glatt gearbeiteten Balkens geebnet und gewalzt.

Kurz vor Bhurtkur kam ich durch ein kleines Wäldchen und aus demselben bog ich nach dem östlichen Thore. Bhurtpur (unter $27^{\circ} 15'$ NBr. und $77^{\circ} 32'$ ÖL. v. Gr.) mit 40,000 Einw., ist nur noch von einer kleinen Mauer umgeben, besteht aus zwei- bis dreistöckigen Häusern aus Stein, und ist ein sehr belebter aber eng gebauter, schmutziger Ort. Es war 1 Uhr, als ich durch dessen schmale Strassen nach dem unweit der Citadelle gelegenen Tschar Bagh (d. i. vier Gärten) ritt: eine ungemein freundliche Villa, von vier kleinen Blumengärten umgeben, welche der Rajah lediglich für ihn besuchende Briten hat einrichten lassen. Freitreppen führen aus den Gärten auf eine mit Steinplatten ausgelegte Plattform, hinter welcher sich das kleine zweistöckige Häuschen mit Verandas und plattem Dache erhebt. Der Wächter dieser niedlichen Villa ist ein vom Rajah besoldeter Castellan, welcher zugleich angewiesen ist, für den Lebensunterhalt der Gäste und ihre Wünsche

Sorge zu tragen. Ein dienstwilligeres Wesen, bei dem Humor und Witz gleich angenehm vorherrschten, hätte der Rajah nicht finden können, als jenen Diener, der mir hier, indem ich vom Pferde stieg, ein Salam zurief. Ich fand zu meiner Freude zwei junge Officiere aus Agra, welche wenige Stunden vor mir eingetroffen waren, und sich der Jagd wegen mehrere Tage hier aufzuhalten gedachten.

Kaum hatte der unermüdliche Castellan vernommen, dass ich der erwartete Gast sey, so wurden nach allen Seiten Boten ausgesendet, um meine Ankunft anzuzeigen. Nicht lange, so erschien denn auch der Schatzverweser und des Polizeiminister Sr. Hoheit mit einer Schaar von Dienern, bewillkommneten mich im Namen ihres Herren, und erklärten, dass der Rajah befohlen habe, mir den Aufenthalt in seinem Lande so angenehm als möglich zu machen. Zuerst wurden mir eine Menge Körbe mit Blumen, Früchten und Gemüse, aufs zierlichste geordnet, überreicht; dann Hühner, Schafe, Eier und andere Esswaaren. Der Schatzmeister sprach dabei sein Bedauern aus, dass Se. Hoheit alle Köche mit sich nach Delhi genommen hätten, es mithin unmöglich sey, mir, wie sichs gebühre, ein ordentliches Mahl zu bereiten; aber ein Wagen und Elephanten wurden zu meiner Verfügung gestellt, um die Citadelle und die Stadt gehörig in Augenschein zu nehmen. Unmittelbar neben Tschar Bagh liegt ein Obstgarten, in welchem der Rajah Widder, Hähne, Antilopen und Wachteln zu Kämpfen und

unzählige Liebesvögel zur Ergötzung seiner Frauen beherbergt ; es befanden sich unter den Kampfhähnen einzelne Paare, die Se. Hoheit mit 200 Rupien bezahlt hatte. In der Nähe dieses Gartens werden einige Tiger und sechs zur Antilopenjagd abgerichtete Leoparden unterhalten; von letzteren ruhte jede dieser Bestien auf einem Bettstell und hatte zwei Diener zur Pflege um sich, von denen einer fortwährend beschäftigt war, die Fliegen und Insekten mit einem Wedel von ihnen wegzujagen. Wir kehrten dann nach Tschar Bagh zurück, wo man mir auf der unteren Plattform das Schauspiel von Thierkämpfen zum Besten gab; die Vergnügungen und oft die einzigen Beschäftigungen indischer Fürsten! Die beiden Minister nebst ihren Trabanten umgaben uns dabei in malerischen Gruppen, und fragten mit kindischer Freude nach jedem wüthenden Zusammenstoss der kämpfenden Thiere, ob es nicht „*tamascha*“ (sehr schön) sey.

Als die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte, ward ein Elephant herbeigeführt, uns nach der Citadelle zu bringen. Dieselbe liegt am nordwestlichen Ende der Stadt, bildet ein Fünfeck und besteht aus 60' hohen Quadersteinwällen (von der Grabensohle gerechnet), mit einem 30' tiefen und wasserreichen Graben davor, in dem viele Schildkröten hausen. Im Inneren derselben liegt ausser dem alten Schlosse, welches den Harem in sich schliesst, des Rajahs neuer Pallast, aus Sandstein erbaut und von niedlichen Blumengärten und Springbrunnen umgeben. Ausser einigen abgeschlossenen Räumen

besteht dieses Schloss mehrentheils aus offenen Säulenhallen; eine in der oberen Etage enthält des Rajahs Schlafgemach für die heisse Jahreszeit. Das Ruhebett ist von so grossem Umfange, dass zehn Menschen bequem darauf liegen könnten, kostbare Teppiche, Kronleuchter, einige Tische und Stühle bilden das Einzige, womit die Gemächer geschmückt sind. Eine kleine Villa, von dick belaubten Bäumen beschattet, auf einem erhöhten Punkte terrassenartig ansteigend, ist des Rajahs Aufenthalt in der Regenzeit. Von der Plattform derselben übersieht man die ganze Stadt und hat bis in die weite Ferne das schöne reich bebaute Land vor sich ausgebreitet. Ein grosses Schloss, aus Sandstein und Marmor in italienischem Style erbaut, war seiner Vollendung nahe und sollte, wie mir erzählt wurde, für vornehme britische Gäste eingerichtet werden.

Am anderen Morgen war von dem Schatzmeister Sr. Hoheit, auf dem Wege nach Dyg, eine Antilopenjagd mit Leoparden veranstaltet worden; zur schnelleren Beförderung nach dem Sammelplatz, hatte man alle zehn Meilen einen frischen Elephanten am Wege aufgestellt. Schon um 3 Uhr ritten wir in der Stille der Nacht durch die einsamen Strassen der Stadt, dann auf einem breiten Wege, in einer schönen Allee alter Pipalabäume nach Dyg. Als wir das Thor hinter uns hatten, ruhte der Himmel mit seinem reichen Sternenmeere in voller Pracht und Klarheit über uns, und begann sich allmählig von dem ersten Anfluge der Morgenröthe mit einem Rosenschim-

mer zu färben. Der Sonnenaufgang an einem schönen Frühlingsmorgen hat immer neuen und erhebenden Reiz; aber hier, wo sich in reinster Luft an dem dunkeln Blau des Himmels die Farben ebenso zart als scharf zeichnen, wo das hellste Rosa allmählig dunkler in den schönsten Purpur übergeht und endlich aus einem Goldmeere die Feuerkugel der Sonne auftaucht, ist dieser Anblick von unaussprechlich grossartigem Eindrücke. Wir hatten diese Erscheinung in aller ihrer Herrlichkeit an dem heutigen Morgen erlebt und eben den zweiten Elephanten bestiegen, als die Sonnenstrahlen ihre erwärmende Kraft herabsendeten, und die Kühle von 52° F. in kurzer Zeit auf 63° milderte.

Gegen 7 Uhr erreichten wir die Heckeries, auf denen die beiden Leoparden sich befanden. Die Jagd dauerte zwei Stunden, zwischen üppigen, in Aehren geschossenen Waizenfeldern und kleinen Wäldchen, in der wildreichsten Gegend. Rudel von Antilopen wechselten mit Flamingos und Pfauen, diesen für heilig gehaltenen Vögeln, die in grosser Menge in den Feldern sich stolz geberdeten, darf nicht nachgestellt werden. Sie sind so zahm, dass man sie mit den Händen hätte fangen können. Nachdem wir die Leoparden dreimal hatten springen lassen, sagte ich meinen Gefährten Lebewohl und verfolgte die Strasse nach Dyg. Hatte mich schon bisher dies paradiesische Ländchen entzückt und der Reichthum an Wild aller Art in Erstaunen gesetzt, so war es noch mehr auf diesem Wege der Fall; denn ich

zählte von meinem Elephanten an einer Stelle über 300 Antilopen, und sah Rebhühner und Pfauen in grosser Anzahl.

Kurz vor Dyg traf ich auf das Lager des Rajah, welcher auf dem Heimwege nach seiner Hauptstadt begriffen war; ich mied jedoch ein Begegnen, weil ich wusste, dass dies Sr. Hoheit nur störend gewesen seyn würde. Ein schönes, aber verfallenes Thor aus der Zeit des Glanzes der Mongolen führt in den sonst offenen Ort, welcher noch eine gänzlich vernachlässigte Citadelle aus Lehm und einige kolossale mongolische Ruinen enthält; Bauwerke, ähnlich denen von Delhi. Dagegen befindet sich hier ein von Rundgit Sing errichteter Pallast, welcher zu den schönsten Hindubauten der neueren Zeit gehört. Als ich bei demselben eintraf, bewillkommnete mich der Gouverneur von Dyg mit den Vornehmsten des Städtchens, um mir das Schloss und die Gärten zu zeigen. Dasselbe liegt in einem lieblichen Obst- und Blumengarten, und besteht aus einem Frontgebäude mit vorspringenden Flügeln; es sind mehrentheils offene gewölbte Säulenhallen im hindu-mongolischen Style, welche durch Vorhänge geschlossen werden. Grosse Sorgfalt hat man auf die Anlage von Wasserkünsten verwendet, deren 600 Springbrunnen in den mannigfaltigsten Formen sich erheben; da es aber acht Tage Zeit erfordert, dieselben in Thätigkeit zu setzen, so musste ich mich mit den hundert Fontainen des vorderen Bassins begnügen. Von der mittleren Halle des Hauptgebäudes hat man diese Was-

serkünste und den Garten in seiner Länge vor sich, und hier war ein Sessel hingestellt, um mich diesen Anblick und die Blumenpracht in Gemächlichkeit geniessen zu lassen. Sr. Hoheit Beamte waren voll der zartesten Aufmerksamkeit, ohne Unterlass wurden mir Körbe mit Blumen und Früchten gereicht, Fragen nach meinen Wünschen gestellt und wiederholt das Bedauern ausgesprochen, dass ich nicht eine Nacht hier zubringen wollte. Beim Abschiede bat der Gouverneur einen Bericht an den Rajah zu unterschreiben, damit Se. Hoheit ersehen könnten, dass ich mit der mir gewordenen Aufnahme zufrieden gewesen wäre.

Nach Verlauf einer starken Stunde setzte ich auf einem Elephanten die Reise nach Mattra fort. Ungefähr auf dem halben Wege liegt neben einem Dorfe ein schöner Hindutempel in der Mitte eines von Mauern umgebenen Gartens, vor welchem ein grosser ummauerter Teich mit Freitreppen sich befindet. Neben demselben hatte sich ein Bataillon von Sr. Hoheit Truppen gelagert, die meisten Soldaten badeten sich in dem Teiche, einige verrichteten ihre Andacht in der Pagode und gaben mir so das Schauspiel eines Hindugottesdienstes im grossartigen Style; aber es war ein mehr malerischer und origineller als erhebender Anblick. In dem letzten Dorfe des Rajah musste ich den Elephanten gegen einen Palankin vertauschen; während die Träger sich zur Reise rüsteten, kam der Aelteste des Ortes mit einigen Leuten und brachte mir, um seine Gastfreundschaft an den Tag

zu legen Blumen nebst Rosinen, Mandeln und Zuckerkant in versilberten Thongefässen; er äusserte wiederholt seine Freude, als ich von den Süssigkeiten kostete.

Bereits um 4 Uhr befand ich mich auf dem klassischen Boden Mattra's. Als Mahmud I. von Ghazni diesen merkwürdigen Ort zerstörte (1017 n. Chr.) und zwanzig Tage daran plündern liess, schrieb er, ergriffen von der Pracht und Grösse desselben, seinem Gouverneur nach Ghazni, dass hier tausend Gebäude, so fest wie der Glaube der Gläubigen wären, die meisten von Marmor, und unzählige Tempel, welche viele Millionen Denare gekostet haben müssten, und zu deren Erbauung wenigstens zwei Jahrhunderte gehört hätten. Mahmud verschonte damals die Tempelgebäude, deren Festigkeit und Schönheit ihn davon abgehalten haben soll; aber ein Theil der Stadt ging in Flammen unter, und alle Idole, welche mehrentheils aus Gold und Silber bestanden, wurden zerstört oder eingeschmolzen. Nach Ferischta waren hier fünf Idole von Gold, deren Augen von Rubinen den Werth von 50,000 Denaren (22,333 Lt.) hatten; an einem anderen Idole befand sich ein Saphir von 400 Miskal im Gewicht und das Idol selbst gab 98,300 Miskal reines Gold. Dreihundert Kameele wurden allein mit Silber beladen und nach Ghazni geführt. — Aber von der alten Hauptstadt der Surasenen sind kaum noch Trümmer sichtbar, obgleich einzelne Stellen des Bodens vermuthen lassen, dass einst hier grosse Bauwerke gestanden haben. Als Geburtsort Krischna's ist Mattra der

Wallfahrtsort der Pilger und der Hindufürsten, namentlich pflegt der Rajah von Bhurtpur hier und in Bindraband jährlich verschiedene Male seine Sünden abzuwaschen.

Mattra ist auf den gehobenen Bänken des rechten Jammaufers in einem Bogen hart am Flusse erbaut, welcher von Freitreppen (Ghauts) besetzt ist, die bis zur Wassertiefe führen und stets der Aufenthalt vieler Hunderte aus der Nähe und Ferne sind, um an Krischna's geweihter Stätte zu baden. Vor Zeiten umgab ein hoher Wall die Stadt, von welchem nur noch wenige Trümmer und drei Thore sichtbar sind; auch das alte Fort, auf einem hohen Hügel, liegt ganz in Ruinen, gewährt aber, wie der Ort selbst, von der flachen und sandigen Niederung des entgegengesetzten Ufers einen ungemein malerischen Anblick. Das Innere der Stadt ist überaus schmutzig, die Strassen sind eng, unregelmässig und staubig, und an einigen Stellen so verbaut, dass kaum zwei Personen, ohne sich zu berühren, an einander vorüber gehen können; wo die Bazare liegen, deren sich hier 2350 befinden, erheben sich die von Ziegeln oder Lehm erbauten Häuser bis zu zwei oder drei Etagen, in allen übrigen Theilen sind es niedrige Hütten.

Die Stadt ist in 58 Quartiere oder *mohulas* getheilt, enthält 7000 Pakka- (Häuser von Ziegeln mit flachen Dächern), 5000 Katschahäuser (von Lehm und mit Gras oder Schilf gedeckt), 190 Hindumandars oder Betplätze und 19 Moscheen, zu letzteren gehört die vom Kaiser Aurengzeb erbaute und nach ihm benannte Moschee. Da-

selbst stand ein vom Rajah Byr Sing Dro von Urcha mit einem Kostenaufwande von 36 Lack erbauter Hindutempel, welchen Aurengzeb niederreissen liess und aus dem Material die Moschee auf derselben Stelle errichtete. Die Bevölkerung von Mattra wird auf 6000 Muselmänner und 54,000 Hindus geschätzt, unter diesen befinden sich allein 15,000 Braminen und Fakire, die an den Ghauts und heiligen Plätzen von den Almosen der Frommen leben.

Obgleich der Jamna zu allen Jahreszeiten selbst für grössere Kähne schiffbar ist, so ist der Handel doch nicht bedeutend, indem das umliegende Land nur allein Korn und Baumwolle erzeugt. In der Regenzeit breitet sich der Strom bis zu 600 Schritte aus, in der trockenen Jahreszeit aber theilt er sich in mehrere Arme, bildet Sandbänke und ist an einigen Stellen, namentlich in der Nähe der Cavalleriecasernen, nur 3' tief. Seitdem der Canal zwischen Karnaul und Delhi wieder hergestellt ist, soll der Wasserstand des Flusses hier um 2' niedriger seyn; vom Oktober bis Juni erhält eine Schiffbrücke unterhalb der Stadt die Verbindung. Der Boden ist leicht, sandig und mit Cancar vermischt; jedoch der Gartencultur nicht günstig, indem das zum Ueberrieseln benutzte Wasser der Brunnen meist salzig, die Erde mit Salztheilen gesättigt ist und an vielen Stellen von weissen Ameisen unterwühlt wird. Weintrauben, Erdbeeren und Pfirsich, welche in Myrat und Karnaul in grosser Vollkommenheit gedeihen, sind hier selten und unschmack-

haft; dagegen findet man einen grossen Reichthum an Wassermelonen, einige Gemüse und Kartoffeln. Als die Briten 1803 in den Besitz des Orts kamen, wurde Mattra eine Gesundheitsstation, in der einst 10,000 Mann standen, gegenwärtig bildet nur noch 1 Regiment Sepoys und ein Trupp Artillerie die Garnison; die Cantonnements liegen südlich von dem Orte und werden nach allen Seiten von Kunststrassen aus Cancar durchschnitten.

Mein Freund in Agra hatte mich seinem hiesigen Collegen Herrn Raikes empfohlen, von dem ich bereits erwartet und sehr freundlich empfangen wurde. Nach den gehabten Anstrengungen und Entbehrungen, denn ich hatte in den zwei Tagen eigentlich nur von Früchten und Reis gelebt, war ein Bad das Erste, welches mich wie neugeboren erfrischte. Auf Ausflüge in die Umgegend musste ich leider verzichten, indem bereits für den folgenden Nachmittag meine Dawk von Agra nach Cawnpure eingerichtet war. Dagegen wurde ich durch die Bekanntschaft des Herrn Raikes entschädigt, welcher sich, wie so viele seiner in Indien lebenden Landsleute, durch Geist und Liebenswürdigkeit im Umgange auszeichnet und den Abend aufs angenehmste zu beleben wusste.

Anderen Morgens 3 Uhr brachten mich Palankinträger 10 Meilen nach einem Dorfe auf der grossen Strasse; von dort waren es noch 22 Meilen bis Agra, welche ich in einer Baggy zu machen gedachte, die mir mein Freund in Agra entsgeschicken wollte, und Herr Raikes hatte

mir einen Suwar mitgegeben, um möglichen Irrthümern vorzubeugen. Aber als wir bei dem Dorfe eintrafen, war kein Fuhrwerk aufzufinden, mir blieb daher nichts übrig, als auf dem Pferde des Suwars die Reise allein fortzusetzen, in der Hoffnung, dass ich auf dem Wege ein Mittel finden würde, weiter zu kommen. Indess ich sah weder einen Wagen noch ein Kameel, obgleich ich abermals zehn Meilen in starkem Trabe zurückgelegt hatte, und das Pferd war bereits so ermüdet, dass ich zuletzt nur langsamen Schrittes fortkommen konnte. Zu meinem Glücke fand ich in einem Dorfe einen der unter Herrn Raikes stehenden Beamten, welcher eben in seinem Wagen nach Agra zurückkehren wollte und mir einen Sitz in demselben anbot; das Pferd wurde dem Vorsteher des Orts anvertraut. Wir hatten uns kaum in Bewegung gesetzt, so kam uns der Kameelsuwar meines Freundes aus Agra entgegen, und es ergab sich, dass ein Missverständniss die Ursache dieser Verspätung war. So erreichte ich noch zu rechter Zeit die Stadt, traf schnell alle Anstalten zur Weiterreise, sagte meinem Freunde Lebewohl und trat im Palankin die Reise nach Cawnpure an.

X.

AN ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Reise nach Cawnpure ; Der Ort und die Gegend ; Reise nach Lacknau ; Geschichtliches über das Königreich Aude ; Lacknau ; Wohnung des britischen Gesandten ; Elephantenkämpfe ; Die Lustschlösser des Königs von Aude : Nasyry-Bagh und Padscha-Bagh ; Der Marstall ; Das Schloss Constantia ; Die Sternwarte ; Die Strasse von Husan - Abad ; Die Grabmäler Imam - Bara und Husan - Abad ; Ritt durch die Bazare ; Audienz beim Könige von Aude , dessen Schloss und Lebensweise ; Grabmal des Nawab Sadat Aly Khan ; Des Königs Menagerie ; Spazierritt am Gomaty ; Rückkehr nach Cawnpure ; Aufbruch nach Allahabad ; Allahabad und dessen Umgegend ; Grabmal des Schah Kusra ; Geselliges Leben in Allahabad ; Reise nach Benares ; Benares ; Wanderung durch die Stadt und Besichtigung der Hindutempel ; Das Dorf Durgagund mit den heiligen Affen ; Ruinen und Thurm beim Dorfe Saranath.

BENARES, den 14. März 1843.

Sie werden hoffentlich von meinem Schreiben an Herrn Carl Ritter, in welchem ich meinen Aufenthalt in Agra und meine Reise durch das Bhurtpurland schilderte, Kenntniss genommen haben ; daher ich denn daran anknüpfend, Ihnen von meinen Erlebnissen im Königreich Aude , in Allahabad und Benares erzählen will. Sie werden auch jetzt von vielen Ihnen bekannten Dingen hören, aber als Augenzeuge ist man geneigt, sich

durch die eigene Anschauung verführen zu lassen und das Bekannte für neu zu halten.

Ich hatte Agra den 24. Nachmittags 5 Uhr verlassen und den Weg nach Cawnpure, 130 Meilen, in vierundzwanzig Stunden zurückgelegt. Meine Träger brachten mich über die Schiffbrücke auf das linke Ufer des Jamna und gingen lebhaften Schrittes auf einer aus Cancar erbauten und stellenweise mit Bäumen besetzten Kunststrasse durch das fruchtbare, mannigfaltige Duab nach Meinpure. Es ist, wie schon Dr. Adam bemerkte, ein hellfarbiger Schlamm Boden, aus Thon-, Kiesel- und Kalkerde bestehend, welcher, je näher Allahabad, mehr und mehr mit Glimmerschüppchen vermischt ist, die dem Südufer des Jamna fehlen; und von der Bandelkandseite wesentlich verschieden, indem dort eine schwarze Thonerde mit vegetabilischen Substanzen vorherrschend ist.

Ich erreichte den 25., Morgens 11 Uhr, das von lieblichen Gärten und zierlichen Bangalows umgebene Meinpure, in dessen Nähe mir die ersten Träger mit Gangeswasser begegneten. Es wird an gewissen Punkten des Ganges, namentlich an dessen Zusammenflusse mit dem Jamna, von den Braminen geschöpft, von ihnen versiegelt, oder durch ein Attest als das wahre heilige Wasser bezeichnet und den Trägern übergeben. Es befindet sich gewöhnlich in runden messingenen Gefässen mit flachem Deckel, welche zwischen vier kleinen Bambusstäbchen eingeschlossen stehen, die oben spitz zulaufen und mit Stricken verbunden sind; vier oder zwei

solcher Gefässe werden von den Trägern an einem über der Schulter liegenden Bambusrohr bis in die entferntesten Punkte Indiens getragen und den Fürsten und Vornehmen theuer verkauft, oder den in hohem Rufe stehenden Tempeln als Weihgeschenk dargebracht.

In den Mittagsstunden, wo die brennenden Sonnenstrahlen das Wandern erschweren, sah ich höchst malerische Gruppen von Reisenden, die unter dem Schatten von Banjanen und Mangos ihre Lager aufgeschlagen hatten: Kaufleute mit ihren Heckeries, Familien, die zu Hochzeiten oder anderen Festen wanderten; Bajadern, Wasserträger und Landleute, die Männer mit dem Säbel in der Faust und mit dem Schild auf dem Rücken, die Frauen verhüllt in weissen Gewändern. Gewöhnlich befindet sich in der Nähe dieser Schattenplätze ein ummauerter Teich oder ein Brunnen, in dem die Ermüdeten sich durch ein Bad oder durch Uebergiessungen zu stärken suchen, während Andere sich das Mahl bereiten oder selbstbeschaulich die Hucka rauchen.

Den 26. Februar gegen 1 Uhr, bei einer Hitze von $82\frac{1}{2}^{\circ}$ F., welche aber ungewöhnlich drückend war, erreichte ich Cawnpure. Das Städtchen selbst (unter $26^{\circ} 30'$ NBr. und $80^{\circ} 12'$ ÖL. v. Gr.) ist nur klein, unansehnlich und schmutzig; dagegen ziehen sich im Halbkreise von beinahe fünf Meilen um das rechte Ufer des Ganges viele hundert Bangalows, die Casernen der Truppen und die Bazare, welche dem Orte ein grossartiges und glänzendes Ansehen geben. Denn Cawnpure ist

eine Hauptstation der Briten, in welcher gegenwärtig ein europäisches Infanterieregiment, 1 europ. Cavallerieregiment, 4 Regimenter Eingeborner Infanterie, 1 leichtes Cavallerieregiment, einige Trupps und mehrere Compagnien Artillerie und verschiedene Depots stationirt waren; im Ganzen über 8000 Mann.

Mehrere der Bangalows haben eine ungemein malerische Lage auf den bis zu 100' gehobenen Ufern des Ganges, sind mit Ueppigkeit eingerichtet und von sehr ausgedehnten Gärten umgeben, in welchen Tamarinden, Mangos, Bananen mit Nismes, Akazien und Pipala (*ficus religiosa*) abwechseln, unter denen ein reicher Blumenteppich seine Farbenpracht und seinen köstlichen Duft entfaltet. In der Umgegend sieht man die in Aehren prangenden Waizen- und Gerstenfelder, auf denen die Ernte des Mais, Reis, Zuckerrohr, Baumwolle, Gräm, Jowary und Indigo folgt; Kartoffeln, Erbsen und Blumenkohl und viele andere Gemüse werden in den Gärten gezogen, erstere sind jedoch nicht schmackhaft. So angenehm das Clima dem Europäer vom October bis Ende Februar ist (der Zeit der Strichvögel, unter denen hier die Ortolane berühmt sind, wenig grösser als unsere Lerchen, aber von pikanterem Geschmacke), wo man sich an Morgen und Abenden des Kaminfeuers bedient; so nachtheilig und unerträglich ist die Zeit der heissen Winde vom März bis Juli, und die auf diese folgende Regenzeit. In jener durchziehen fortwährend dicke Staubwolken die trockene, glühende Luft, gegen

deren ungesunde Einwirkungen selbst die stets angefeuchteten Matten der Verandas nicht schützen; und wenn hierauf die Monsune unaufhaltsame Regengüsse herbeiführen, durch welche alle Flussbetten sich füllen, dann birgt die Luft eine empfindliche Feuchtigkeit, welche Fieber und Cholera erzeugt.

Einer meiner Freunde hatte mich seinem Schwager, dem Lieutenant Anson des 9. Lancierregiments, empfohlen, bevor ich indess in dieser grossen Stadt von Villen und Bangalows dessen Wohnung entdecken konnte, vergingen einige Stunden, und es wäre der Abend herangekommen, wenn dieser gastfreie Officier mir nicht einen seiner Diener entgegengeschickt hätte. Ich verlebte in Cawnpure nur einen Tag, mehrentheils im Kreise des Officiercorps vom 9. Lancierregiment, welches die besondere Aufmerksamkeit gehabt hatte, mich zum Mitgliede seiner Messe zu machen.

Den 27. Nachmittags 6 Uhr reiste ich mit Dawk nach dem 43. Meilen entfernten Lacknau; der Tag war klar, jedoch ungewöhnlich drückend und warm, denn die Temperatur, welche bisher sehr gleichmässig des Morgens nicht über 58° , Mittags höchstens $82\frac{1}{2}^{\circ}$ und Abends $63\frac{1}{2}^{\circ}$ F. erreicht hatte, stieg heute plötzlich des Morgens auf 60° , Mittags auf 87° und fiel Abends nur auf 78° F.; ein Standpunkt des Thermometers, welcher in den folgenden Tagen beinahe unverändert derselbe blieb. Meine Träger gingen mit mir über die hier über den Ganges geschlagene, 500 Schritt lange Schiffbrücke, einige

Meilen in dem sandigen Bette des Stromes. Sobald ich aus dem Territorium der Briten in das Königreich Aude kam, in das alte Nordkoçala, das glückliche, zeigte sich in der Cultur des Bodens ein auffallender Unterschied; dort ein Land gleich einem Garten, hier wenig tragbare Aecker, zwischen unabsehbaren wüsten Strecken.

Die Veziere von Aude, Statthalter der Grossmoghule, hatten sich nach Aurengzebs Tode völlig unabhängig von dem Throne zu Delhi gemacht. Sie gehören zu den ältesten Aliirten der Briten, denn ihr Land wurde schon im Jahre 1765 von diesen garantirt, in Folge dessen sich der Vezier (1768) verpflichten musste, nicht mehr als 35,000 Mann unter den Waffen zu halten, von denen nur 10,000 M. gleich den britischen Truppen disciplinirt seyn durften. Später, als die britische Regierung dem Vezier den Besitz einiger Ländergebiete sicherte, verpflichtete sich derselbe monatlich 2 Lack und 10,000 Rupien zu zahlen, um ein Hülfs-corps von 2 Bataillons Europäern, 6 Bataillons Sepoys und eine Compagnie Artillerie zu seinem Schutze aufstellen zu können.

Der Vezier, nicht im Stande sich im Innern seines Landes oder nach Aussen hin genügend zu schützen, gerieth in eine immer abhängigere Lage von den Briten und musste sich zu Abtretungen grösserer Ländergebiete und zur Zahlung höherer Subsidien verstehen. Bei dem Offensiv- und Defensivtractat im Jahre 1798 willigte Sadat Aly Khan nicht nur in eine Subsidie von jährlich 66 Lack, sondern trat auch Allahabad den Bri-

ten ab und genehmigte die Aufnahme eines Hülfscorps von 10,000 Mann; hierbei war zugleich festgesetzt, dass der Vezier, ohne Erlaubniss der Briten, keine politischen Verbindungen eingehen durfte. Da die versprochenen Zahlungen jedoch sehr unregelmässig geleistet wurden, so bewog die britische Regierung den Vezier zur Abtretung von Ländereien im Werthe von jährlich 135 Lack; wogegen die Briten ihn bei allen Gelegenheiten zu schützen versprachen, und zu dem Ende eine Brigade nebst Artillerie in Lacknau stationirten. Dagegen wurde dieser Schattenfürst (1819) als König von den Briten anerkannt und nahm, sich zum Troste, den Muselmännern zum Aergerniss, im folgenden Jahre bei der Krönung den Titel an: „Vater des Sieges, Wiederhersteller der Religion, Beschützer der Sterne, der wahre Sultan und König des Alters!“ Hierdurch zerriss er das dem Namen nach noch bestandene Verhältniss, als Vezier und Soubedar der Könige von Delhi gänzlich, und machte sich zu einem von den Briten völlig abhängigen Fürsten.

Während des Birmanenkrieges liess der König der britischen Regierung $3\frac{1}{2}$ Crore zu sechs Procent, von welcher Summe jedoch ein Theil derselben verblieb, indem die Compagnie dafür die Verpflichtung übernahm, den Verwandten und Ministern des Königs nach seinem Tode bestimmte Pensionen zu zahlen. Denn mit dem Absterben eines Königs von Aude ändert sich nicht allein dessen Umgebung, sondern die Verwandten des Vor-

gänger werden zurückgesetzt und die Minister, welche im Amte waren, verschwinden.

Am 7. Juli 1837 starb der als Dichter bekannte König Nasyry Din Heider kinderlos, und sein nächster ihn überlebender Onkel väterlicher Seite, Nasyry Dowlah, folgte nach mohamedanischem Gesetze auf dem Throne. Aber die Königin Wittwe wünschte ihren Adoptivenkel, Mun Jaun, als König, und es gelang ihr, denselben in dem Bar-adury des Pallastes auf einige Stunden den Thron einnehmen zu sehen. Der damalige Resident am Hofe, Oberst Low, befand sich mit seinem Schwager, dem Capitain Shakespear, im Innern des Pallastes, um die Badschah Begam von diesem Schritte abzuhalten; allein alle Vorstellungen waren fruchtlos, er selbst sah sich von ihren Anhängern der grössten Gefahr ausgesetzt, aus welcher er nebst seinem Schwager erst befreit wurde, als die Truppen die Thore des Pallastes vermöge Elephanten gesprengt hatten. Die Königin Mutter nebst dem Prätendenten und dem Rädelsführer wurden gefangen und nach Chunar abgeführt.

Nasyry Dowlah, den körperliche Leiden fortwährend an das Krankenbett fesselten, regierte nur fünf Jahre. Der jetzige König Mohamed Umjid Aly, welcher seit acht Monaten auf dem Throne herrscht, über ein Land von 23,922 engl. Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von nur 3 Millionen Menschen, mehrentheils Hindus, ist im Harem geboren und auferzogen, wollüstig und vergnügungssüchtig. Dennoch glaubt dieser un-

wissende Fürst die Zügel eines so ausgedehnten Reiches selbst leiten zu können, ermuthigt von gewissenlosen Schmeichlern und Höflingen. Aufstände finden abwechselnd in allen Theilen des Landes statt, die Revenuen, welche früher gegen 3 Millionen Lt. betrugen, erreichen jetzt kaum die Hälfte dieser Summe, und müssen von den grösseren Jagerdars erst durch die Truppen herbeigeschafft werden. Aber noch ist der Hof von einer unglaublichen Pracht an Gold, Geschmeiden und Elephanten umgeben, welche indess mehrentheils durch den von seinen Vorgängern aufgehäuften grossen Schatz — der 1804 noch 10 Millionen Lt. betragen haben soll — bestritten wird. Die Armee, 43,000 Mann und über 100 Geschütze stark, ist mit Ausnahme der wenigen disciplinirten Truppen schlecht bezahlt und armirt; unter diesen befinden sich viele Halbcasten.

Nachdem ich die ersten 20 Meilen zurückgelegt hatte, kam ich auf die vom Könige neu angelegte Kunststrasse, über einige kleine von Steinen erbaute Bogenbrücken. Aber gleich nach Mitternacht bezog sich der Himmel plötzlich, auf allen Seiten zuckten Blitze, die Gewitter kamen näher und näher und leuchteten so hell und anhaltend, als stände die ganze Landschaft in Flammen. Meine Träger liefen aus vollen Kräften beinahe fünf Meilen in der Stunde; indess das Unwetter, von einem tobenden Sturme und von Regen begleitet, überfiel uns, die Fackel löschte aus, und die Träger sahen sich genöthigt, den Palankin niederzusetzen. Umgeben

von diesen halbnackten Gestalten, welche hinter dem Palankin Schutz suchend, sich eng zusammengekauert hatten, musste ich eine Stunde liegen bleiben; dann liessen Sturm und Blitz nach, der Donner verhallte und ebenso plötzlich trat völlige Windstille ein, und ein hellgestirnter Himmel umgab uns. Auf dieses Unwetter folgte ein ungewöhnlich schöner Morgen, die Natur war wie neu belebt, die Luft reiner und aromatischer als je, und das Grün der Felder und Bäume strahlte in den frischesten Farben. Kurz vor Lacknau traf ich auf einen Kameelreiter, welchen mir der dortige politische Agent, Capitain Shakespear, dem mich sein Bruder, Sir Richmond, empfohlen, entgegengeschickt hatte.

Lacknau, an den Ufern des Gumty oder Gomaty, auf dem classischen, gefeierten Boden der Lakhsmanavati (unter $26^{\circ} 53'$ NBr. $80^{\circ} 58'$ ÖL. v. Gr.) ist eine offene, grosse, theils enge und schmutzige, theils aus schönen breiten und reinlichen Strassen bestehende Stadt mit gegen 300,000 Einw. Prachtgebäude und Monumente wechseln mit Moscheen, schönen Gärten und Villen, die von der Verschwendung thörigter, eitler Fürsten zeugen, welche mit ihren Schätzen alle Merkwürdigkeiten und Spielereien der Welt zusammenzuhäufen suchten, um ihre Palläste und die Gräber ihrer Ahnherren in der kindischsten, lächerlichsten Weise und im barocksten Style damit zu schmücken.

Der Kameelreiter führte mich, als wir uns der offenen Stadt näherten, die von dieser Seite nichts von ih-

rer Grösse und Pracht verräth, an einigen grossen Gärten vorüber, dann durch mehrere kleine unbedeutende Strassen, bis wir uns im Vorhofe eines schönen Gebäudes, der Wohnung des Capitain Shakespear, befanden. Von diesem hochgebildeten Officier wurde ich wie ein vieljähriger Freund empfangen, und in seiner aufs bequemste eingerichteten Villa fand ich allen nöthigen Lebensunterhalt. Diese Villa ist ein zweistöckiges massives Gebäude, mit Verandas in beiden Etagen; aus den unteren Gemächern tritt man in einen kleinen, aber sehr zierlichen Frucht- und Blumengarten, dem zur Seite sich ein gemauertes Bassin zum Schwimmen befindet; die gewöhnlichen Badegemächer liegen nach den vier Ecken des Hauses zunächst den Schlafzimmern. Diese reizende Besetzung wurde, wie die meisten der von den Briten hier bewohnten Häuser, von Europäern erbaut, welche sich im Dienste der Veziere und Könige von Aude befanden und deren Adjutanten waren; der König hält dieselben in Stand und hat sie den Briten kostenfrei überlassen.

Unmittelbar neben diesem Hause, nur durch eine Mauer und einen Garten geschieden, liegt auf einer kleinen Erhöhung der Pallast des britischen Gesandten am hiesigen Hofe. Er besteht aus zwei grossen prächtigen Gebäuden, welche sich gegenüber liegen und in ihrer Front mit einer Säulenhalle geschmückt sind. In dem einen derselben, welches aus drei Etagen besteht: den Gemächern unter der Erde für die heisse Jahreszeit,

und den beiden über der Erde, befinden sich nur allein die Wohngemächer und das Geschäftslokal. Alles grosse, schöne Räume, aufs kostbarste und geschmackvollste eingerichtet. Von der Plattform dieses Schlosses hat man eine prachtvolle Aussicht über die ganze Stadt, welche hier im Panorama erscheint und mit ihren vielen weissen Minarets, vergoldeten Kuppeln, Schlössern, Grabmälern und Gärten, zwischen denen der immer schiffbare Gomaty strömt, den grossartigsten Anblick gewährt. Bis zu den entferntesten Punkten kann man das Leben und Treiben der hier mehr muselmännischen als indischen Welt verfolgen, deren bis zur Leidenschaft ausgeartetes Vergnügen Taubenflüge sind, welche die königlichen Palläste und beinahe alle Häuser umschwärmen, mit rothen Fahnen gejagt werden und sich nach Signalen erheben, zerstreuen und wiederkehren. Aber, wenn das Auge aus der weiten Ferne sich wieder in die nächste Umgebung zurückzieht, erfrischt sich der Blick an einem reizenden Blumengarten, der diese Residenz nach drei Seiten umgiebt.

In dem zweiten Schlosse befinden sich die Staatsgemächer: grosse Säle mit kostbaren Kronleuchtern, Spiegeln und seidenen Divans versehen. Es ist nämlich Sitte, dass der Gesandte die ihm gewordenen Einladungen zu Dinern und Dejeuners erwiedert, daher der König zwei oder dreimal des Jahres mit seinen Söhnen und seinem Hofstaate, mehr als zwanzig Personen, diesen Festen beiwohnt; wobei jedoch der König sich seinen Koch

mitbringt, und nur Thee zu sich zu nehmen pflegt. Sobald der Tanz beginnt, verlässt Se. Majestät die Versammlung.

General Nott, der jetzige Gesandte, hatte wenige Tage vor meinem Eintreffen seinen Einzug in Lacknau gehalten. Bei dieser Gelegenheit erwies der König und das Volk dem berühmten General die grössten Ehren: Se. Majestät gingen ihm mit seinen Söhnen und dem Hofstaate auf 200 reich geschmückten Elephanten entgegen, begleitet von seinen sämtlichen regelmässigen Truppen; beinahe alle Einwohner hatten sich festlich geschmückt dem Zuge angeschlossen, und General Nott versicherte mir, es sey eine wahrhaft mährchenhafte Erscheinung gewesen, die alle Bilder übertroffen, welche die Phantasie von einem indischen Zauberreiche sich bilden könne. Zum Willkommen hatte der König dem Gesandten in seinem Pallaste ein Frühstück bereitet, und nachher sah man von den am Gomaty gelegenen Arkaden von Sungi Dalaum Elephantenkämpfen am jenseitigen Ufer zu. Es ist ein zwar originelles, aber für die Mahouds sehr gefährliches Vergnügen; denn man bedient sich hierzu nur männlicher Thiere mit Fangzähnen, welche von den Mahouds so lange angetrieben werden, bis sie gegen einander stürmen. Beginnen die Elephanten den Kampf, so geschieht der Zusammenstoss oft mit solcher Kraft, dass die Mahouds herabgeworfen und zertreten werden, und die wüthenden Thiere nur durch Feuerwerk auseinander gebracht werden können. An diesem

Tage war der Kampf nicht gefahrvoll, einer der Elephanten ergriff wiederholt die Flucht und widerstand, als es zum Begegnen kam, nur kurze Zeit seinem Gegner; dagegen wurde er bald darauf von der Matta heimgesucht und tödtete seinen Wärter.

Am ersten Tage meines Hierseyns, sobald die Sonne sich nur etwas gesenkt hatte, und die Hitze von 89° F. weniger drückend war, fuhr mein gütiger Wirth mit mir nach einigen Sommervillas des Königs. Obgleich vor des Gesandten und des Residenten Wohnung von früh bis spät zwei Elephanten in kostbaren Haudahs zu seiner Verfügung stehen, so zogen wir doch den leichten Wagen einer Baggy vor, und fuhren auf macadamisirten breiten Strassen, welche fortwährend befeuchtet werden, um das königliche Schloss nach dem Gomaty. Auf dem Wege hatte ich Gelegenheit eine der Liebhabereien des Königs kennen zu lernen, welche darin besteht, alle Häuser der Stadt weiss oder bunt angestrichen und mit Szenen aus dem Leben der Indier bemalen zu lassen. Es ist nicht der Zweck, Kunstwerke zu schaffen, sondern nur darauf abgesehen, dass es recht bunt und lebhaft in die Augen fällt und des Beschauers Lachlust anregt.

Ueber den Gomaty führen zwei Brücken, eine steinerne Bogenbrücke am nördlichen Ende der Stadt und eine Schiffbrücke am südlichen. Eine eiserne Brücke, aus drei Bogen bestehend und 200 Schritte lang, welche sich Sadat Aly schon 1810 aus England kommen liess, hatte bis diesen Augenblick noch in den Kisten geruht, und

sollte nun endlich in Arbeit genommen werden; indess bei der Zusammensetzung fand es sich, dass einige Theile gebrochen waren, wodurch das Unternehmen neuen Aufschub erleidet.

Wir fuhren über die 240 Schritt lange Schiffbrücke zuerst nach dem unweit des Stromes gelegenen Nasyry Bagh. Es ist ein kleiner Garten im französischen Style, mit einem Lusthause, welches sehr geschmacklos mit Glassachen, Porzellan, schlechten Gemälden, Kupferstichen und Spielereien aller Art überladen ist. Dagegen ist der unweit davon gelegene Badscha-Bagh, ein im englischen Style angelegter grosser und schöner Garten, ungemein reizend. Ein Bassin mit vielen Springbrunnen durchschneidet den Garten in seiner Länge, dessen Boden von dem mannigfaltigsten Blument Teppich bedeckt ist, über den das saftige dunkle Grün der Mangos und Orangen mit ihrem Blüthenreichthum sich ausbreitete. „Es sind Bombaymangos,“ sagte der Gärtner, „indess, sie liefern nicht die schönen Früchte jenes Landes.“ Aber diese liebliche Natur wurde von den vielen bunt angestrichenen Statuen verunstaltet, Modellen aus Sandstein nach Antiken, die auf des Königs Geheiss mit einer schmutzigen rothen Farbe bemalt waren und den widerlichsten Eindruck hervorbrachten. Am äussersten Ende des Gartens liegen zwei niedliche Lusthäuser mit Marmorbädern und Hamam's (Dampfbädern) in Verbindung mit einem geräumigen Harem, welcher aus einem vier-eckigen Gebäude besteht, dessen Fenster und Ausgänge

nach dem inneren Hofe gehen. Dies Gebäude ist so gelegen, dass Se. Majestät von der Säulenhalle der Lustschlösser aus das Treiben ihrer Schönen übersehen können. Hier pflegt der König oft mehrere Tage, abgeschlossen von der übrigen Welt, nur allein im Umgange mit seinen Frauen zu leben.

Wir begaben uns dann nach dem Privatmarstall des Königs, ein grosser viereckiger Hof, der von den Ställen eingeschlossen ist. Es wurden uns hier über hundert Pferde vorgeführt, unter denen sich mehrere schöne arabische und halbarabische Thiere befanden; jedoch waren alle so reich genährt, dass sie für eine anstrengende Arbeit gänzlich unbrauchbar sind. Die indischen Pferde, selten höher als 5' 2'', sind weniger schön als die europäischen, der Kopf ist gross und wenig edel, die Ohren liegen zu sehr nach vorn; aber sie sind feurig, ausdauernd und kraftvoll. Der Marstall liegt dem königlichen Schlosse gegenüber, und so nahe dem Ufer, dass wir beschlossen, des Königs Jacht in Augenschein zu nehmen. Die Herrscher von Aude haben sich in allen Dingen mit Glanz und Ansehn umgeben wollen, Nasyry Din Heider liess sich 1820 das erste Dampfboot zu Fahrten auf dem Ganges kommen; aber dies genügte nicht, und so wurde eine nach dem Modell eines Kriegsschiffs gebaute Jacht mit grossen Kosten von Calcutta herbeigeschafft. Auf diesem schönen Schiffe hat der König sein eigenes, aufs kostbarste eingerichtetes Gemach, welches jetzt, so wie das Fahrzeug selbst, schmutzig und verfallen erscheint. Auf

dem Rückwege begegnete uns des Königs zweiter Sohn, ein wohlgenährter Jüngling von funfzehn Jahren, in einem offenen Palankin mit einer der Tiara ähnlichen Kopfbedeckung, und umgeben von einem unordentlichen Haufen von Reitern zu Pferde und zu Kameel und schmutzigen Lanzenträgern; die Elephanten und Pferde folgten dem Zuge. Seine ausdruckslose Physiognomie strahlte von Frohsinn und Zufriedenheit, und wiederholt winkte er uns mit freundlichen Grüßen zu.

Vier Meilen südlich von der Stadt, nahe dem Flusse, liegt hinter einem verwilderten Mangogarten ein grosses unförmliches Schloss, Constantia genannt, welches der Franzose Claude Martin, mit einem Kostenaufwande von 150,000 Lt., erbaute. Wir ritten vor Sonnenaufgang des andern Morgens, begleitet von einigen Reitern, dahin. Constantia, aus Marmor, Sand- und Backsteinen erbaut, in theils französischem, theils italienischem und griechischem Style, vermischt mit Hindu- und muselmännischer Architektur, ist ein fünf Etagen hoher Pallast, mit zwei Thürmen, die sich zu beiden Seiten der Plattform erheben; kolossale Löwen zieren die Zinnen und Thürme. Die Gemächer sind klein und dunkel, mit Spiegeln, Muscheln und allerlei italienischen Sculpturen und Basreliefs aus Gyps und Marmor geschmückt. Es trägt die Inschrift: „*Labore et Constantia.*“

Claude Martin war katholischen Glaubens, aber zerfallen mit demselben, nennt er dessen Gebräuche eingesogene Vorurtheile seiner Erziehung, dessen Vorschrif-

ten priesterliche Ceremonien. Er fand jedoch bei der Prüfung anderer Religionen auch keinen Trost, und da er, seiner Aeusserung nach, deren Wege zum Himmel für noch lächerlicher erkannte, als den Glauben, in welchem er erzogen war, so kehrte er zu seinem ersten Glaubensbekenntniss zurück und widmete sein Leben den Armen und Hülflösen. Aus diesem Geiste ist denn auch die von ihm mit 100,000 Lt. gegründete Stiftung *la Martinière* zu Calcutta hervorgegangen, woselbst 50 christliche Knaben und 26 Mädchen freie Erziehung erhalten. Sein Leichnam ruht in einem Marmorsarge in einem der unteren Gemächer dieses Schlosses, mit der Inschrift: *„Here lies Major-General Claude Martin, born at Lyons 1735, arrived in India a common Soldier, and died at Lucknow the 13. September 1800. Pray for his Soul.“* Vier Grenadiere in Lebensgrösse, aus Holz geschnitzt, mit dem Gewehr im Arm, halten in den vier Nischen Wache bei demselben.

Dieser grossartige Pallast ist jetzt im Besitze des Königs, welcher den Briten erlaubt hat, sich nach Belieben darin aufzuhalten. Von den Thürmen geniesst man die fernste, köstlichste Aussicht; das Thal des Gumty im Süden, umgeben von Fruchtfeldern, Jangles und Wäldern, im Norden die schöne umfangreiche Stadt, über welche die Minarets, die vergoldeten und weissen Kuppeln der vielen Schlösser und Grabmäler einen unbeschreiblichen Glanz und Zauber verbreiten. Vor Constantia befindet sich ein Bassin, aus dessen Mitte sich

eine 40' hohe Säule erhebt, und dahinter erfrischt die Farbenpracht eines niedlichen Blumengartens und das dunkle Grün der Mangos das Auge. An diese gränzt ein umfangreicher, aber wüster Park, der Aufenthalt von vielen Antilopen, Pfauen und Schakals, in welchem Dilkuscha (d. i. des Herzens Wonne) ein kleines Lustschloss des Königs liegt, welches der Engländer Ousle, der als Adjutant Nasyry Dowla's hier lebte, erbaut hat. Die Gemächer sind im französischen Geschmack eingerichtet und mit schlechten Oelgemälden verziert. Nachdem wir dasselbe in Augenschein genommen hatten, ritten wir durch den Park auf einer neuen Kunststrasse nach Hause.

Gestärkt durch ein Bad und Frühstück, liess ich mich auf einem Elephanten nach der Sternwarte tragen. Die Könige von Aude haben schon seit mehreren Jahren dieser Wissenschaft ihre Unterstützung angedeihen lassen, freilich mehr aus Neugierde und aus Liebe zur Astrologie, als zur Astronomie. Die Sternwarte liegt in der Mitte eines Gartens, am südlichen Ende der Stadt, und ist mit den nöthigen Instrumenten und einer Bibliothek versehen; ein neues Teleskop sollte aufgestellt werden. Der gelehrte Major Willcock, welcher derselben vorsteht, hatte auch bereits ein magnetisches Observatorium angelegt. Zu seiner Unterstützung sind einige in den englischen Schulen erzogene Eingeborne dabei angestellt, von deren Fähigkeit und Zuverlässigkeit, sowohl in den Beobachtungen als Berechnungen, Major Willcock nicht

genug rühmliches sagen konnte. Der jetzige König kommt oft hierher, um aus den Sternen seine Zukunft zu lesen, und hatte Herrn Willcock gegenwärtig dringend ersucht, ihm an ein vor seinem Schlosse aufzustellendes Geschütz eine solche Vorrichtung zu machen, dass sich dasselbe jeden Mittag Schlag zwölf Uhr von selbst entlade.

Der letzte König liess sich, obgleich körperliches Leiden ihn fortwährend an das Krankenbett fesselte, und er sich des Anblicks seiner Bauten nicht erfreuen konnte, dennoch die Verschönerung der Stadt sehr angelegen seyn. So sind grosse Summen auf den Ausbau der Husan Abad verwendet worden, einer breiten, schönen Strasse, welche parallel mit dem Flusse nach der Bogenbrücke führt und einen grossen Theil des nördlichen Stadttheiles durchschneidet. Hier sieht man in den Nachmittagsstunden Tausende von Menschen an den Bazaren und auf den Frucht-, Blumen- und Kornmärkten. Dies indische Volksleben habe ich hier täglich mit immer gesteigertem Interesse von einem Elephanten in Augenschein genommen; die einzige Art, sowohl das Ganze als seine Einzelheiten zu übersehen.

Am Ende der Husan Abad, über deren Mitte sich ein hohes Portal mit vielen kleinen Thürmchen erhebt, liegt der Imam-Bara (heiliger Platz), wo der Vezier Asoph-u-Daula begraben ist. Ein mächtiges Thor führt in den mit Blumen bepflanzten Vorhof, dem gegenüber eines der grossartigsten Gebäude Indiens den Leichnam des Erbauers der Bogenbrücke umschliesst. Die Front

bildet eine 280' lange und 30' breite gewölbte Veranda, an deren nördlichem Ende eine silberne Kanzel steht. Es ist der Aufenthalt für die Betenden, und hier sieht man zur Seite des Priesters, wenn er den Koran vorträgt, einen Mann mit gezogenem Schwerte, und unter den Zuhörern erkennt man die Nachkommen des Propheten an den grünen Gewändern, die Priester an den schwarzen oder blauen. Aus dieser Veranda tritt man in einen 40' hohen gewölbten Saal von 160' Länge und 60' Breite, in dessen Mitte das silberne Grabmal des Veziers und seiner Gemahlin sich befindet. Kleinliche Verzierungen mit Lämpchen, Kronleuchtern, Glocken, Baldachinen, Bildern und Vögeln haben diesen Ort seiner Würde und seines Ernstes beraubt. Zu beiden Enden dieses grossen Saales liegen noch zwei viereckige Gemächer von 62' Breite. Diesem kolossalen Gebäude zur Seite, etwas im Hintergrund, erhebt sich aus Sandstein eine grosse Moschee mit zwei hohen Minarets und drei kühn gewölbten Kuppeln. Sie ist, wie das Mausoleum, weiss angestrichen.

Wenige hundert Schritte davon hat Nasyr-u-Daula sich sein Grabmal errichtet, Husan Abad genannt, in welchem er, als es kaum vollendet war, beigesetzt wurde. Sein Deroga (erster Diener) Assynulla, der beim jetzigen Könige in Ungnade gefallen ist, aber unter britischem Schutze steht, hat das Wächteramt an der Leiche seines Herrn übernommen. Der kleine gutmüthig aussehende Mann empfing uns in reichen Staatskleidern an

der Pforte, und führte uns durch einen niedlichen Blumengarten, in dem viele Fontainen sprudelten; zu beiden Seiten schliessen Gebäude aus Sandstein denselben ein, welche die Taj im Kleinen vorstellen. Dem Eingange gegenüber liegt das Grabmal: ein einfaches Gebäude mit einer Veranda, hinter welcher mehrere Gemächer sich befinden; in dem mittelsten und grössten steht der silberne Sarg. Aber es ist mit so viel Kronleuchtern, Lampen, Gläsern und Bilderchen in der geschmacklosesten Weise ausgeputzt, dass man es eher für ein Glasmagazin, als für das Grabmal eines Königs halten möchte; denn es sollen hier für fünf Lack (50,000 Lt.) Glaswaaren zusammengehäuft seyn. Bei dem Anblick dieser lächerlichen Spielereien wurde es mir schwer, die gehörige Fassung zu behalten, und ich war so betroffen, dass ich Assynulla auf die Frage, ob es nicht sehr schön sey, die Antwort schuldig blieb. Die Seitengebäude enthalten ein Hamam und eine Menagerie der seltensten Vögel und vierfüssigen Thiere Indiens, unter denen eine grosse goldgelbe langhaarige Ziege aus Nepaul, mit dem Kopfe einer Kuh, unsere Aufmerksamkeit besonders in Anspruch nahm. Wir sagten dem guten Manne, der uns beim Abschiede mit Blumen beschenkte, unseren Dank, und bestiegen einen Elephanten, um noch die Anlagen der Strasse von Husan Abad und die alten Bazare der Stadt in Augenschein zu nehmen. Ein Rockethof, ein Belvedere und eine Menagerie, welche nahe am Ufer aufgeführt sind, fallen zuerst in die Augen; eine grosse

Moschee liegt unvollendet, und wird wahrscheinlich bald als Ruine dastehen, indem der jetzige König nicht gesonnen ist, die bedeutenden Kosten für ihren Ausbau zu bewilligen.

Sehr unterhaltend war unser Ritt durch die alten Bazare, eine lange, schmale und schmutzige Strasse, in welcher aber die grosse Handelswelt Lacknau's mit allen ihren Eigenthümlichkeiten dicht zusammengedrängt ist. In den unteren Räumen der dreistöckigen Gebäude befinden sich die Bazare, in den beiden anderen Stockwerken liegen Verandas, zierlich aus Holz geschnitzt, gleich Balkonen vor den Wohngemächern. Sobald die Sonne sich senkt, sieht man in ihnen die Bewohner in den mannigfaltigsten Gruppen und Anzügen das Treiben auf der Strasse beobachten, und da hier die meisten Tänzerinnen wohnen, welche unverschleiert ihre Reize zeigen, so hatte ich hinreichend Gelegenheit, die Schönen Lacknau's kennen zu lernen. Alle waren in blosser Kopfe, ihr schönes schwarzes Haar fiel in Flechten herab, oder war mit Geschmeide durchflochten, die grossen Nasenringe hingen bis über die Mundwinkel herab und die Ohringe berührten spielend den Nacken. Nur wenige unter ihnen waren hübsch zu nennen, aber aus den mit Antimonium geschwärzten Augenlidern blickte ein feuriges durchdringendes Auge, und um die blosse Brust war ein farbiger Shawl so gracieus und leicht geworfen, als sollten die edlen und üppigen Formen des Oberkörpers ihre Reize zur Schau tragen. An Bemerkungen über uns

fehlte es nicht, unter Lachen und Scherzen wurden bald laut bald kichernd Worte gewechselt, auf welche einzugehen nicht rathsam ist, weil diese Schönen sehr zudringlicher Natur sind.

General Nott hatte die Güte, mir eine Audienz bei Sr. Majestät zu verschaffen, und ich sollte dem Könige am 2. März vorgestellt werden. Da wir uns indess erst um 9 Uhr nach dem Schlosse begaben, so besuchte ich noch vorher das vom Doktor Loghen beaufsichtigte Armenhaus. In demselben befanden sich in gesunden und reinlichen Räumen 130 Hülfbedürftige, von denen die Mehrzahl Blinde waren; zur Zeit der Hungersnoth 1838 haben über 800 hier Aufnahme gefunden. Doktor Loghen beschäftigt dieselben mit Handarbeiten, Spinnen und Weben, was anfänglich grosse Schwierigkeiten hatte, indem sich die Blinden besonders unwillig zeigten, weil sie es als Strafe ansahen, ihr Unglück nicht im Müssigange zubringen zu dürfen. Aber jetzt hat der Doktor die Genugthuung, dass sie sich bei dieser Beschäftigung glücklich fühlen, und es ihm durch die regste Thätigkeit Dank wissen. Jeder Arme kostet monatlich $2\frac{1}{2}$ Rupie. Mit diesem Armenhause steht ein Hospital in Verbindung, in dem sich einige sechszig Männer und Frauen der besten Pflege erfreuten. Doktor Loghen empfängt hier jeden Morgen die Hülfbedürftigen der Stadt, denen freie Medizin verabreicht wird. Von welchem wohlthätigen Einflusse dasselbe ist, kann man daraus entnehmen, dass

nach den mir gezeigten Listen im letzten Jahre hier 6000 Menschen Hülfe fanden.

Inzwischen war die Zeit herangekommen, wo ich dem „Beschützer der Sterne“ vorgestellt werden sollte. General Nott, Capitain Shakespear und ich fuhren, begleitet von reitender Leibwache, nach Fara-Bagsh, d. i. Vergnügungsplatz. Der königliche Pallast liegt im Südosten der Stadt, hart am rechten Ufer des Gumty, und hat sechs Haupthöfe. Zu dem ersten, Pateh-Mahalah, führt ein grosses Portal mit eisernen Thoren, in welchem die geräumige Halle Naubat-Khan liegt und wo die Militairmusik Morgens und Abends zu spielen pflegt. Aus diesem führt ein kleines Thor in den Bauli oder zweiten Haupthof. Es ist ein längliches Viereck, in dessen Mitte ein grosses Marmorbassin, umgeben von Blumenbeeten, liegt; kleine Schiffchen auf demselben dienen den Damen zur Ergötzung, und viele Springbrunnen kühlen fortwährend die Lüfte. Nach der Flussseite liegt hier Fara-Bagsh, welches aus offenen Arkaden und mehreren Gemächern besteht, die von den kostbarsten Vorhängen geschlossen werden können, und in der heissen Jahreszeit von den duftenden Mattenflechten umstellt sind, welche fortwährend von Dienern feucht gehalten werden. Fara-Bagsh gegenüber führen marmorne Freitreppen zu dem grossen Thronsaale, einem von Säulen getragenen prächtigen Gemache. Hier steht der goldene Thron mit Diamanten, Perlen und Rubinen besetzt.

Mit Bauli parallel liegt gegen Osten, auf gewölbter

Terrasse, das aus Quadern erbaute Sangi-Dalaun, von doppelten Arkaden, hinter denen die Wohngemächer sich befinden, umgeben und mit Kuppeln gekrönt, welche an den vier Ecken und der Hauptfront ihre stark vergoldeten Silberdächer erheben. Den inneren Raum deckt der schönste Blument Teppich mit Fontainen, belaubten Gängen und Schattendächern, in deren Mitte eine kleine Moschee mit vergoldeten Minarets und mit Pavillons für die Damen steht. Vier Eingänge führen zu den Gemächern; von Norden her ein bedeckter für die Damen, ein anderer im Süden für den König, und zwei Portale im Osten und Westen für die Fremden. Die Gemächer sind überladen mit seidenen Divans, Kunstsachen, Gemälden und Kupferstichen; beinahe in jedem derselben hängt ein Portrait von Nasyreddin Heider, welcher sich bald in indischer, bald in europäischer Tracht hat malen lassen. In den unteren Räumen entdeckten wir zufällig ein mit schwarzem Tuch ausgeschlagenes Gemach, worauf Todtengerippe gemalt waren und in welchem Folterinstrumente aller Art aufbewahrt wurden. Wir hörten später, dass Heider die widerspenstigen Frauen darin einzusperren pflegte und zwei seiner Schönen hier hat verschmachten lassen. An diese Anlagen stösst gegen Osten das Zenanah, welches eine Masse unförmlicher Gebäude, ohne Fenster nach den Aussenseiten enthält und aus den Schlössern Schisch-Mahal, Khurd-Mahal und Rung-Mahal besteht, deren jedes von kleinen Blumengärten mit Springbrunnen umgeben ist. Gegen Norden liegt ein Garten,

eingeschlossen von Gebäuden, in denen sich die Verwaltungsbehörden befinden. Durch eine Strasse geschieden, zieht sich ein Blumengarten und Weinberg, von einer hohen Backsteinmauer umgeben, längs dem Flusse hin, über der Mauer erheben sich an den Ecken und in der Mitte drei Bastione mit silbergedeckten und vergoldeten Kuppeln. Die mittlere trägt einen Pallast in Form eines Oktogons mit plattem Dache, in welchem die Mutter des Königs lebt.

An der Pforte von Bauli verliessen wir unseren Wagen, General Nott wurde in einem Tanjan nach Fara-Bagsh getragen; wir folgten dem General, begleitet von Aryn Udalla, dem ersten Minister des Königs. An der Treppe von Fara-Bagsh kam uns der König entgegen, umgeben von einem zahlreichen Hofstaate; General Nott stellte mich Sr. Majestät vor, welcher mir die Hand reichte und einige freundliche Worte an mich richtete. Der König ist ein grosser, corpulenter Herr, mit einer gutmüthigen, aber sehr hässlichen Physiognomie, welche von einer ungewöhnlich grossen Nase verunstaltet wird. Eine mit Gold und Silber gestickte grünseidene Tschoga fiel Sr. Majestät bis zu den Knöcheln herab, rothseidene Pantalons und goldgestickte Schuhe mit vorn aufgerollten Spitzen vollendeten den Anzug. Sehr originell war der Kopf mit einer kronartigen hohen Mütze bedeckt, einer Tiara ähnlich, welche von Juwelen strotzte. Einige grosse, schöne Perlenschnüre um den Hals und zwei kostbare Brillantringe waren der Schmuck des Wiederherstellers der Religion. In seinem matten Blicke lagen

sein Leben und seine Neigungen ausgeprägt; denn Se. Majestät haben vier Frauen und gegen 200 Concubinen und erfreuen sich einer zahlreichen Nachkommenschaft. Eine der Frauen des Königs muss, wenn das mir gezeigte Bildniss nicht trügt, eine der ersten Schönheiten Indiens seyn. Weichlich, schwach und ohne Charakter liebt der König weder die Gefahren und Anstrengungen der Jagd, noch die Entbehrungen des Kriegerlebens; seine einzige Leidenschaft sind Bauten, und gegenwärtig beschäftigt ihn der Gedanke, alle Häuser der Stadt anstreichen oder bemalen zu lassen. Des Königs erster Minister und Lieb- ling, Aryn Udalla, ist aus der Hefe des Volks zu dieser Würde emporgestiegen; aber bei seiner gränzenlosen Unwissenheit in allen Zweigen des Staats- und Geschäftslebens voll Misstrauen und immer bereit sich durch gemeine Intriguen zu helfen. Aryn Udalla ist bartlos und zu schwächlich, um in Indien für eine männliche Schönheit gelten zu können; wenn er spricht, spielt ein verschmitzter Zug um seine Mundwinkel, und die blitzenden Augen bewegen sich unstät im Kopfe.

Da der König mit General Nott Einiges zu verhandeln hatte, so zog sich Se. Majestät mit dem General und Capitain Shakespear in ein Seitengemach zurück. Während dieser Zeit erbot sich Aryn Udalla mir alles Sehenswerthe zu zeigen, wobei uns der Derbar Fakyl Myr Hassyn Aly, genannt Londonne, weil er mehrere Jahre in London gelebt hat, als Dolmetscher diente. Aryn Udalla machte mich mit den uns umgebenden Män-

nern bekannt, unter denen einer der Leibärzte des Königs, ein schöner schlank gewachsener Perser, durch seine reiche und geschmackvolle Kleidung sich besonders auszeichnete. Sein und seiner beiden Collegen, eines Muselmann und eines Hindu, Geschäft ist, den König täglich zweimal zu besuchen und den Gang des Pulses zu untersuchen. Bevor der König Morgens ins Bad steigt und wenn er dasselbe verlässt, stehen die Aeskulapen mit wichtiger Miene um den hohen Gebieter, ihn zu trösten oder zu warnen; man sollte glauben, der König erfahre erst durch seine Aerzte, ob er gesund sey oder krank. Von den beiden schwarzen Eunuchen, welche überreich in Seide und kostbare Shawls gekleidet und mit goldenen Ketten und Uhren behangen waren, äusserte Myr Hassyn, dass es die glücklichsten Menschen wären; denn sie könnten die Damen so oft besuchen als es ihnen beliebe, würden beköstigt und gekleidet und erhielten noch ausserdem monatlich 300 Rupien. Fara-Bagsh enthält einen grossen Saal mit einigen daran stossenden kleinen Gemächern, welche ganz europäisch eingerichtet sind. Nach der Flussseite ist der Blick über den breiten Strom nach den am jenseitigen Ufer gelegenen Gärten ungemein lieblich. Auf einem Tische lagen verschiedene Kopfbedeckungen des Königs, welcher in dieser Tracht die Abwechslung liebt.

Nach einer halben Stunde wurde ich zum Könige gerufen, dem ich mich gegenüber setzen und ausführlich von meinem Vaterlande erzählen musste; wobei sehr natürlich

Erkundigungen über meinen König und dessen Militairmacht vorzüglich zur Sprache gebracht wurden. Alsdann erschien Aryn Udalla mit der Hara, einer aus Silberfäden gewirkten Kette mit sieben Schilden, in denen mit Goldfarbe des Königs Wappen: zwei Schwerter, der Fisch, die Tiara und eine Krone eingedruckt sind. Von dieser Ehrenkette existiren, wenn ich mich so ausdrücken darf, zwei Klassen, aber Beide gleich geschmack- und werthlos, weil sie sonst nicht dem Empfänger verbleiben dürfte; man schätzt die der ersten Klasse auf 20 Rupien. Der König hing die Hara erster Klasse zuerst dem General Nott um den Hals, welches dieser gegen den König und seinen Premierminister erwiederte; dann wurde ich mit derselben Kette beehrt, und da keine der ersten Klasse mehr vorhanden war, erhielt Capitain Shakespear zwei der zweiten Klasse. Die Spendung des Rosenöls beschloss diesen feierlichen Akt, und war zugleich das Zeichen Abschied zu nehmen. Begleitet von Sr. Majestät bis zur untersten Stufe von Fara-Bagsh, schieden wir mit Umarmung und Händedruck.

Lacknau's Merkwürdigkeiten bestehen hauptsächlich aus Grabmälern und Gärten, auf deren Errichtung grosse Summen verschwendet sind. Zu jenen gehört auch das des Nawab Sadat Aly Khan, welches am östlichen Ende der Stadt liegt, ein einfaches, aber schönes Gebäude, von einer von Säulen getragenen Veranda umgeben und aus einem hochgewölbten runden Saale bestehend, in dessen Mitte ein silberner Cenotaph steht; der Nawab ruht in

einem Marmorsarge zwischen seiner Tochter und Enkelin in den unteren Gewölben. Hallen und kleine Gebäude umschliessen den ganz verwüsteten Garten, in denen Caschmirer leben, welche sich vor zwölf Jahren hierher flüchteten, und durch den damaligen Minister des Königs, Hacky Mendi, der einsichtsvollste Rathgeber, welcher je an diesem Hofe gelebt hat, hier ein Unterkommen und Arbeit fanden; der weise Mann wollte von deren Geschicklichkeit in Shawlarbeit Nutzen ziehen. Sie werden auch gegenwärtig noch damit beschäftigt; indess stehen ihre Arbeiten denen aus Caschmir bedeutend nach und sie sind auch hier, wie ihre Landsleute, als Lügner und Schwindler bekannt.

Auf dem linken Ufer des Gumty liegt Gazuddin Heider, der erste König von Aude, in einem einfachen gewölbten Gebäude begraben, welches ein reizender Garten umgiebt. Die Abgeschlossenheit seiner Lage und die Stille, welche hier herrscht, hat diesen Platz zum Lieblingsaufenthalt der Frommen gemacht; daher wir denn auch in den Vorhallen einen Priester antrafen, der mehreren andächtigen Muselmännern den Koran vortrug. Nicht weit davon befindet sich die Janwa-Chana oder Menagerie des Königs, ein von Hallen umschlossener grosser viereckiger Hof. Man zeigte uns hier 13 Tiger, viele Affen, Kaninchen, Vögel aller Art, kämpfende Antilopen und Widder und kämpfende Wachteln; letztere bissen sich mit solcher Bitterkeit, dass der Wärter die kleinen wüthenden Thiere, noch bevor der Kampf entschieden

war, wieder einsperren musste. Der König erfreut sich an ihrer durch Eifersucht angeregten Kampflust bei grossen Festen, wo die Wachteln zum Dessert vor den versammelten Gästen auf der Tafel fechten müssen. Ich sah hier auch den Byjy oder indischen Ichneumon, welcher im Distrikt von Murschedabad sehr allgemein ist, jung eingefangen sich als Hausthier gewöhnt und dem Menschen ungemein zugethan wird. Er besitzt die merkwürdige Eigenschaft, die giftigsten Schlangen zu vernichten; denn beim Anblick des Byjy windet sich die Cobra zusammen und bleibt in einem erstarrten Zustande liegen. Der Byjy betrachtet dann sein Schlachtopfer mit durchdringendem Blicke, stürzt sich bei der geringsten Bewegung auf dasselbe, ergreift die Schlange beim Kopfe und tödtet sie. Leider ist diese Menagerie sehr geplündert worden, indem die sechs Rhinoceroten und viele andere merkwürdige Thiere anderweitig und zur Zierde bei den verschiedenen Grabmälern untergebracht sind. Zum Schlusse will ich noch des Chah Mänzil (d. i. des Königs Haus) gedenken, welches mitten in einem schönen Garten liegt und aus einem grossen von Säulen getragenen luftigen Raume besteht, der mit seidenen Divans und mit drei Kronleuchtern im Werthe von 21,000 Lt. geschmückt ist. Ein grosses Marmorbassin vor demselben war gerade in der Arbeit und seiner Vollendung nahe. — Obgleich es den hier lebenden Briten an Gärten nicht fehlt, so haben sich dieselben dennoch am südwestlichsten Ende der Stadt einen grossen Park angelegt, um unge-

störter mit ihren Angehörigen sich in freier Natur ergehen zu können.

In den letzten Morgenstunden, welche ich in Lacknau verlebte, den 4. März, wurde ein Spazierritt längs dem linken Ufer des Gumty unternommen. Gleich hinter der Schiffbrücke führt ein Pfad hart am Wasser vorbei, üppige Kornfelder wechseln mit lieblichen Gärten, aus denen die Kuppeln und vergoldeten Spitzen der Sommerhäuser hervorblicken, oder die dickbelaubten Aeste hoher Mangos ihre schattigen Dächer voll Blüthen ausbreiten. Diese reizende Natur, deren Anblick wir uns bei einer gelinden Luft von 65° F. erfreuten, erinnerte an die heimathlichen Landschaften. Aber ihr Bild wurde ein ganz orientalisches, als wir auf dem Rückwege die Stadt vor uns sahen, deren unzählige Minarets, die vergoldeten und weissen Kuppeln und zierlichen Thürmchen des königlichen Pallastes, der Grabmäler und Moscheen, mit ihren glänzenden Farben an dem dunkeln Blau des Himmels, den wunderbarsten Effekt hervorbrachten. Im Flusse zeigte sich heute ein ungewöhnliches Leben: Handelsschiffe, kleine Barken und Fischerboote ruderten hin und her; auch des Königs Gondel, am Vordertheil geschmückt mit zwei Rossen, die aus dem Rachen eines Fisches herausspringen, steuerte nach Dilkusha, für den Fall, dass Sr. Majestät belieben sollte, sich zu Wasser nach Hause zu begeben.

Nach unserer Rückkehr fand ich von dem reichsten der hier lebenden Hindukaufleute, einem Wechsler von

1 Million Lt. im Vermögen, eine Einladung, sein Sommerschloss in Augenschein zu nehmen. Bei der drückenden Mittagshitze des heutigen Tages von 90° F. war es nur möglich auf einem Elephanten sich dahin zu begeben. Es liegt gleich hinter der Bogenbrücke in einem Garten, der sich bis nahe an den Strom hinzieht, und ist in altfranzösischem Style erbaut und meublirt. Die Wände schmücken schlechte Kupferstiche, Amors Liebeleien vorstellend, und die Gartenbeete waren von hohen Hecken umgeben, zwischen denen die Götter Griechenlands aus Sandstein standen; in der Mitte prangte eine weiss angestrichene Kuh.

Die Brigade der Briten, welche hier stationirt ist, liegt drei Meilen nordwestlich von der Stadt in besonders zu diesem Zwecke eingerichteten Bangalows und Casernen. Die Officiere derselben werden nicht nur von dem Könige jährlich einige Male zu Frühstücks- und Mittagsfesten eingeladen und mit Thierkämpfen dabei be- lustigt, sondern erhalten auch allen Vorschub zu Tiger- und anderen Jagden in den wildreichen Jangles des Landes. Einige dieser leidenschaftlichen Jäger waren mit des Königs Elephanten auf Tigerjagden gewesen und während meines Hierseyns, nach dreiwöchentlicher Abwesenheit, mit der reichen Beute von vierzig Tigern heimgekehrt. Einer so glücklichen Jagd wusste man sich kaum zu erinnern. Mir wurden einige der Häute ver- ehrt, deren grösste vom Kopfe bis zum Schwanze 9' misst.

Voll der dankbarsten Gefühle für meinen gastfreien

Wirth, dessen Güte ich die frohen und belehrenden Stunden in Lacknau verdanke, verliess ich Nachmittags 4 Uhr im Palankin die Stadt, um nach Cawnpure zurückzukehren. Die Sonnenstrahlen fielen glühend auf die Erde herab und erlaubten den Trägern nur gemächlichen Schrittes sich zu bewegen. Als ich mich der zweiten Station näherte, erhoben sich von allen Seiten schwarzgraue Wolken, hinter denen die Sonne verschwand, und mit dem letzten Abendschimmer umgab mich eine von Blitzen erleuchtete Finsterniss. Bald tobte ein heftiger Sturm, drohende Gewitter zogen herauf, schwere Regentropfen fielen herab, der Donner kam immer näher und der Regen ergoss sich endlich in solchen Strömen, dass die Fackel auslöschte. Meine Träger konnten in dem erweichten Boden kaum von der Stelle, wiederholt gleiteten sie aus und fielen selbst einige Male, denn nur die zuckenden Blitze zeigten mit ihrem blendenden Lichte den Weg. Unter diesen Umständen gab ich ihren Bitten nach und liess mich unter einer gewölbten Brücke niedersetzen. Hier harrten wir beinahe zwei Stunden, der Regen hatte nachgelassen und das Gewitter war weniger heftig; aber kaum befand ich mich mit den Trägern der dritten Station wieder auf dem Wege, so überfiel mich ein zweites nicht minder heftiges Unwetter, welches mich nöthigte, in einem Dorfe Schutz zu suchen. Dieses Aufenthalts ungeachtet erreichte ich bei heiterem Wetter, Morgens 7 Uhr, die Bangalows von Cawnpure. Auch hier hatte dasselbe Unwetter geherrscht, und wir

waren in jetziger Jahreszeit ganz ungewöhnlich den ganzen Tag von Gewittern heimgesucht. Aber als sich gegen Abend der Himmel aufklärte, zeigte sich am westlichen Horizonte zu aller Ueberraschung ein Comet mit einem Schweife von 35° Länge. Anfänglich wurde dieses merkwürdige Phänomen, in welchem das Volk ein Anzeichen ungewöhnlicher Ereignisse sieht, für eine leuchtende Wolke gehalten.

Ich verlebte den Abend beim General Gray, im Kreise erfahrener Officiere, die letzten heiteren Stunden in Cawnpure; denn am anderen Morgen 7 Uhr, den 6. März wurde die Reise in derselben Art nach dem 129 Meilen entfernten Allahabad fortgesetzt. Auf die beiden Gewittertage war ein Natur und Menschen neu belebender Tag gefolgt, des Himmels dunkelblaues Gewölbe in voller Klarheit, die Luft rein und kühlend, Saaten und Laub in seltener Frische.

Die Strasse nach Allahabad führt durch das fruchtbare Duab zwischen dem Jamna und Ganges, nur wenige Meilen von letzterem Flusse, und ist in trockener Jahreszeit durchweg ausgezeichnet zu nennen. Es ist ein unabsehbarer Garten, in welchem Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Mohn, Waizen, Gerste und viele Gemüse gedeihen; liebliche Mangowäldchen, Tamarinden und Bananen, in deren Schatten Dörfer, Pagoden, Moscheen und ummauerte Teiche liegen, geben der Landschaft ein stets wechselndes Ansehen. Belebt von Pilgern, Landleuten, Reisenden zu Pferde und zu Fuss, schwer bela-

denen Heckeries und Kameelen, fehlt es auf diesem Wege nicht an den originellsten und malerischsten Erscheinungen einer indischen Volkswelt.

Eine schöne Allee von Nismes, Akazien und Mangos führt einige Meilen vor Allahabad nach den dortigen Bangalows, und nach Verlauf von 32 Stunden befand ich mich in der reizenden Villa des Herrn Woodcock. Von einem seiner Freunde empfohlen, war ich schon seit mehreren Tagen erwartet worden. Herr Woodcock, welcher einem höheren Civilamte vorsteht, bewohnt eines der schönsten Bangalows des Orts, in welchem auch mir alle nur möglichen Bequemlichkeiten dargeboten wurden.

Allahabad (unter $25^{\circ} 27'$ NBr. und $81^{\circ} 50'$ ÖL. v. Gr.) besteht eigentlich aus drei Orten: dem Fort auf einer Landzunge an dem grossen Bhat-Prajaga des Duab, wo die klaren Fluthen des Jamna sich mit den gelblich getrüben des Ganges vermischen, der nordwestlich davon an dem 1400 Yards breitem Jamna gelegenen Stadt und den zwischen beiden weit nach Norden und Osten sich erstreckenden Bangalows und Casernen. Es ist einer der viel besuchten Wallfahrtsorte der Hindus, weil es hier am verdienstlichsten ist, sich in die entsühnenden Fluthen beider heiligen Geschwisterströme zu stürzen und von dort das geschöpfte Wasser in die entfernteste Heimath zu tragen. Wenn ein Pilger ankommt, so setzt er sich am Uferrande nieder, und lässt Haupt und Körper so scheeren, dass jedes Haar ins Wasser fällt; denn die

heiligen Schriften versprechen ihm für jedes so geopfert Haar eine Million Jahre Aufenthalt im Himmel. Nachdem er geschoren ist, badet er sich; noch an demselben oder spätestens am nächsten Tage verrichtet er die Todtenfeier oder Shraad für seine verstorbenen Vorfahren. Viele dieser Frommen machen ihrem Leben hier ein Ende, indem sie sich in ein Boot nach der Stelle rudern lassen, wo beide heilige Ströme zusammenkommen, und sich dann, nachdem bestimmte Feierlichkeiten vollbracht sind, mit drei grossen um den Körper befestigten Wasserkrügen in den Strom senken. Andere haben sich mit solcher Hast in die heilige Tiefe gestürzt, dass man sie nicht wieder auftauchen sah. Besonders im Monat Februar kommen Tausende solcher Frommen, Reiche und Arme, hier zusammen, welche mit denselben Empfindungen den göttlichen Strom erblicken, wie der verschmachtende Wanderer der Wüste die Brunnen der Oase; die ganze Seele fühlt sich gehoben, neue Kräfte beleben den Ermüdeten, und indem sich seine Schritte verdoppeln, hört man ihn preisend den Namen seines Gottes immer lebhafter anrufen, gegenwärtig befand sich noch ein Rajah mit grossem Gefolge in einem Lager unter Mangobäumen.

Auf einer wenig erhöhten Landspitze liegt das aus rothen Quadersteinen vom Kaiser Akbar erbaute Fort. Dasselbe bildet jetzt ein bastionirtes Fünfeck; zunächst der beiden Flüsse sind es die alten Wälle mit halbrunden Bastionen, die Landseite ist ganz regulair und be-

steht aus zwei und einer halben Bastion mit drei Ravelins. In der Mitte desselben steht jene uralte Granitsäule mit Pali- und Sanskritinschriften, auf welcher neuerdings, alter Ueberlieferung gemäss, ein stehender Löwe angebracht ist. Nach der Wasserseite liegt der geräumige Pallast zu Wohnungen für höhere Officiere eingerichtet, in welchem man in den kühlen, gewölbten Souterrainräumen gegen die heissen Winde Schutz findet. Dagegen gewähren die Casernen der europäischen Truppen, mit so viel Rücksicht dieselben auch auf das Klima gebaut sind, in dieser Jahreszeit für die Soldaten nicht hinreichenden Schutz, die hier oft von Fiebern heimgesucht werden. Dem heiligen Strome zunächst liegt, unter dem mit Steinplatten ausgelegten Boden, ein alter Hindutempel, dessen unterirdische Räume auf Säulen ruhen, in denen von Lämpchen erleuchtet der Lingam Patalpuri aufbewahrt wird. Nicht unerwähnt darf ich das im Fort befindliche Zeughaus lassen, eines der grössten Indiens, welches die sämtlichen Nordprovinzen mit Waffen und Schiessmaterial versieht; denn es befinden sich in demselben für 30,000 Mann Waffen und 30 Geschütze verschiedenen Calibers. Alles ist in musterhafter Ordnung aufgeschichtet.

Die Stadt, mit über 30,000 Einwohnern, besteht aus zwei- und dreistöckigen Gebäuden aus Backsteinen, und hat in letzter Zeit ein reinlicheres Ansehen erhalten; aber sie heisst noch heute bei den Eingebornen Fakirabad, d. h. die Bettlerstadt, sowohl wegen ihrer Aerm-

lichkeit, als wegen des grossen Zudranges von Fakiren und Pilgern. Seitdem eine regelmässige Dampfbootverbindung zwischen hier und Calcutta stattfindet, hat Verkehr und Handel etwas zugenommen. Dagegen gewähren die vielen von schönen Gärten umgebenen Villen und Bangalows der Civilbeamten und Officiere ein grossartiges Ansehen; denn es sind wohl wenige Orte in Indien, welche so schön und kostbar eingerichtete Gebäude der Art aufzuweisen haben, als Allahabad. Kunststrassen mit Alleen führen zwischen ihnen, nach dem Fort, der Stadt und verschiedenen Punkten der Umgegend. Hier ist nämlich der Sitz eines Hauptgerichtshofes und eine grosse Militairstation von 2 Regimentern, einigen Depots und zwei Compagnien Artillerie. — Der ganze Distrikt von Allahabad umfasst 2760 engl. Quadratmeilen, von denen aber nur 984,951 Akres bebaut sind, und ist von 949,446 Seelen bewohnt: 651,877 Hindus und 297,569 Muselmänner.

Bei dieser Gelegenheit, in dem Sitze eines grossen Gerichtshofes, will ich mit wenigen Worten der Civilgerichtsbarkeit Indiens gedenken. Alle Klagen, die vor Gericht gebracht werden, müssen auf Stempelpapier abgefasst seyn; Verbindlichkeiten, Urkunden u. s. w. im Betrage von 32 S. müssen einen Stempel im Werthe von $1\frac{1}{2}$ d. haben; bis zu 6 Lt. 8 S. ist der Stempel 3 d., und so ansteigend, dass bei 10,000 Lt. der Stempel 5 Lt. beträgt. In Rechtssachen, welche zu einem Gerichtshofe gehören und in Appellationen an ei-

nen höheren Gerichtshof soll der Stempel, wenn der fragliche Gegenstand nicht über 32 S. Werth hat, 2 S. betragen und ist so ansteigend, dass bei einem Werthe von 10,000 Lt. die Eingabe auf den höchsten Stempel von 200 Lt. abgefasst seyn muss. Antworten und Entgegnungen bedürfen eines Stempels von 1 S. bis 8 S.; Bittschriften und Klagen an Magistrate, betreffend Verläumdung, Ehebruch, Diebstahl u. s. w., sind gleichfalls auf Stempelpapier und zwar: an einen Collector oder Magistrat 1 d., an einen Provinzialhof 2 S. und an den *Board of Revenue* oder den *Sudder Dewanny* 4 S. Pächter, welche eine Rente an die Regierung zu zahlen haben, sind bei Unterhandlungen, die darauf Bezug haben, vom Stempel befreit.

In den Nordwestprovinzen, dem Gouvernement Agra, ist die Civilgerichtsbarkeit folgende: 1) die des Munsiffs oder eingebornen Richters als des niedrigsten Gerichtes, welcher in Klagen entscheidet, die nicht 30 Lt. übersteigen und wobei keine Europäer betheiligt sind. Der nächste Gerichtshof ist der des Sudder Ameen, dessen Richter gemeinhin ein Eingeborner ist, und wo der klagbare Gegenstand nicht 100 Lt. Werth übersteigen darf; der dritte Hof, der Obere Sudder Ameen, kann jede Klage mit unbegrenztem Werthe annehmen; an diesen schliesst sich der Distrikt- oder Zillahgerichtshof, dessen Richter Europäer sind, und die letzte Instanz ist die an den Sudder Dewanny Adawlat. In diesen Nordwestprovinzen, welche eine Bevölkerung von über 32 Millio-

nen Einwohner haben, kamen in den fünf Jahren, von 1836 bis 1840, im Ganzen 261,154 Klagen vor sämtliche Gerichtshöfe, von denen nur 2314 (mithin 99. 14. Procent) der Eingaben von europäischen Richtern entschieden wurden, alle übrigen verblieben den eingebornen Richtern. Von den 31,931 Appellationen kamen 17,090 zur Entscheidung der europäischen Gerichtshöfe, die anderen fielen den eingebornen Richtern anheim. In Bengalen, mit einer Bevölkerung von 40 Millionen Seelen, kamen nach dreijährigem Durchschnitte jährlich 105,000 Klagen vor sämtliche Gerichte, mithin eine Klage auf 381 Seele.

Die Verwaltung der Civilgerichtsbarkeit in der Präsidentschaft Madras ist verschiedener Art. Der Dorf-munsiff entscheidet über Klagen im Werthe bis zu 10 Rupien, ohne irgend eine Appellation. Der Distriktmunsiff nimmt alle Eingaben bis zum Betrage von 100 Lt. an; dagegen müssen Beschwerden bis zu 500 Lt. vor den Zillahgerichtshof (Europäer) gebracht werden. Der Sudder Ayn, aus eingebornen Richtern bestehend, beschäftigt sich mit Klagen bis zu 250 Lt.; die Registratoren (Europäer) bis zu 300 Lt.; der Obere Sudder Ayn oder die Zillahrichter bis zu 500 Lt.; und der Provinzialgerichtshof entscheidet über alle Klagen höheren Werthes. In vier Jahren kamen in dieser Präsidentschaft auf eine Bevölkerung von etwas über 13 Millionen Einwohner 195,816 Klagen vor sämtliche Gerichtshöfe, von denen nur 5291 durch europäische Richter entschieden wurden.

Die Gerichtsbarkeit in der Präsidentschaft Bombay wird beinahe ausschliesslich von eingebornen Richtern verwaltet, wobei sehr charakteristisch ein unseren Schiedsrichtern ähnlicher Gerichtshof vorkommt, indem die klagenden Partheien, bevor sie ihre Sache gerichtlich anhängig machen, dem Panchant, einer Jury von fünf vertrauten Personen, den streitigen Fall zur Entscheidung und Versöhnung vorlegen. Auf eine Bevölkerung von 6 Millionen 270,461 Menschen kamen hier vom 1. Juli 1837 bis zum 1. Januar 1842 309,783 Klagen vor Gericht, von denen bloß 8848 unerledigt blieben, und 713 Appellationen beim obersten Gerichtshof anhängig gemacht wurden.

In Gesellschaft des Herrn Woodcock wurden täglich in den Morgen- und Abendstunden Streifzüge in die Umgegend gemacht. Wenn gleich die Landschaft um Allahabad mit Mangowäldchen, Tamarinden, Pipala und Bananen besetzt ist und die Gebüsche voll wilder Rosen prangen, so geben doch die von den benachbarten Bergen herübergekommenen Grasarten: Bambusa, Sacharum, Andropoyon und andere und die Cerealien derselben einen ganz besonderen Charakter. Auf den Feldern gedeihen Indigo, Baumwolle, Waizen, Gerste, Erbsen, Kartoffeln, Raps, Rüben, Mohn, Reis, Jowary, und in den Gärten ausser der Banane und Mango, welche jetzt ihren köstlichen Blüthenduft weit verbreitet, noch die europäische Weinrebe, Feigen, Aepfel und Pflaumen.

Auf unserem ersten Spazierritte hatte ich Gelegen-

heit, dem Einsammeln des Opium beizuwohnen. Aus den Einschnitten, welche Abends in den Mohnköpfen gemacht werden, schwitzt in der Nacht das Opium aus, das von Alt und Jung vor Sonnenaufgang mit Messern abgenommen und in Mohnblüthenblätter gesammelt wird. Das Sier gutes Opium hat den Preis von 3 Rupien 10 Annen, wobei jedoch der Sammler selten mehr als eine Rupie gewinnt. Ein Morgen Landes bringt in guten Jahren, nach der Aussage der hiesigen Landleute, nur 10 bis 12 Siers. Da das Opium ein Monopol ist, so muss der gewonnene Ertrag an die zur Einsammlung niedergesetzten Beamten abgeliefert werden. Zur Controlle des Ganzen sind zwei grosse Opiumstationen errichtet, in Gazepure befindet sich der Benaresopium-agent, in Patna der Beharagent. Ersterer lässt alle Distrikte von Gazepure bis Simla beaufsichtigen, der Andere hat die östlich und südöstlich gelegenen Distrikte unter sich. Diese Agenten haben Deputirte in allen Theilen des Landes, welche die Contrakte mit den Opiumpflanzern machen, das gewonnene Opium in Empfang nehmen, und mit einem Namensverzeichniss der Producenten nach den Hauptstationen absenden. Dort wird das Opium gekostet, geordnet, der Werth bestimmt, in Kugeln geformt und in Mohnblüthen verpackt.

Unter die hier vorhandenen alten Bauwerke gehört das Grab des Schah Khasro, des Sohnes Akbars des Grossen. Es liegt nordwestlich von der Stadt, in einem neuerdings hergestellten Garten, unter dessen schönen

Tamarinden, Pipala und Orangen sich die hier lebenden Briten an kühlen Tagen zu ergehen pflegen. Hochgewölbte Thore führen erst durch einen grossen Hof, der für die Carawanen und Reisenden bestimmt war und noch heute den Pilgern zum Aufenthalt dient; aus diesem kommt man in einen zweiten Hof, welcher gegenwärtig zu Bazaren eingerichtet ist. Das Grabgebäude ist aus rothem Sandstein erbaut, steht aber weit hinter den mit Pracht und Geschmack ausgestatteten Grabmälern Delhis und Agras.

Nicht weit von demselben befindet sich das Gefängniss für die Verbrecher des Distrikts. Es wurden hier gegen 1000 dieser Unglücklichen von einer Compagnie bewacht; wenn Strassenbauten dieselben nicht auswärts beschäftigen, müssen sie mit Handarbeiten in den luftigen Räumen thätig seyn, weshalb der Mann nur 1 Rupie 4 Annen monatlich kostet. Für die Kranken ist ein Lazareth eingerichtet, in welchem, wie überhaupt in der ganzen Anstalt, Zweckmässigkeit und Ordnung vorherrschend sind.

Wenn in den Abendstunden die kühlere Luft die Briten ins Freie treibt, wird man durch die vielen Equipagen, Reiter und Reiterinnen — denn die englischen Damen lieben es auch in Indien, wo das Clima jede andere Bewegung versagt, sich auf Rossen zu tummeln — an die Heimath erinnert, und man könnte sich ganz dahin versetzt glauben, zeigten nicht die mit Kuhschwänzen nebenher laufenden Pferdehüter und die in Turbanen

und weissen Gewändern gekleideten Kutscher und Bedienten, dass es das Land der Hindu ist, in welchem der Brite sich ein zweites Vaterland gegründet hat. Dieselben heimathlichen Anklänge bietet das gesellige Leben dar. Mir wurden täglich Beweise von Gastfreundschaft zu Theil, wodurch ich den ersten Familien manche heitere Stunde verdankte. Wegen der Hitze versammeln sich die Gäste zu den Dinern um 8 Uhr Abends, wobei jeder Gast seinen Diener mitbringt; nach demselben findet Musik und Unterhaltung statt.

Von Allahabad über Benares nach Calcutta sind es zu Lande 488 Meilen, zu Wasser durch die vielen Krümmungen des Ganges 800 Meilen. Vermöge der Dampfböte, welche ein Personenboot am Schlepptau mit sich führen, und nur am Tage die Fahrt unternehmen können, erreicht man abwärts selten unter zehn Tagen die Hauptstadt des Landes. Aber dennoch ziehen die meisten Reisenden die Fahrt auf dem Flusse der zu Lande vor; obwohl die Kosten ziemlich dieselben sind, indem man stromabwärts 350 Rupien und stromaufwärts 233 Rupien entrichtet. Ich musste für meine Dawk dahin 399 Rupien 14 Annen und 8 Peis bezahlen, weil die Träger im südlichen Bengalen höheren Sold erhalten.

Den 12. März, Mittags 2 Uhr, trennte ich mich von Herrn Woodcock, und wurde auf einem schattigen Damme, längs dem rechten Ufer des hier von 30 bis 40' tiefen Rändern eingeschlossenen Ganges über die dem Dorfe Daraganga gegenüber liegende Schiffbrücke ge-

tragen. Der Ganges hatte gegenwärtig kaum 600 Schritt Breite; aber seine Wassermasse füllt in der Regenzeit das eine Meile breite Bett völlig aus. Sobald man dieses sandige Bett überschritten hat, kommt man auf eine Kunststrasse, die mit geringen Unterbrechungen auf dem ganzen Wege nach Benares gleich gut ist und nur in der Regenzeit von den schwer beladenen Heckeries ausgefahren wird. Als ich mich in der Allee befand, ging die Sonne bei 88° F. hinter schwarzen Wolken unter, und die ganze Nacht blitzte ein fortwährendes Wetterleuchten am südöstlichen Himmel. Ungeachtet die Träger auf dieser Strasse sehr langsam sind, so hatte ich doch schon folgenden Tages gegen 12 Uhr die Bangalows von Benares erreicht und den Weg von 75 Meilen in noch nicht 24 Stunden zurückgelegt. Major Carpenter hatte mir einen Diener entgegengeschickt, mit der Bitte, in seinem Hause vorlieb zu nehmen. Diese freundliche Einladung verdankte ich der Güte des Herrn Maddock, welcher mich diesem erfahrenen Officier empfohlen hatte.

Benares oder Varanasi im Sanskrit (unter $25^{\circ} 20'$ NBr. und $82^{\circ} 40'$ ÖL.), von den sich hier in den Ganges mündenden Flüssen Varana und Asi, liegt in einer Ebene hart an den 60' hohen Bänken des linken Gangesufer, um den die alte berühmte Bramanenstadt, die Kasi oder Glänzende in dem Ramajana, im Halbkreise gebaut ist. Vier Meilen ausserhalb des weiten Bogens, den die eigentliche Stadt bildet, liegen im Norden bei dem Dorfe Secrole und im Westen die vielen Bangalows der hier

stationirten Briten , von Gärten umgeben und durch Kunststrassen unter sich und mit der Stadt verbunden ; Bogenbrücken führen über die in tiefem Bette fliessende Varana und Asi. Nach Süden liegen die Villas und Gärten der vornehmen Indier ; denn die Stadt ist nicht nur der Sitz vieler Reichen , die auf dem geweihten Boden dem Ende ihres Lebens entgegen sehen , sondern auch mehrerer entthronter Rajah's. Ein Zweig der Königlichen Familie aus dem Hause Delhi , der Rajah von Benares, der Exrajah von Curg, der Rajah Durjan Saul von Bhurt-pur und der Exrajah von Sattara leben hier in Zurückgezogenheit von den ihnen bewilligten Pensionen unter der speciellen Controle des Major Carpenter. Obgleich das gemeinsame Unglück sie einander näher führen sollte, so meiden sie sich doch gegenseitig. Wenn einer dieser Vornehmen sich in frischer Luft ergeht, schreitet seine Dienerschaft voran , ihn sieht man behaglich und wohlgefällig in einem Takt-i-rawan, den Tschauri-Bedar zur Seite , der mit dem Kuhschwanz wedelnd die Luft zu kühlen sucht, und einige Surwars schliessen den Zug.

Die Häuserzahl von Benares wird auf ungefähr 30,000 angegeben , von denen 12,000 massiv gebaut sind und 8000 allein den Priestern gehören. Letztere sind nur von Braminenfamilien bewohnt , welche meist von den täglichen Opfern und Almosen der Reichen und Pilger leben. Ausserdem finden sich an 1000 Hindutempel (Sivalas) und 333 Moscheen. Wie stark die Zahl der Einwohner sey , ist schwer zu bestimmen , doch

werden nach den letzten ziemlich zuverlässigen Schätzungen 200,000 angenommen (Herr Prinseps erwähnt $18\frac{2}{3}$ eine Bevölkerung von 181,482 Seelen), unter denen sich an 2000 Studenten und 7170 Hindufakire und religiöse Bettler befinden; die Bevölkerung des ganzen Distrikts von Benares, 1008 engl. □ Meilen gross, besteht aus 519,903 Seelen, und zwar 457,417 Hindus und 62,486 Mahomedanern; in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung leben 2 bis 300 eingeborne Christen.

Die Hindubevölkerung zerfällt in vier grosse Abtheilungen: die Braminen, die Chettry oder Rajputen, die Boiyso und die Sudras; eine fünfte Caste, Chankar Baran genannt, zu welcher der jetzige Rajah von Benares gehört, behaupten Bhumijarbraminen zu seyn, d. h. Braminen, welche den Boden bebauen. Sie selbst halten sich für die reinsten und vornehmsten Nachkommen der höchsten Braminen, sind aber der That nach von einem Braminenvater und einer Rajputmutter entsprungen, und können in kein eheliches Bündniss mit den höheren Casten einer völlig reinen Abstammung treten. Unter den niederen Casten sind die Domes, Passys und Bhars unläugbar die eigentlichen Besitzer des Landes gewesen; aber sie leben gegenwärtig nur den niedrigsten Dienstverrichtungen, als Verbrenner der Todten, Wächter und Gassenkehrer. Auch werden sie von den höheren Casten als Unreine angesehen, und sich ihnen zu nähern oder sie wohl gar zu berühren ist entehrend. — Ausser zwei höheren Lehranstalten sind hier viele Hindu-

schulen, zwei Hospitäler und eine vom letzten Rajah gestiftete und von der britischen Regierung unterstützte Blindenanstalt.

Major Carpenter machte mich am ersten Abend meines Hierseyns mit mehreren seiner Freunde bekannt, deren Mittheilungen dem reichen Mahle die eigentliche Würze gaben und unseren heiteren Kreis bis zur Mitternachtsstunde vereinigt hielten. Es wurde bei dieser Gelegenheit verabredet, dass in Gesellschaft des Generals Simbson am anderen Tage die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten in Augenschein genommen werden sollten. Einen so grossen und so belebten Ort wie Benares kann der Europäer am ungestörtesten und besten auf einem Elephanten durchwandern. Wir fuhren demnach bis zum Eingange der Stadt, wo wir das unserer harrende majestätische Thier bestiegen.

Benares verräth in seinem Aeussern nichts von seiner Grösse, seinem Reichthum und seinen Wundern; es ist eng und winklig gebaut, die Häuser erheben sich, um kühl und schattig zu seyn, bis zu fünf und sechs Stock Höhe, mit den mannigfaltigsten und seltsamsten Architekturen, zierlich geschnitzten Gallerien, welche um die Stockwerke laufen, Erkern und Verbauten aller Art. Die unteren Etagen sind gemeinhin aus Quadersteinen erbaut und, wie die Gallerien und Erker, reich bemalt. In den äusseren Quartieren bestehen die Häuser nur aus Lehm oder Backsteinen, sind selten höher als zwei Etagen und mit Palm- oder Rohrdächern versehen.

Glasfenster findet man hier, wie auch an den grösseren Gebäuden selten, geschnitzte Holzgitter in den mannigfaltigsten Mustern vertreten deren Stelle. Je mehr wir uns dem Inneren der Stadt näherten, desto enger und belebter wurden die Strassen, welche oft kaum die gehörige Breite für unseren Elephanten hatten. Wenn in diesem so eng gebauten Orte eine ansteckende Krankheit ausbricht, namentlich die Cholera oder die Pocken, so muss sie die furchtbarsten Verwüstungen anrichten.

Auf dem ersten Markte sahen wir Hindus und Muselmänner in grosser Anzahl heilige Halsbänder aus Horn, Elfenbein und Blumen feilbieten, zwischen denen Büssende, Lahme, Blinde und die frechsten Bettler umhergingen. Vor einzelnen Häusern stand das Volk, von den Braminen bis zu den niedrigsten Casten, um dem Klingklang schlechter Musik zuzuhören, oder das fratzenhafte Wesen schmutziger Fakire anzustaunen. In anderen Quartieren waren es schelmische Tänzerinnen, welche neugierig an die Gitter oder auf die Gallerien kamen, die unsere Aufmerksamkeit und Lachlust regemachten; denn Benares erzieht die schönsten und lieblichsten Bajaderen, welche in den Mauern dieser Stadt gleichsam die Weihe erhalten, und, stolz auf ihren Geburtsort, in ferne Gegenden ziehen. Ihr Leben wird in Putz, Tändelei und Tanz zugebracht, welches, so lange die Reize zu fesseln vermögen, flüchtige Liebesaventuren als ein Vorrecht gleich einem rothen Faden durchziehen;

aber eben diese hergebrachte Sitte gewährt ihnen nicht nur Achtung im Volke, sondern auch Schutz bei den Priestern. Wenn sie auf einem von schönen Stieren gezogenen Wagen, in reichem und buntem Costüme durch die Strassen ziehen, erfreut sich das Volk gern des Anblicks dieser Schönen, die mit seltener Grazie und Anmuth sich gruppiert haben, und auf die verführerischste Weise die bald zierlichen, bald üppigen Formen des Körpers durch die duftigen Gewänder oder den nachlässig um die Brust geworfenen Shawl schimmern lassen. Dazu ertönt ein melancholisch eintöniger Gesang, begleitet von einem Tambourin und einer kleinen Pauke, oder das zum Scherze immer bereite Herz lässt sich in launigen Bemerkungen ergehen, wobei das schöne dunkle und grosse Auge aus den mit Antimonium geschwärzten Augenlidern wie ein zündender Lichtfunke durchblickt. Aber Benares ist auch der Sitz der Künste und Wissenschaften, gelehrte Priestercollegien und Schulen befinden sich hier, in denen Menus Gesetz und Lehre im Sanskrit commentirt wird; es war daher von grossem Interesse, die gelehrten Braminen und ihre Schüler mit ihren bemalten Gesichtern, den schönen ausdrucksvollen Augen, in weissen Gewändern ernst und würdevoll einhergehen zu sehen. Und in den Bazaren ist es wiederum der Reichthum an Waaren aller Art: Gold- und Silberarbeiten, feine Mousseline und Seidenwebereien mit Gold und Silber durchwirkt, schöne Gefässe aus Messing und Kupfer, niedliche Flechtarbeiten aus Pfauen-

federn, — welche den Fremden Tage lang in Anspruch nehmen können.

Nachdem wir länger denn eine Stunde in dieser wunderbaren Hinduwelt umhergewandert waren, welche sich hier noch rein und ursprünglich erhalten hat, richteten wir unseren Weg zur heiligen Quelle Geyan-bapy. So wie Kaiser Aurengzeb in der Mitte der Stadt am heiligen Ganga durch den Aufbau einer Moschee auf niedergerissenen Hindutempeln den Triumph des Koran über Menus Gesetz zu feiern suchte, so wollte Akbar durch die Errichtung einer Moschee an dieser heiligsten der Quellen den Sieg des Islams verkünden. Aber der Gott, sagten die Braminen, senkte sich in den dabei befindlichen Brunnen und vernichtete so die eitle Absicht. Pagoden und Betplätze umgeben denselben, und er ist so eng von Gebäuden umgeben, dass wir schon einige Strassen vorher von unserem Elephanten steigen mussten.

Es giebt nichts schmutzigeres, es ist nichts ekelhafter und widerlicher, als der Anblick dieses Hinduheiligthums, welches hinreichend zeigt, wie sehr diese Religion entartet ist. Einige Priester vor demselben führten uns ins Innere. Der Brunnen liegt gegen 30' tief, mit Quadersteinen ummauert, in einer Vorhalle und ist von einem Gitter umgeben, um welches Steinsitze angebracht sind; sein Wasser ist grünlich schmutzig. Dicht neben dem Brunnen befindet sich eine aus Granitquadern bestehende Plattform, auf welcher die heilige Kuh stand, deren Urin durch eine Rinne in den heiligen Brunnen

lief, aus welchem den Büssenden das kostbare Wasser vermöge messingener Gefässe geschöpft wird. Läuten mit kleinen Glöckchen verkündet diesen wichtigen Augenblick. Auf einer der Steinbänke neben dem Gitter sass, armselig zusammengekauert, ein hochbejahrter kleiner Mann, aus dessen Augen, obschon ein silbergraues Haar die Schläfe bedeckte, und nur Haut die Gesichtsformen bildete, ein jugendliches Feuer blickte und der uns mit Begeisterung die Heiligkeit und die Wunder des Orts auseinandersetzte. Er wollte hier seinen Tod erwarten, überzeugt, dass ihm dies den Weg zum Himmel erleichtern würde. Ihm zur Seite stand ein nackter Fakir, dessen Haar gleich Stricken vom Haupte bis zu den Waden herabfiel, und der sich Körper und Gesicht so sonderbar und grauenhaft bemalt hatte, dass ich ihn nicht genug ansehen konnte. Unseren mitleidsvollen Blick schien er mit Verachtung und Wegwerfung zu erwiedern. An diesen Brunnen schliessen sich verschiedene kleine dunkle Tempel und Betplätze an, welche nur von Lämpchen ihr Licht erhielten; einer derselben war einzig für unfruchtbare Frauen bestimmt. Aber ins Heiligste, worin der Gott aus Stein gehauen sich befand, von vielen Lämpchen umgeben, durften wir Ungeweihte nicht eingehen, und mussten uns begnügen, dasselbe von der schmalen Pforte aus in Augenschein zu nehmen. In anderen Räumen gingen heilige Kühe und Kälber umher, zwei dieser Thiere lagen todt am Boden; ihr pestartiger Geruch trieb uns ins Freie.

Mehrere spitz zulaufende Dächer aus Stein, mit Ornamenten versehen, erheben sich über diese Pagoden; eines derselben ist von Rundgit Sing mit Goldplatten im Werthe von drei Lack belegt worden. Obwohl der Eindruck, den der Anblick dieses Hindutempels erweckte, uns den Besuch anderer hätte verleiden sollen, so wünschte ich doch noch einige der heiligsten Orte zu sehen. Wir begaben uns daher nach einer anderen, unweit davon gelegenen Pagode, woselbst, als wir eintraten, eben Gottesdienst gehalten wurde. Ein schmutziger Fakir, mit der Braminenschnur über der Schulter, hielt in der linken Hand eine Schrift, die rechte hoch gehoben, und während er im Sanskrit murmelnd Gebete ablas, stand er die ganze Zeit auf Einem Beine und schlug sich dabei von Zeit zu Zeit mit einer an Wuth gränzenden Heftigkeit auf die Brust. Büssende umgaben diesen Heiligen, seine Worte in Andacht und Reue verfolgend.

An dem südlichsten Ende der Stadt, hart an dem linken Ufer des Ganges, liegt hoch aus rothen Sandsteinquadern emporgebaut die von Jeysing errichtete Sternwarte. Sie enthält, gleich der in Delhi, kolossale Gnomone und Quadranten, ist aber nicht so grossartig als jene. Ihre Lage auf der Höhe gewährt dagegen eine weite Aussicht über den heiligen Strom, die Stadt und einen Theil der Umgegend. Wir stiegen hier in einen Kahn, um uns an dem grossartigen Anblick der Stadt von der Flusseite zu erfreuen und das Leben der Hin-

aus an den entsühnenden Wassern des Ganges zu beobachten.

Auf dieser Wasserfahrt, unbezweifelt eine der interessantesten auf dieser Erde, gingen die meisten Sitten und Gebräuche dieses merkwürdigen Volkes in lebenden Bildern an uns vorüber: auf den Stufen der tief in den Strom führenden Prachttreppen, sogenannten Ghauts, stand das Volk zu Hunderten in den malerischsten Gruppen, sich badend oder mit Wasser übergiessend; an anderen Punkten loderten die Flammen der Scheiterhaufen von den an diesem Tage Gestorbenen hoch in die Höhe, um welche sich die Angehörigen stumm und ernst in ihren weissen Gewändern niedergelassen hatten; dann war es ein Sterbender, der sich dem Tode nahe fühlend, auf sein Ruhebett an das heilige Wasser hatte tragen lassen, um hier seine Seele auszuhuchen. Erhält ein solcher die Gesundheit wieder, so, sagte man mir, kehrt er nicht mehr zu den Seinigen zurück, sondern widmet sein übriges Leben dem Tempeldienste. Vor den Pagoden wurden Lämpchen angezündet, und Braminen und Büssende umgaben die geweihten Plätze. Aber widerlich ist der Anblick der vielen todten Körper, welche von dem Strome fortgetrieben werden, von Fischen und Geiern angenagt sind und die Luft in weiter Ferne verpesten; es sind die Gestorbenen armer Familien, welche nicht die Mittel besitzen, ihre Angehörigen verbrennen zu können. Da alle Hindufürsten Indiens und die vornehmsten Hindus hier ihre eigenen Pagoden, Klöster und

Palläste besitzen, von denen prachtvolle breite Marmortreppen zum Flusse führen, so ist das Ufer mit den grossartigsten Gebäuden der Art besetzt, welche terrassenartig vom Strome aus ansteigen. In ihnen leben Braminen, Gesandte und Vakils, die an ihrer Statt täglich die vorgeschriebenen Sühngebräuche und Opfer vollbringen. Einige dieser Palläste haben durch ein Erdbeben grosse Risse bekommen, und die Trümmer ihrer Freitreppen sind in den Strom gestürzt; namentlich hatte der des Rajah von Gwalior am meisten gelitten, was die frommen Hindus als ein übles Zeichen für diese Fürstenfamilie ansehen.

Wir verliessen an der vom Kaiser Aurengzeb erbauten Moschee unseren Kahn, um diese und den tief unter derselben gelegenen Mahadeotempel mit seinem Dreizack nebst den vielen geweihten Plätzen seiner Umgebung in Augenschein zu nehmen. Einige Hindus führten uns durch dunkle, enge und schmutzige Gänge, zu dem heiligsten der Wallfahrtsorte, welcher täglich von Tausenden besucht wird, und liessen uns den von Lämpchen erleuchteten Gott vom Eingange aus betrachten. Nur der gläubige Hindu kann sich bei dessen Anblick begeistert und selig fühlen, uns musste es unbegreiflich seyn, wie jenes Volk diesem Götzendienste huldigen kann. Auf einer an 100' über dem Wasserspiegel sich erhebenden Anhöhe liegt die aus rothen Sandsteinquadern erbaute Moschee. Zwei hohe Minarets stehen der Hauptkuppel zur Seite, zu denen Wendeltreppen führen.

Wir bestiegen das eine derselben, weil man von seiner höchsten Gallerie die fernste Aussicht genießt. Durch eine unabsehbare Niederung, das Bild der höchsten Fruchtbarkeit aller Erzeugnisse dieser indischen Regionen, über welche Mangos, Banjanen, Akazien, Bananen, Pipala und Tamarinden ihre reich und üppig belaubten Kronen ausbreiteten, windet sich die breite Wasserfläche des heiligen Weltstromes; dort sieht das Auge Dorf an Dorf, und nach Nordosten die im Halbkreise sich hinziehende gedrängte Häusermasse der grossen Stadt, umgeben von den lieblichsten Gärten, Villen und unzähligen Bangalows. Man befindet sich auf dieser Höhe dem Treiben der Menschen in der Stadt und an und auf dem Flusse so entrückt, dass deren fremdartiges Leben wie ein mährchenhaftes Bild erscheint.

Wir konnten nur kurze Zeit auf diesem anziehenden Punkte verweilen, indem die Sonne sich zu senken begann und wir noch nach dem Dorfe Durgagund uns begeben wollten. Es liegt drei Meilen südöstlich von der Stadt und ist wegen der Heiligkeit seiner Affen bei Alt und Jung bekannt. Auf dem Wege dahin kamen wir an einem erst kürzlich vollendeten schönen Schulgebäude vorüber, welches dem Wohlthätigkeitssinne eines reichen Hindu seine Entstehung verdankt. Unweit desselben trafen wir auf zwei Missionnaire, die unter freiem Himmel das Wort des Herrn einer um sie versammelten Menge von Hindus und Muselmännern verkündeten. Einer derselben schien besonders eindringlich auf seine Zuhörer

zu wirken, denn die Meisten verfolgten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, ja einige selbst in tiefer Andacht, jedes seiner Worte; aber man sagte mir, dass ihr erhabenes frommes Werk nur sehr spärlich Wurzel fasse, obgleich 14 Missionsschulen, darunter eine für Mädchen, vorhanden sind.

Von hier ritten wir beinahe eine Meile zwischen hohen Gartenmauern, in denen die Landhäuser der Rajahs und der Vornehmen von Benares liegen. Durgagund, ein kleines Dörfchen unter dem Schatten von Bananen, Mangos und andern Fruchtbäumen, enthält eine kleine Pagode nebst einem ummauerten Teich, zu dem schöne Freitreppen hinabführen. Viele hundert Affen treiben hier ihr Wesen, geschützt von den Einwohnern, brechen Blumen, Früchte und Aeste ab, reissen die Dächer auf und leben bevorzugter als die Menschen selbst. Auf den Freitreppen standen Fromme, welche diesen zudringlichen Thieren Futter hinstreuten, und vor den Häusern theilten die Einwohner das Mahl mit ihren Kindern und den Affen. Dass es bei dieser Gemeinschaft nicht ganz friedlich hergeht, davon war ich Zeuge; denn einem jungen Burschen verliess die Geduld, als ein grosser Affe, nicht zufrieden mit dem Gereichten, ihm so gewaltig die Haare zerzauste und das Gesicht zerkratzte, dass er, um sich von dem frechen Gaste zu befreien, Gewalt brauchen musste und kläglich um Hülfe rief.

Am letzten Tage meines Hierseyns fuhr ich in früher Morgenstunde mit General Simbson nach dem Dorfe

Saranath. Es liegt sechs Meilen nordöstlich von Benares und drei von den Cantonnements auf einem classischen Boden ; denn, dass einst eine grosse, mächtige Stadt hier gestanden hat, davon zeugen die vielen Trümmer und Ruinen, die zierlich geformten Backsteine, mit denen der Boden und namentlich die Ufer eines von Westen nach Osten sich hinziehenden Teiches bedeckt sind. Dem Dorfe zunächst steht, als einzig erhaltener Ueberrest, ein gegen 60' hoher gewölbter Thurm, aus Granit und rothen Sandsteinquadern erbaut, welche ohne irgend einen Cement durch sich selbst an einander gefügt sind ; in der Höhe sind Backsteine angewandt. Der Durchmesser der Basis dürfte 100' betragen und in seiner Form bildet das Ganze einen runden domartigen Kegel, dem Manikyala im Peng'ab ähnlich. Dieser merkwürdige Thurm ist eine compacte Steinmasse, ohne irgend einen Raum im Innern, und überdeckt bloss einen tiefen Brunnen, in den vielleicht die Leiche eines Königs gesenkt ist. Auf seiner höchsten Spitze fand man eine kupferne Tafel mit einer, so viel mir bekannt, noch unentzifferten Inschrift, welche sich in dem Museum der asiatischen Gesellschaft zu Calcutta befindet. Ausserhalb, bei ungefähr 20' Höhe, sind Nischen angebracht, von zierlichen Arabesken umgeben, in denen lebensgrosse Statuen standen, Männer, Frauen und Kinder ; einige derselben sind, um sie vor der Zerstörungssucht der Eingebornen zu schützen, nach Calcutta gebracht worden ; indess lagen noch sieben Statuen aus rothem Sandstein, leider sehr verstümmelt, am Boden.

Es sind Figuren, welche ein Volk mit platten Nasen, aufgeworfenen Lippen und ungewöhnlich grossen Augen darstellen; das Haar schliesst sich glatt dem Kopfe an, und fällt in unzählig kleinen Locken auf den Nacken herab. Einige derselben waren ganz entblösst, andere von einem leichten Gewande eingehüllt, welches ungemein künstlich gearbeitet sich dem Körper anschmiegte, oder in malerischen Falten herabfiel. Eine dieser Figuren trug eine Schnur um den Oberkörper, gleich derjenigen, welche die Braminen auszeichnet.

Natürlich fragt man sich, welcher Zeit diese Trümmerstadt und dieses merkwürdige Bauwerk angehören, welches einem Volke seine Entstehung verdankt, von dem weder in Indien noch in Ceylon Spuren aufzufinden sind. Möglicherweise, dass es in dem grossen Kampfe zwischen dem Bhuddaismus und dem Bramanenthum oder wohl gar vor jener Zeit seinen Untergang gefunden hat. — Dicht neben diesem Thurm hat ein von Sünden gequälter Hindu einen kleinen Tempel und eine Carawanserei erbaut, welche aber ganz verödet waren.

Benares, welches nach J. Prinseps Beobachtungen 231' über Chowringi bei Calcutta liegt, hat eine mittlere Temperatur von $76\frac{1}{4}^{\circ}$ F.; denn zweijährige Beobachtungen ergaben als die höchste mittlere Temperatur $85\frac{1}{2}^{\circ}$ F., als die niedrigste $63\frac{1}{2}^{\circ}$ F. Aber die Extreme im Mai von $111^{\circ} 15'$ F. und im Januar von 45° F., wo in den Morgenstunden Eis zu finden ist, sind der Cultur euro-

päischer Früchte und Blumen günstig; ich fand hier die schmackhaftesten Erdbeeren, Kartoffeln und schöne Nelken. Während meines Aufenthalts, vom 13. bis 15. März, war der Thermometer Morgens zwischen 65 und 67° F., Mittags zwischen 89 und 90 $\frac{1}{2}$ ° F. und Abends gleich nach Sonnenuntergang 79 oder 79 $\frac{1}{2}$ ° F.

XI.

AN CARL RITTER.

Allgemeine Betrachtungen über die Verbrecher Indiens; Die Thagsekte; Das Thaggy - oder Phansigirysystem; Geschichte der Thags; Ihre Religion und ihre Sprache, Ramasyana genannt; Die Jumaldehy-Thags; Die Multaneas-Thags; Die Susyas; Die Fausygarsekte; Die Phansigars und die Fluss-Thags; Die Gebräuche der Thags; Ihre Unternehmungen und Erdrosselungen; Die Verfolgung und Entdeckung der Thags; Statistisches über die Verbrecher Indiens.

LACKNAU, den 2. März 1843.

Unter den Indiern hat jeder Lebenszweig seine Caste; so wie Menschen für den Handel, andere zu Handwerken auferzogen werden, so giebt es auch solche, welche zu Diebstahl und Mord, als einer erblichen Beschäftigung aufwachsen, und eine besondere Caste, ja eine eigene Nation bilden. Die meisten Bergvölker an der Gränze cultivirter Landstriche beherbergen solche Verbrecher, welche an Schlaueit und Unternehmungsgeist alle Diebe der Welt übertreffen. Sie bestehlen den von Wachen umgebenen Reisenden, dringen in die Zelte und entwen-

den dem Schlafenden Gegenstände, auf denen er ruht, und graben sich durch Häuser und Wälle. Diese Diebe sind gewöhnlich nackend, der Körper ist mit Oel eingerieben, und ein Dolch im Munde die einzige Waffe; ein sicherer Rückzug gilt ihnen als erste Bedingung, daher sie beim Eindringen in verschlossene Räume zuvor eine Thür öffnen. Gewöhnlich gehören die dem Reisenden gegebenen Dorfwächter zur Klasse dieser Diebe und deren Gegenwart ist dann allein hinreichend, ihn gegen Beraubung zu schützen. Unter der Regierung ohnmächtiger Fürsten nahmen Räuberhorden überhand, wie einst die Pindaries und noch gegenwärtig die Decoits. Sie sind eine geheime Gesellschaft, welche sich des Nachts vereinigt und Ortschaften überfällt, diejenigen, welche Widerstand leisten, werden getödtet, Wohlhabende gefoltert und das Geraubte schnell hinweggeschafft. Am anderen Morgen sieht man sie mit den Einwohnern vermischt, und selbst wenn er sie erkennt, findet der Kläger keinen Beistand. Doch hat auch ihre Zahl durch die weisen und unermüdlichen Vorkehrungen der Briten sehr abgenommen.

Aber unter allen Klassen ist die der Thags

(ठाग ; ٢)

die furchtbarste und grausamste; ihr Leben und Treiben erfüllt mit Schauder und dem tiefsten Abscheu, und zeigt, wohin die Verirrungen der Menschen führen können. Es ist eine Secte, die den arglosen Reisenden

überfällt und erdrosselt, damit kein Blut fliesst, und sich dessen Geldes und Besitzthums bemächtigt. Sie begleiten Reisende viele Tage und Wochen auf weite Strecken, essen und schlafen mit ihnen, nehmen Theil an ihren religiösen Pflichten in den heiligen Orten am Wege und leben mit ihnen in der vertrautesten Weise, bis sich ein günstiger Moment findet, das Mordhandwerk vorzunehmen. Dies Thaggy - oder Phansigirysystem ist uralt und hat vielleicht in Indien seinen Anfang in der Art genommen, wie die um das alte Delhi herumstreifenden muselmännischen Horden sich verbreitet haben, welche das Leben der Reisenden bedroheten.

In den Gewölben zu Ellora findet man die meisten Handthierungen der Thags bildlich dargestellt: an einer Stelle sitzt der Thag mit dem Reisenden in vertrauter Unterhaltung auf demselben Teppich; dann sieht man, wie dem Schlachtopfer das Rumal (die Schlinge) um den Hals geworfen und er erdrosselt wird; an einer anderen wird der Todte begraben u. s. w. Der Thaganführer Feringya, dies bezeugend, äusserte dabei: „Dort sind die Geheimnisse des Handels und Wandels aller Menschen zu finden; denn es sind Werke von Gott und nicht von Menschenhänden, und Thags würden ihre Geheimnisse niemals kund gethan haben.“ Herodot erwähnt einer Truppe in Xerxes Heer, welches nur mit einem Dolche und einer Schlinge bewaffnet, ihre Feinde erdrosselt hätten. Und Thievenot, indem er, auf seiner Reise in Indien im siebenzehnten Jahrhundert, des Weges von

Delhi nach Agra gedenkt, sagt: „So gut die Strasse auch ist, so giebt es doch der Unbequemlichkeiten viele. Man trifft nicht allein auf Tiger, Panther und Löwen, sondern auch auf die verschmitztesten Räuber in der Welt, welche vermöge eines eigenthümlichen Strickes, an dem sich eine zuziehende Schlinge befindet, den Reisenden in einem Augenblicke zu erdrosseln wissen.“

Oberst Sleeman, welcher vorzugsweise mit grossen Opfern und Mühen die Verfolgung der Thags unternommen, ist der Ansicht, dass von den hier erwähnten Räubern die sieben mahomedanischen Thagstämme entsprossen sind. Wer seinen Stammbaum von einem dieser sieben Stämme herleiten kann, gilt unter den Thags als ein Mann von erhabener Geburt. Seit Akbars Tode finden wir die Thags weniger verfolgt, ihre Anzahl vermehrt sich, und jährlich erliegen auf weiten Reisen Tausende ihrem mörderischen Handwerke. Sie zogen von dem Himalaja bis zum Nerbudda und vom Ganges bis zum Indus. Diese so weit verbreitete Organisation des Verbrechens konnte sich nur durch eine religiöse Unterlage erhalten und fortpflanzen, denn der Thag fühlte keine Gewissensbisse, kein Mitleiden mit seinem Schlachtopfer, noch wird er von Träumen, in der Einsamkeit oder in der letzten Lebensstunde, durch die Hunderte beunruhigt, welche unter seinen Händen ihr Leben aushauchten. Ich fand in einem Thaggefängniss hierselbst einen 65jährigen Mann, welcher sich gegen mich rühmte, einige hundert Menschen ums Leben gebracht zu haben.

Der Thag glaubt sich von seiner Gottheit Devy (auch Durga, Kaly oder Bhawany) dazu berufen, wie der Priester des Jupiter den Ochsen, und der des Saturn die Kinder opferte. Die Thags sagen nämlich: ein Dämon, Rakkat-Byj (Blutsaamen), so gross, dass der tiefste Ocean seine Brust nicht erreichte, beunruhigte die Welt und verschlang alle Gebornen. Ihn vernichtete die Göttin Dervy; aber als sie den Dämon niederhieb, entstand aus jedem Blutstropfen ein neuer Dämon. Da schuf die Göttin zwei Männer aus dem Schweisse ihrer Arme, und gab Jedem ein Tuch, die Dämonen ohne Blutvergiessen zu tödten. Als ihr Geschäft vollbracht war, wollten sie die Tücher, Rumals genannt (mit denen der Thag sein Schlachtopfer erdrosselt), der Göttin wiedergeben; aber diese verlieh ihnen und ihren Nachkommen die Rumals, mit dem Rechte, nach Belieben davon Nutzen zu ziehen und Menschen zu erdrosseln. Noch heute ist der dieser Göttin geweihte Tempel bei Calcutta der vorzüglichste Wallfahrtsort der Thags, weil dort der Dämon begraben liegen soll und Devy daselbst die grössten Wunder verrichtet. Devy wird von allen Hindus angebetet, und da oft Europäer den Ceremonien beiwohnten, so verbreiteten die Thags unter ihrer Secte das Gerücht, dass selbst diese der Göttin ihre Huldigung darbrächten. Zu dem Feste der Devy, welches Thags unter sich feiern, werden nur solche Thags zugelassen, die sich als Erdrosseler bewährt haben, oder deren Familien seit zwei Geschlechtern Thags sind.

Zu den Thags gehören Hindus und Muselmänner, selbst Braminen hat man oft und als Anführer unter ihnen gefunden; aber nur von einer Frau ist es bekannt, dass sie an Thagunternehmungen Theil genommen hat. Sie unterstützte ihren Mann im Erdrosseln, und hat ihm selbst einmal das Leben gerettet, als er von einem Schlachtopfer überwältigt wurde. Oft aber haben Mütter ihre Söhne und Frauen ihre Ehegatten überredet, auf Thaggy auszugehen, und eine Frau im Deccan hatte sogar einen Thagtrupp von 15 Mann in ihren Diensten. Nach der Aussage eines alten Thags sollen im Königreich Aude $\frac{9}{10}$ der Thags Muselmänner seyn, im Duab zwischen Ganges und Jamna $\frac{4}{5}$ Hindus, südlich des Nerbudda $\frac{3}{4}$ Muselmänner, in Rajputana $\frac{1}{4}$ Muselmänner, in Bandelkand, Saugor, Bengalen, Behar und Orissa zu gleichen Theilen Hindus und Muselmänner.

Die Thags haben ihre eigene Sprache (Ramasyana) und ihre besonderen Zeichen, welche von Allen verstanden werden, so entfernt sie auch von einander leben. Unter ihnen findet man verschiedene Abzweigungen oder Secten, deren einige sich höher gestellt glauben, und wenn sie auch in Ausübung ihres unmenschlichen Werkes gemeinsame Sache machen, so halten sie sich doch von den Anderen in ihrer Lebensweise entfernt.

Als besonders schlau, erfahren und geheimnissvoll sind die Jumaldehythags, im Königreich Aude und östlich vom Ganges lebend, bekannt. Sie sind selbst verschwiegen gegen ihre Frauen, und unterrichten ihre Kinder erst, wenn

dieselben ein reiferes Alter erreicht haben. Die Multaneathags sind eine muselmännische Secte im nördlichen Indien. Sie unternehmen, von ihren Frauen und Kindern begleitet, ihre Reisen als Brinjaras, führen Ochsen und Kühe mit sich, mit Getreide oder Kaufmannsgütern beladen, die in ihrem Lager zum Kauf ausgebaut werden, um Schlachtopfer heranzuziehen. Bei Erdrosselung derselben bedienen sie sich statt der Tücher, der Stricke ihrer Ochsen als Rumale. Man sagt, dass die Multaneas ihre Töchter bei der Geburt tödten, wenn sie dieselben aber am Leben erhalten, ihnen nur erlauben, Männer ihres Stammes zu heirathen. Sie leben in keiner Gemeinschaft mit den anderen Thags obgleich sie sich deren Sprache, Zeichen und Gebräuche bedienen. Ein Zweig der Multaneas sind die Chingarys oder Naiks, von denen mehr als hundert Familien in der Nachbarschaft von Hingoly leben; sie haben die Sitten und Gebräuche der Multaneas, werden aber von diesen als untergeordnet angesehen.

Eine jüngere Klasse der Thags, aus den niedrigsten Hinducasten bestehend, sind die Susyas. Sie leben in Jeypure, Kischengar, Bandy, Joudpure, Tonk und anderen Orten von Malwa und Rajputana. Alle übrigen Thags pflegen dieselben, als einen niedrigern Stamm, zu verachten, und obgleich sie oft zu deren Unternehmungen herangezogen werden, so essen sie doch niemals mit ihnen. Man sieht sie als Handelsleute, Geldträger oder Sepoys, welche Dienste suchen, durch das Land reisen.

Wenn sie sich in ersterer Eigenschaft auf die Reise begeben, ist ihr Anführer, als wohlhabender Kaufmann gekleidet, zu Pferde, auf einer Heckerie oder in einem Palankin, umgeben von seinen Genossen, welche ihn ehrfurchtsvoll bedienen und ihm die grösste Achtung erweisen. Die Fausygarsecte, nach der Art genannt, wie sie ihre Schlachtopfer tödten, unternimmt weite Reisen, unter dem Vorgeben, Mörder und Diebe aufzusuchen. Ihr Anführer ist gewöhnlich zu Pferde; sie führen Kinder unter zwölf Jahren mit sich, um jeden Verdacht zu entfernen, und Ochsen, um das Geraubte sicher zurückzubringen. Gewöhnlich besteht ein Trupp aus 40 bis 50 Mann, welche in kleinen Abtheilungen von 10 bis 12 die Reise antreten, und sich an bestimmten Versammlungsplätzen vereinigen; sie werden dabei von kleinen Polygars und den Häuptlingen der Dörfer unterstützt, denen sie von dem Geraubten einen Theil abgeben. Väter brachten ihnen ihre Kinder, um sie in dem Mordhandwerk zu unterrichten. Die Fausygars waren einst sehr zahlreich, besonders im Chittardistrikt, und gehören zu den grausamsten aller Thagsecten; denn der Fausygar scheut sich nicht, einer Rupie wegen einen Menschen ums Leben zu bringen und tödtet selbst Culieträger und Fakire. Viele hundert Reisende sind jährlich von ihnen ermordet worden. Sie haben besondere Zeichen mit der Hand und eine den anderen Thags unbekannte Sprache.

In Mysore, dem Carnatic und Chittar sind die Phansigars (*Phansi*, d. i. Schlinge) zu Hause, welche den Briten

zuerst 1799, nach der Eroberung von Seringapatam bekannt wurden, wo man gegen hundert derselben, in der Nähe von Bangalore, aufhob. Sie bestehen aus Muselmännern und Rajputhindus, auch Braminen sind unter ihnen; sie vergleichen sich mit dem Tiger, den sie niemals tödten, indem sie behaupten, dass ein guter Phansigari auch nicht vom Tiger angegriffen wird. Knaben und Mädchen werden von ihnen nicht getödtet, jene erziehen sie für ihr Handwerk, diese werden mit ihren Söhnen verheirathet. Gewöhnlich unternehmen die Phansigars jährlich zwei lange Reisen, jede von drei bis vier Monaten, wobei sie als harmlose Wanderer einherziehen, während einige von ihnen in den Orten zu erforschen suchen, ob sich Reisende daselbst befinden. In früheren Zeiten war ihr Anführer zu Pferde, ein Zelt und Kaufmannsgüter mit sich führend. Beim Erdrosseln bedienen sie sich eines Strickes mit einer Schlinge, Einer wirft dem Schlachtopfer die Schlinge um den Hals, ein Anderer zieht ihm die Füße weg und der Dritte steht zur Seite, den erforderlichen Beistand zu leisten; jedoch rühmen sich einige unter ihnen einen Reisenden ganz allein erdrosseln zu können. Die Göttin Cali oder Mariatta, die Gottheit der Pocken im Carnatic, ist der vorzüglichste Gegenstand ihrer Anbetung.

Bevor die Phansigars eine Unternehmung antreten, wird ein Fest veranstaltet und die Göttin um Rath gefragt. An einem einsamen Orte wird das silberne oder messingene Bildniss der Göttin mit ihren Attributen,

manchmal auch der Gott Ganesa aufgestellt; ein Bild der Schlange, der Eidechse, eine Schlinge, ein Messer und die heilige Hacke daneben gelegt und mit Blumen bestreut; Früchte, Backwerk und geistige Getränke werden als Opfer dargebracht, wohlriechende Essenzen in die Flammen gegossen und Gebete gehalten. Alsdann wird einem Schaf der Kopf abgeschnitten und das getödtete Thier so vor das Bild der Göttin hingelegt, dass der rechte Vorderfuss das Maul des Thieres berührt; daneben befindet sich eine brennende Lampe und das Bild der Jayi. Nun wird die Göttin von dem Anführer um Rath gefragt, ob sie das Vorhaben billigt; die Zeichen hängen von den Zuckungen des Schafes ab, finden keine statt, so wird das Unternehmen verschoben, und die Ceremonie nach 10 bis 12 Tagen wiederholt.

Eine ganz eigenthümliche Secte sind die Flussthags, welche sich in dem Distrikt von Burdwan an den Ufern des Hughly aufhalten. Es sollen ihrer zwischen 2 bis 300 seyn, im Besitze von gegen 20 Booten, mit denen sie in den Monaten November, December, Januar und Februar den Ganges auf- und niederschiffen, selbst bis Cawnpure gehen, dabei vorgebend, dass sie nach heiligen Orten, wie Benares, Allahabad und anderen pilgern. Jedes Boot ist mit ungefähr 14 Thags bemannt, von denen jeder sein eigenes Amt zu verrichten hat; einige ziehen das Boot an einem Stricke, andere gehen am Ufer, Reisende zum Mitfahren oder Uebersetzen aufzufordern, und Diejenigen, welche im Boote sitzen, geben sich für

Pilger aus. Der Anführer ist gewöhnlich auch der Besitzer des Boots, sitzt am Steuerruder und giebt das Zeichen zur Erdrosselung.

Sobald der Reisende strangulirt ist, wobei kein Blut fließen darf, damit die Mörder nicht durch vorübergehende Schiffe verrathen werden, wird ihm, um einem möglichen Erwachen vorzubeugen, das Rückgrat eingebrochen und der Leichnam durch ein Fenster, deren sich eines an jeder Seite des Bootes befindet, in den Fluss geworfen. Mehrere Boote gehören zu derselben Gesellschaft, die in einer Entfernung von fünf bis sechs Meilen einander folgen, damit, wenn der Reisende sich abgeneigt zeigen sollte, von dem ersten Besitz zu nehmen, die durch Zeichen unterrichteten Verführer, ihn in das folgende zu nöthigen suchen. Der neue Verführer spricht mit Verachtung und Misstrauen von dem ersten Boote und sucht so das Vertrauen seines Schlachtopfers zu gewinnen. Obgleich diese Flussthags aus Muselmännern und Hindus bestehen, so tödten sie doch niemals Frauen. Die Lodahas-, Motyas- und Jamaldehythags, welche in Behar und Bengalen hausen, stehen mit den Flussthags in Verbindung, weil hier längs dem Flusse die besuchtesten Strassen führen, und sind den Flussthags, wenn ein guter Fang zu erwarten steht, im Erdrosseln behülflich.

Das Recht, erdrosseln zu dürfen (Bhartoty), erlangen Thags erst, wenn sie bei mehreren Unternehmungen den erforderlichen Muth und die nöthige Kaltblütigkeit bewiesen haben. In der ersten Zeit sind die meisten zag-

haft und furchtsam; aber nach einigen Erdrosselungen, sagen sie, verliert der Thag alle Theilnahme für sein Schlachtopfer. Ihre Kinder pflegen sie mit dem vierzehnten Jahre auf die erste Reise mitzunehmen, ohne sie Zeugen der Ermordung seyn zu lassen, sie werden beschenkt und auf alle Weise erfreut, und je nachdem sie sich unerschrocken zeigen, lässt man durchblicken, welchem Umstande sie die Freuden verdanken; bei der zweiten bekommt der Knabe schon die erdrosselten Leichname zu sehen, und da hängt es von seinem Benehmen ab, ob man ihn bei der folgenden gegenwärtig seyn lässt. Auf einer solchen Reise verlor ein Thaganführer durch zu frühzeitiges Zutreten seinen Sohn. Der Knabe befand sich auf einem Pony, welchen einer der Bande entfernt vom Mordplatze festhielt, als der Akt der Erdrosselung von einigen und zwanzig Reisenden vor sich gehen sollte; aber in denselben Augenblicken entwand sich der Pony dessen Händen und lief nach dem Platze, wo er mit dem Knaben eben ankam, als die Schlachtopfer erdrosselt wurden. Dieser Entsetzen erregende Anblick ergriff das Kind dermassen, dass es krampfhaft vom Pferde fiel und wenige Stunden darauf verschied.

Als einem Thaganführer die Frage vorgelegt wurde, ob er niemals Gewissensbisse empfinde, so viel unschuldige Menschen ums Leben gebracht zu haben, antwortete er: „Fühlt Jemand Reue in Ausübung seines Geschäfts oder Handels? sind nicht alle unsere Handlungen von der Vorsehung gerechtfertigt? ist es nicht Gottes

Hand, welche ihn tödtet, und sind wir nicht Werkzeuge seines Willens?“

Wenn ein Thag sich kräftig genug für seinen Beruf fühlt, bittet er den ältesten und im höchsten Ansehen stehenden Thag (Guru) ihn zu seinem Jünger zu machen; wird er von dem Anführer als solcher angenommen, so muss er an dem nächsten Reisenden seine Geschicklichkeit versuchen. Sobald der Reisende schläft, begiebt sich der Guru mit dem Jünger und drei erfahrenen Thags auf ein Nachbarfeld. Dort angekommen, stellen sie sich mit dem Gesicht nach der Gegend, wohin sie wandern wollen, der Guru ruft: „*O Kaley! Kankaly! Bhudkaly!*“ d. i. „Wenn es dir gut scheint, dass der Reisende von der Hand dieses Slaven sterben soll, so gewähre uns den Thibau“ (*Thibau*, d. i. Omen, Zeichen). Kommt nun das erwartete Zeichen in einer bestimmten Zeit von der rechten Hand, so giebt die Göttin ihre Einwilligung zu erkennen, wo nicht, so müssen andere Thags den Reisenden tödten und der Candidat wartet für diese Ehre auf eine günstigere Zeit. Im ersteren Falle kehren sie nach ihrem Lager zurück, der Guru nimmt ein Tuch, und indem er sich gegen Westen wendet, dreht er den klassischen Knoten, wobei eine Silbermünze am entgegengesetzten Ende eingeknüpft wird. Der Schüler empfängt nun in ehrfurchtsvoller Stellung mit seiner rechten Hand das Tuch vom hohen Priester, und stellt sich über das Schlachtopfer. Unter dem Vorgeben, dass eine Schlange umherkriecht, wird der Reisende geweckt, dem

Erschrockenen die Schlinge um den Hals geworfen und im Moment ist er erdrosselt. Sobald das Werk vollendet ist, beugt sich der Schüler vor seinem Guru, indem er dabei dessen Füsse und nachher die seiner Verwandten und Freunde mit beiden Händen berührt. Ein Festmahl und Geschenke, von dem Schüler an den Guru und dessen Familie, beschliesst die Aufnahme in die Gemeinschaft.

Bevor die Thags eine Reise unternehmen, werden die Auspicien um Rath gefragt. Dabei setzt sich der Erfahrenste unter ihnen, der Pandit, nebst dem Anführer und vier der vornehmsten Thags auf ein weisses Tuch; die übrigen der Bande sitzen ausserhalb im Kreise. Alsdann wird vor den Pandit ein messingenes Gefäss mit Reis, Waizen und zwei Kupfermünzen niedergesetzt, und hierauf fragt der Anführer ehrfurchtsvoll den Pandit, welcher Tag für die Unternehmung der günstigste sey. Nach einigen Ceremonien giebt dieser den Tag, die Stunde und die Richtung an. Der Anführer begiebt sich nun an dem bestimmten Tage nach einem Felde oder Garten ausserhalb des Dorfes, hebt seine Augen gen Himmel und ruft aus: „Grosse Gottheit! Aller Mutter! wenn diese unsere beabsichtigte Unternehmung in Deinen Augen gerechtfertigt ist, so gewähre uns Beistand und die Zeichen Deiner Billigung!“ — Alle anwesenden Thags wiederholen diesen Ausruf und vereinigen sich in Lobpreisungen und Anbetung der Göttin. Ist das Zeichen ein günstiges, so bleibt der Anführer sieben

Stunden auf derselben Stelle, während seine Begleiter ihm Nahrung bringen und alle Vorbereitungen zur Reise treffen. Im anderen Falle muss die Ceremonie nach acht Tagen wiederholt werden.

Das heiligste Werkzeug der Thags ist die Kassy, eine eiserne Spitzaxt, welche von dem reinlichsten, mässigsten und vorsichtigsten Manne der Bande getragen wird. Eingegraben giebt sie, nach der Aussage der Thags, die Richtung an, nach welcher die Reise zu unternehmen ist, und in früheren Tagen, wo, wie sie sich äussern, alle Thags dem Willen der Göttin gemäss lebten, kam die Kassy, in einen Brunnen geworfen, wieder auf die Oberfläche. Der Eid auf die Kassy ist für die Thags geheiliger, als der bei dem Gangeswasser oder dem Koran.

Ihr grauenhaftes Treiben ist überhaupt voll von Aberglauben. Geräth der Turban eines unter ihnen in Brand oder fällt er Jemand vom Kopfe, so muss der Trupp heimkehren und sieben Tage warten; ist man aber fern von der Heimath, dann kehrt nur Derjenige zurück, welchem der Unfall begegnete. Das Geschrei eines Geiers in der Nacht ist gleichfalls ein schlechtes Omen, der Thag verlässt eilig sein Lager und flieht, selbst wenn er seines Schlachtopfers versichert ist. Dagegen ist das Begegnen einer Frau mit dem Kinde im Arm und einem Krug voll Wasser ein gutes Omen; ist der Krug leer, ein schlechtes. Das Geheul eines Wolfes, das Herüberlaufen des Wildes von der rechten zur linken Hand über den Weg, das Berühren einer Eidechse u. a. m. sind schlechte Zei-

chen. Eine neue Bande Thags bricht dem ersten Schlachtopfer fünfmal das Rückgrat, weil es Glück bringt.

In den ersten sieben Tagen der Unternehmung isst der Thag weder Ghi noch Fleisch, nur Fische und Reis; er scheert sich nicht den Bart, lässt seine Kleider von keinem Doby reinigen, badet sich nicht und giebt kein Almosen. Während einer ganzen Unternehmung, und wenn dieselbe ein Jahr dauert, wird keine Milch genossen und werden die Zähne nicht gereinigt. Aber gelingt es innerhalb der ersten sieben Tage ein Schlachtopfer zu finden, so sind sie von diesen Beschränkungen befreit; den siebenten Tag findet ein gemeinsames Mahl statt. In frühern Zeiten durfte der zuerst Getödtete kein Bramine, kein Armer, keine Bajadere und kein Barde seyn; auch wer Gold an sich trug und ein vierfüssiges Thier mit sich führte, wurde verschont. Personen, welche ein Glied verloren haben, werden nicht angetastet, und begegnet der Thag solchen am ersten Tag der Reise, so kehrt er heim. Desgleichen wurden Frauen niemals von ihnen getödtet; indess diese Vorschrift wird nur noch von den Hinduthags beobachtet. Aber kein weibliches Wesen wird der Thag erdrosseln, mit welchem er in nähere Berührung getreten ist; indess ihre Mordsucht ist so gross, dass sie oft den Verführungen grosser Schönheiten widerstanden haben.

In ihren Unternehmungen sind sie unermüdlich, schlau und vorsichtig; wie ihnen denn, nach ihrem Wahlspruch: die Todten reden nicht, kein Opfer und kein Zeuge ent-

kommen ist. Ein Thagtrupp von über hundert Mann reiste mit sechzig Personen, unter denen sich einige Frauen befanden, 160 Meilen, bis es ihnen gelang, dieselben bei Chiterkote in einem Augenblick zu erdrosseln. Eine andere Bande begleitete einen eingebornen Officier und seine Familie, bis sich der günstige Moment darbot, 200 Meilen. Gewöhnlich sind die einsamen, verwilderten Jangles diejenigen Orte, wo die meisten Schlachtopfer ihr Ende gefunden haben, und solcher Stellen erinnert sich der Thag mit derselben Wonne, mit welcher der Jäger von seinen ergiebigsten Jagdgründen spricht, oder das Alter von den glücklichsten Tagen und Stunden der Jugend.

Zur Erdrosselung eines Reisenden sind zwei oder drei Thags bestimmt, Einer wirft die Schlinge um den Hals, ein Anderer ergreift die Füße und der Dritte bleibt in Bereitschaft. Wenn jeder auf seinem Posten ist, die Spione aufgestellt sind und der Akt zum Erdrosseln beginnen soll, ruft der Anführer: *Bajid, Bajid Khan* oder *Deo*. Bei einem Reiter wirft Einer dem Schlachtopfer die Schlinge um den Hals, ein Zweiter hebt ihm den Fuss aus dem Bügel und der Dritte fällt dem Pferde in die Zügel. Die Leichname werden entweder in Brunnen geworfen oder begraben; im letzteren Falle streuen sie Dornenbüsche oder den Samen des Flohkrauts auf das Grab, um die Hunde und Schakals abzuhalten. Gelingt es nicht den Reisenden schlafend beim Erwecken zu erwürgen, oder in eine zum Erdrosseln erforderliche Stel-

lung zu bringen, so fällt einer der Thags in Ohnmacht (*gankurna*), einige seiner Gehülfen springen zur Hülfe herbei, andere holen Wasser oder untersuchen seinen Puls, und da Alles nichts hilft, versichert einer der Thags, dass ein Zauber oder eine Beschwörung den Unglücklichen von diesem Uebel heilen werde. Ein Krug mit Wasser wird hingestellt und Jedermann ersucht, sich im Kreise niederzusetzen, den Gürtel abzunehmen, den Hals zu entblößen und gen Himmel zu blicken, um eine gewisse Anzahl Sterne zu zählen. In dieser Lage wird dem Arglosen das Rumal um den Hals geworfen.

Es erscheint beinahe unglaublich, dass eine solche Secte seit Jahrhunderten unentdeckt jährlich viele hundert Reisende ums Leben bringen konnte. Aber bei der Art, wie die Indier zu reisen gewohnt sind, welche nicht in den Ortschaften einkehren, sondern unter schattigen Bäumen sich niederlassen, dort kochen und schlafen, und wo oft die Strasse mehrere Meilen durch öde Jangles führt, findet der Thag stets Gelegenheit zum Morden. In Indien ist beinahe Jedermann verheirathet, die jüngeren Söhne armer, aber achtbarer Familien suchen eine Anstellung im Civil oder Militair, und während sie in weiter Ferne ihren Pflichten nachgehen, bleiben ihre Frauen und Kinder unter der Obhut des Vaters oder älteren Bruders, wodurch dies Band der Liebe und Zuneigung ununterbrochen fortdauert. Sie unterwerfen sich in ihrem Amte allen nur möglichen Entbehrungen, um den Lieben in der Heimath recht viel senden oder bringen zu kön-

nen. Solche Familien haben die meisten Verluste durch die Thags erlitten; denn, wenn der Beurlaubte zur festgesetzten Zeit nicht zurückkehrt, tritt ein Anderer an seine Stelle, und die Angehörigen erfahren erst nach Jahr und Tag, dass einer der Ihrigen von der Welt verschwunden ist. Beinahe jedes der eingebornen Regimenter verlor jährlich einige seiner Beurlaubten, deren Spur nicht mehr aufzufinden war, und aller Warnungen ungeachtet, erlagen immer neue dem Mordhandwerk dieser furchtbaren Secte.

Im Westen Indiens besitzt eine Caste der Rajputstämme, die Bhats und Charans, das geheiligte Vorrecht, anderer Leute Eigenthum unter ihren Schutz stellen zu dürfen; Niemand wagt es dieselben anzutasten, und ihnen werden grosse Summen in Gold und Silber anvertraut, welche sie, namentlich in der Provinz Guzerat, durch Gegenden tragen, die von Anderen nicht ohne grosse Eskorte durchstrichen werden könnten. Sie begleiten in Rajputana als Barden und Herolde die Carawanen, welche dann nicht nur gegen Beraubung gesichert, sondern sogar von den gesetzlichen Abgaben befreit sind. Aber auch diese geheiligte Caste ist von den Thags nicht verschont worden. Im Jahre 1826 wurden 14 Geldträger bei Choupara an der Tapti auf einmal ermordet, und einer Summe von 25,000 Rupien beraubt; im folgenden Jahre fielen sieben derselben bei Malagow in Kandeisch nebst 22,000 Rupien den Thags in die Hände. Im Jahre 1828 kamen bei Dhorecote in Kan-

deisch drei Personen ums Leben, welche 12,000 Rupien mit sich führten, und bei Burwahagat an der Nerbudda 9 Personen mit 40,000 Rupien; — das Jahr darauf wurden bei Dhory in Kandeisch sechs Geldträger ermordet, bei denen die Thags die bedeutende Summe von 82,000 Rupien fanden. Es ist bemerkenswerth, dass die Thags niemals Europäer angefallen haben, und wie sie selbst sagen aus folgenden Gründen: einmal führe der Europäer wenig oder kein Geld mit sich, dann sey er stets mit geladenen Pistolen versehen und jederzeit bereit sich derselben zu bedienen, und endlich würde ein Europäer gleich vermisst werden, in Folge dessen die strengen und sorgsamten Nachforschungen leicht zur Entdeckung führen könnten. Ob die Angabe gegründet ist, dass der Thag Europäer nicht tödtet, weil Devy keine weissen Menschen ihren Händen überliefert hat, lasse ich dahin gestellt seyn*).

Ein wesentliches Hinderniss zur Verfolgung der Thags waren die eingebornen Fürsten, ihre Häuptlinge und Minister; denn die meisten derselben hegen wenig oder keine Theilnahme für die Unterthanen ihrer eigenen Länder, die nicht zu ihrem Stamme gehören, und fühlen sich nicht verpflichtet, selbige gegen Räuber oder Diebe zu schützen. Im Gegentheil deren höhere Beamte und Grundbesitzer machen mit solchen Verbrechern gemein-

*) Nur ein Europäer, ein Sergent eines britischen Regiments, ist im trunkenen Zustande von den Thags erdrosselt und seine Leiche in einem Brunnen gefunden worden.

schaftliche Sache und gewähren ihnen Schutz und Zuflucht gegen eine Abgabe von dem gemachten Raube. So wurde im Reiche des Scindia den Thags sicherer Aufenthalt gestattet, wofür diese jährlich 24 Rupien 8 Annen von jedem Hause entrichten mussten. Im Jahre 1797 betrug diese Abgabe von 318 Häusern 7641 Rupien und man schätzt die damals auf Raub ausgegangenen Thags in jenem Lande allein auf 954 Männer. Es war den unermüdlichen Anstrengungen, dem weisen und gerechten Verfahren der Briten vorbehalten, Indiens Bewohner von diesen unmenschlichen Ungeheuern beinahe befreit zu haben und, wenn die politischen Agenten auch ferner mit demselben Eifer die Thags überwachen, ist an gänzlicher Vernichtung derselben nicht zu zweifeln.

Die Entdeckung und Aufhebung der verschiedenen Thagbanden geschah nach der Festnehmung eines Thagtrupps von 105 Männern durch Herrn Molony im Thal der Nerbudda, einer anderen durch Capitain Wardlow und einer dritten durch Major Borthwick. Letzterer machte mit 200 Mann irregulärer Cavallerie einen Nachtmarsch von 30 Meilen und überfiel auf diese Weise einen ganzen Trupp von 46 Thags, welcher mit dem Raube, im Werthe von 12,000 Rupien, aus Hindostan nach dem Deccan zurückkehrte. Obgleich die Thags durch die strengsten Eide gebunden sind, so waren die Beweise für ihr Verbrechen doch so augenscheinlich, dass sie Alles gestanden, und Viele, um ihr Leben zu retten, als Zeugen und Angeber anderer Banden auftraten.

Als Feringya, einer der berühmtesten Thaganführer in Saugor, vor Major Sleeman gebracht wurde, erbot er sich, wenn sein Leben geschont würde, zur Festnehmung mehrerer Banden behülflich zu seyn. Da Major Sleeman an der Aufrichtigkeit seiner Aussagen zweifelte, so versprach er ihm, einen Beweis seines guten Willens zu geben, und bat, ihn nach dem Dorfe Selohda, zwei Stationen von Saugor, mitzunehmen. Dort angekommen, liess Major Sleeman seine Zelte in einem Mangohain aufschlagen und war nicht wenig überrascht, als dieser Mörder am anderen Morgen fünf Leichname unter seinem Schlafzelt, sieben ausserhalb desselben und fünf an der Stelle ausgraben liess, wo seine Pferde angebunden waren. Major Sleeman erzählt hierbei, dass seine Gattin in dieser Nacht, ohne irgend eine Ahnung gehabt zu haben, auf den Gräbern solcher Unglücklichen zu schlafen, von den schreckhaftesten Träumen und Beängstigungen heimgesucht worden sey. Ueber 2000 Thags wurden in fünf Jahren zu Indore, Heiderabad, Saugor und Jubelpure zur Untersuchung gezogen. In den beiden letzten Orten wurden allein 1200 verhört, und der Ermordung von 947 Reisenden überwiesen. Von diesen Verbrechern wurden 382 zum Strange, 909 zur Transportation und 77 zu lebenslänglichem Gefängniss verurtheilt *).

*) Nach Capitain Reynold's Mittheilungen stellen die sämtlichen Untersuchungen gegen die Thags folgende Anzahl Verbrecher heraus:

Der Thag fürchtet die Transportation, die Fortschickung über das schwarze Wasser, wie er sich ausdrückt, viel mehr als den Tod. Ist er einmal entdeckt, so hört er auf, Thag zu seyn. Ich sah hier ein Thaggefängniss, in welchem einige hundert in Ketten lagen, die mit dem Namen Thag auf den Backen gebrandmarkt waren; aber weil es Unterthanen des Königs von Aude sind, musste man deren Bestrafung dem Könige überlassen, welcher weder gesonnen schien, die ganze Strenge des Gesetzes walten, noch sie zur Arbeit anhalten zu lassen. Während meiner Anwesenheit an diesem Orte war man einer neuen Secte auf der Spur, ob Thags, blieb noch unerwiesen, welche den Reisenden durch leichte Gifte zu betäuben suchte und ihn, ohne zu tödten, in diesem bewusstlosen Zustande beraubte. Aber gegenwärtig ist der Reisende in Indien sicherer, selten hört man, dass Personen vermisst werden, und die Regimenter haben die Freude, ihre Beurlaubten ungefährdet heimkehren zu sehen.

Von 1831 bis 37 wurden transportirt nach Penang . . .	1059
Gehangen	412
Eingekerkert bei schwerer Arbeit	87
Eingekerkert wegen Mangel an Sicherheit	21
Eingekerkert in verschiedenen Zeiträumen	69
Entlassen nach der Untersuchung	32
Entkommen aus dem Gefängniss.	11
Gestorben im Gefängniss	36
Geständige Verbrecher	483
Ueberführt, aber nicht verurtheilt	120
In verschiedenen Gefängnissen, aber noch nicht verurtheilt	936
	3266

Es würde sehr ungerecht seyn, wenn man von diesen verbrecherischen Secten ungünstig auf den moralischen Zustand des Volkes schliessen wollte; im Gegentheil ergiebt sich aus den vom Oberst Sykes zusammengestellten statistischen Notizen über die Verbrecher Indiens, dass jene Völker dem civilisirten Europa vorangehen. Zwar bleibt es die Frage, ob die polizeiliche Controle in Indien so genau gehandhabt werden kann, als in England und anderen Ländern Europas. In der Präsidentschaft Bengalen, mit einer Bevölkerung von 40 Millionen Seelen, erlagen in den Jahren 1838, 1839 und 1840 dem Todesurtheil 38, 25 und 27 Menschen; während in England in diesen Jahren 116, 56 und 57 vorkommen; jedoch sind die Thags hierbei nicht gerechnet. Zur Transportation und lebenslänglichem Gefängniss wurden in gedachten Jahren in Bengalen 81, 72 und 103 Verbrecher verurtheilt, während in England 266, 205 und 238 diese Strafe erduldeten. Die Anzahl der Verurtheilten im Jahre 1837, polizeiliche Vergehen einbegriffen, betrug 38,902 was im Verhältniss zur Bevölkerung 1 auf 1028 ergiebt; und im Jahre 1840, wo 42,785 verurtheilt wurden, 1 auf 935 Seelen.

In der Präsidentschaft Madras, mit einer Bevölkerung von 13 Millionen und 50,000 Einwohnern, kamen in der ersten Hälfte des Jahres 1839 auf 609 Seelen 1 Verbrecher, in der zweiten auf 633 Seelen 1 Verbrecher, von denen 21 zum Tode verurtheilt wurden, während in England und Wales 56 Personen dem Todesurtheil anheim-

fielen. Im Jahre 1840 wurden in dieser Präsidentschaft 20,622 Personen schuldig befunden, von denen 31 zum Tode und 69 zur Transportation verurtheilt wurden; in England und Wales sind 27,187 Menschen verurtheilt, unter welchen 77 zum Tode und 238 zur Transportation.

In der Präsidentschaft Bombay, mit 6,300,000 Einwohnern, wurden in zwei und einem halben Jahre, vom 1. Januar 1838 bis zum 1. Juli 1840 durchschnittlich jährlich 15 zum Tode, 45 zur Transportation und 7 zu lebenslänglichem Gefängniss verurtheilt. Die Gesamtzahl aller Vergehen, die polizeilichen mit eingeschlossen, betrug in dem Zeitraume von vier Jahren 91,999 oder jährlich beinahe 23,000, mithin 1 Verbrecher auf 273 Seelen.

XII.

AN ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Reise im Palankin von Benares nach Calcutta; Das Hulifest der Hindus; Beschreibung des Weges; Die Puhari; Burdwan; Schilderung von Calcutta; Das Fort William; Die Münze, die Einkünfte und die Verwaltungskosten Indiens; Der Pallast des Generalgouverneurs; Ein Sonntag bei Dwarkanauth Tagore; Hindufeste; Ausflug nach Dam-Dam; Fahrt nach Hughly und Aufenthalt in Barrackpure; Der botanische Garten; Lebensweise der Bewohner von Calcutta; Vorbereitungen zur Abreise nach Bombay und dem Indus; Einschiffung auf dem Dampfboot Pluto; Abfahrt nach Bombay, stürmische Seefahrt und Rückkehr nach Calcutta; — Schreiben aus Aden den 8. Mai: Einschiffung auf dem Dampfboot Hindostan nach Madras; Madras; Point de Galle; Die Maledivinseln und ihre Bewohner; Aden. — Schreiben Oriental Hafen von Falmouth den 8. Juni: Das rothe Meer; Aufenthalt in Cairo: Besteigung der Pyramiden; Reise nach Alexandrien; Audienz bei Mehemed Ali; Einschiffung auf dem Oriental und Fahrt über Malta, Gibraltar nach Falmouth.

CALCUTTA, den 14. April 1843.

Am 15. März Nachmittags 3 Uhr sagte ich Major Carpenter Lebewohl, und trat im Palankin die Reise nach Calcutta an. Es sind bis dahin 33 Dawkstationen

und einige zwanzig Bangalows. Nach Verlauf einer kleinen Stunde liess ich mich über den hier 3000' breiten Ganges setzen, dessen Wasserfläche indess kaum die Hälfte dieser Breite einnahm, aber eine mittlere Tiefe von 34 bis 35' enthält; der Ganges hat hier an der Oberfläche eine Geschwindigkeit von 2910' in der Stunde, und im untern Strom unter der Oberfläche nur 1410'. Die ersten achtzehn Stunden reiste ich durch die fruchtbare, reich bebaute Niederung des Ganges; dann wurde die Strasse, da ich mich den Vorbergen der Vindhyankette näherte, etwas ansteigend, war jedoch immer gleich breit und gut gebaut. Sie werden hier die Bindihügel genannt und sind auf dieser Seite die letzten Ausläufer jenes merkwürdigen hydrographischen Erdspalts, welcher Indien in seiner grössten Breite von 300 geographische Meilen durchschneidet und hier Sone und Ganges von einander trennt.

In der ersten Morgenstunde des 16., die von dem hellsten Mondschein erleuchtet wurde, sah ich so weit das Auge reichte, die Männer und Kinder der Dörfer mit Strohfackeln sich im Felde tummeln, die brennenden Fackeln schwingen und werfen und dabei singen und schreien. Es war das Hulyfest, eines der grösseren Hindufeste, welches drei Tage währt, und viel Aehnliches mit den Bacchanalien der Alten zu haben scheint; denn in dieser Zeit ist den zur Freude und zum Uebermuth gestimmten, sanften Hindus Alles erlaubt, selbst gegen Frauen und Fremde können sie ihre

Ausgelassenheit geltend machen. Mich traf dabei die Unannehmlichkeit, dass ich beinahe auf jeder Station einige betrunkene Träger erhielt.

Während der Mittagshitze desselben Tages, welche hier in den Bergen besonders drückend war und im Schatten bis zu 98° F. stieg, rastete ich einige Stunden in dem jenseit Sasseram befindlichen Bangalow. Es liegt am Eingange einer wohl kaum mehr als 600' über dem Ganges gehobenen Gebirgsgegend, unter dem Schatten schöner Mangobäume; der kleine freundliche Ort, den mehrere Ruinen muselmännischer Gebäude zieren, liegt höchst malerisch unter Mangos und Bananen, zwischen denen die Fächerpalme ihre stolzen und zierlichen Kronen erhebt. Gestärkt durch ein Bad und Frühstück, setzte ich in der dritten Stunde die Reise fort und erreichte bei dem Dorfe Deary mit Sonnenuntergang die in einem 5000 Schritte breiten Bette fließende Sone; aber ihr Hauptstrom hatte nur 360 Schritt Breite und war kaum 8' tief. Das Bett der Sone ist ein tiefer Sandboden, durchzogen von kleinen Wasserarmen und Lachen, welche so seicht waren, dass die Träger bequem durchgehen konnten.

Den 17. befand ich mich ganz im Gebirge, dessen höchste Erhebungen nach meiner Schätzung jedoch nicht mehr als 800 bis 1000' betragen mochten, und das mehrentheils mit Unterholz bedeckt war; aber sehr verschieden zeigte sich der in ihm lebende Menschen-schlag: ein kleines gedrungenes und schwarzbraunes

Volk, deren Häuser mit Ziegeln oder Schilfgras gedeckt sind. Es sind die Puhari, ein im Aeusseren, in Sprache und Religion von den Hindus der Ebene ganz verschiedener Menschenschlag; sie haben weder Casten noch Idole, sondern beten jeden Morgen und Abend zu einem höchsten Wesen, das sie *Budo Gosai* nennen, und dem sie Sühnopfer in Büffeln und anderen Thieren bringen. Sie leben meist von der Jagd, wobei sie sich des Bogens und Pfeils bedienen. Ihre Häuptlinge stehen unter dem Schutze der Briten und sind in deren Dienste getreten.

Alle Hindus, so wie meine Träger, hatten sich heute den Turban und die weissen Gewänder mit einer hellrothen Farbe bespritzt; folgenden Tages erschienen sie sämmtlich in Orangengelb. Das Bangalow bei Dhunwah, woselbst ich mich erfrischte und ausruhte, lag auf einer kleinen Hochebene von schroffen Felsen umgeben, mit den malerischsten Aussichten nach Westen. Am 18. zeigte sich die Gegend noch schöner und mannigfaltiger in den Gruppierungen der Höhenzüge, welche bald scharf gezackt oder kuppenartig sich gen Himmel erhoben, bald in steilen Wänden oder einzelnen Absätzen herabsenkten; besonders reizend ist die Lage des Bangalows zu Dumry.

Sobald man aus diesen Bergen heraustritt, sind Natur und Menschen verändert; jene fängt an bebauter zu werden, diese sind schöner, grösser, schlanker, reinlicher und von etwas hellerer Farbe. Den 19. ver-

weilte ich in dem Bangalow von Hyrasole zwei Stunden, und setzte dann bei 89° F. die Reise in derselben Art fort. Eine halbe Tagereise vor Burdwan, welches von den schönsten Landhäusern und Gärten umgeben, und schon ganz im reichen Gangesdelta gelegen ist, wird die Gegend ein unendlicher, fruchtbarer Park: Getreidefelder aller Art wechseln mit Zuckerrohr, Indigo, Baumwolle, Bananengärten, Mangos, Banjanen, Tamarinden, Bambus und Pipala, welche bald in lieblichen Gruppen, bald einzeln oder in kleinen Wäldchen diese unvergleichliche Landschaft schmücken. Die Wege zieren schattige Alleen, die Dörfer reinliche und niedliche Backsteinhäuser oder Bambushütten mit einer von Schlingpflanzen umzogenen Veranda, und umgeben von kleinen Gärten, in denen Bananen und Blumen in Fülle und Pracht gedeihen. Teiche, Gräben und Brunnen dienen zur Bewässerung, wobei von den Einwohnern das Wasser mit Hülfe von Ochsenhäuten herausgeschleudert oder geschöpft wird. Hier ist ein Reichthum und eine Ueppigkeit der Natur, die den Europäer ins grösste Erstaunen setzt und die unerschöpfliche Quelle zeigt, und der Regierung so bedeutenden Ertrag giebt.

Der Distrikt von Burdwan zerfällt in 64 Pergannah's, und erstreckt sich 65 Meilen von Norden nach Süden und gegen 45 von Osten nach Westen. Es ist einer der bevölkertsten und fruchtbarsten Landstriche von Bengalen, völlig eben, mit Ausnahme des westlichen Theiles, wo der Boden wellenförmig und weniger

ergiebig wird; auch liegen in jener Richtung allein einige Jangle's, meist aus Weidenholz bestehend, das zur Feuerung und zu den Sparren der Häuser dient. Die Damuda und Adjy durchfliessen den Distrikt von Westen nach Osten, sind in der Regenzeit plötzlichem und heftigem Anschwellen unterworfen und haben schon verschiedene Male die furchtbarsten Verwüstungen angerichtet. Unter der Bevölkerung des Distrikts ist der sechste Theil Muselmänner, sonst leben hier die meisten Braminen, indem beinahe $\frac{1}{7}$ der Hindubevölkerung dieser Caste angehört; nach ihnen ist die Koystocaste die thätigste und intelligenteste Classe des Volks. Aber sehr merkwürdig ist eine Secte, Karta Bhojah genannt, die sich in den letzten Jahren in und um Hughly gebildet hat, und welcher auch viele Einwohner im Norden und Osten dieses Distrikts angehören. Sie besteht aus allen Casten, hat dem Götzendienste gänzlich entsagt und sich einer reinern Religion zugewendet; eine beträchtliche Anzahl derselben verbreitet im Distrikt Kishnagar das Christenthum. Sie kommen zu Hunderten des Nachts an bestimmten Plätzen zusammen und erbauen sich an Hymnen und andern frommen Gesängen, essen und trinken in Gemeinschaft und legen jeden Castenunterschied bei Seite; aber leider hat diese christliche Richtung noch nicht bei Allen feste Wurzel gefasst, indem mehrere, wenn sie heimkehren, aus Furcht sich dem Götzendienste wieder zuwenden. Dennoch vermehrt sich diese Secte täglich, ihre Anführer wandern durch

das Land, und sind besonders glücklich im Bekehren unter den Boistoms, den Anbetern Vischnus *).

*) Dem protestantischen Missionair, Herrn Weitbrecht, verdanken wir folgende Mittheilungen über die *Karta Bhojah's*,

„Die ersten Familien, welche sich taufen liessen, gehören zu einer Secte, die sich selbst *Karta Bhojah's* nennen, d. h. die Anbeter eines alleinigen Gottes. Diese Secte scheint weit über Bengalen verbreitet zu seyn, besonders längs dem Ganges und seinen Zuflüssen. Der Gründer derselben soll im Anfange dieses Jahrhunderts in einem Dorfe nahe Celna gelebt und sich aus den Schriften der ersten protestantischen Missionaire (entweder Carey, Forster oder Thomas) unterrichtet haben. Die Lehren und Vorschriften Jesu erweckten seinen Geist und sein Gewissen, und obgleich er eine tiefe Kenntniss der heiligen Hinduschriften besass, so verwarf er doch die Anbetung der Idole gänzlich, und erklärte sich für die Anbetung eines einzigen Gottes, als die Grundlage seines Systems. Dieser neue Lehrer fand Anhänger unter seinen Freunden und Nachbarn, so, dass sich die Secte mit jedem Jahre vergrösserte, Hindus aller Casten, Mahomedaner, selbst Halbcasten und die Abkömmlinge von Portugiesen, schlossen sich derselben an. Diese Brudergemeinde entwickelte einen seltenen Grad von Ausdauer und Energie; sie haben ihre Missionaire, welche sie nach allen Richtungen des Landes entsenden, um ihrer Lehre Eingang zu verschaffen. Ich traf mit einem derselben in der Nähe von Burdwan zusammen, und wenn sie viele solche Apostel besitzen, welche mit solchen Talenten und mit dieser Energie des Willens begabt sind, als dieser Lehrer, so ist an ein schnelles Zunehmen der Secte nicht zu zweifeln. Es war ein schöner junger Bramine, edel und würdevoll in seinen Manieren, angenehm und überzeugend in der Unterhaltung. Er versicherte mir, dass die Secte bereits über 100,000 Mitglieder zähle, und versprach mich bei ihren Abend-Versammlungen einzuführen. Sie kommen jeden Donnerstag nach Sonnen-Untergang in verschiedenen Dörfern, von 2 bis 300 zusammen, und verrichten ihre Andacht sitzend im Kreise. Sie singen Hymnen zum Lobe Gottes, wobei jeder Casten-Unterschied verbannt ist; sie brechen das Brod

Die Strasse von Burdwan nach Hughly und Calcutta wird für die besuchteste in ganz Indien gehalten. Die Kaufleute versenden ihre Güter meist zu Lande auf Karren, indem eine Heckerie von Burdwan nach Cawnpure nur 6 bis 7 Wochen geht und 110 Rupien kostet, während ein Boot vier bis sechs Monate bedarf. Aber da diese Strasse vorzüglich aus Gutyn, einer kalkartigen Substanz, gebaut ist, welche von den schwerbeladenen Karren bald zu Asche gerieben wird, so fährt man während des trocknen Wetters im tiefsten Staube und in der Regenzeit wie in einem Sumpfe. Bemerkenswerth ist der grosse Reichthum an Kohlen um Shaighar, welche der Oberfläche so nahe sind, dass die Schichten an vielen Stellen zu Tage kommen.

Von Burdwan wird der Reisende von den besten und schnellsten Palankinträgern Indiens befördert, welche singend und schreiend vier bis fünf Meilen in der Stunde gehen. Ich erreichte daher schon in der Mittagsstunde des 19. das Städtchen Hughly, wo eben die Kinder aus der Schule kamen, als ich auf dem Markte eintraf. Hier ist ein Tempel, welcher an dem Rottfeste von vielen Tausenden von Pilgern besucht wird, und wo sich früher Märtyrer, wie zu Jaggernat, von dem

und ein Becher geht von Mund zu Mund im Kreise, aus dem Jeder trinkt; unbezweifelt eine Nachahmung des Sakraments. Als einige dieser *Karta Bhojah's* Herrn Drew predigen hörten, riefen sie aus; „,,Wahrlich dies ist unsere eigene Religion!“ und liessen sich gleich darauf taufen“.

Gölzenwagen mit 36 Rädern zermalmen liessen, um selig zu werden; oder Andere an dem Tsharok, einem Eisenhaken, der in die nackte Hüfte getrieben wird, zu Tode geschwungen wurden. Aber in den letzten Jahren soll die britische Regierung diese grausame Sitte nicht mehr gestattet haben.

Von Hughly geht die Strasse in der Nähe des Hughlystromes fortwährend zwischen Häusern und Gärten. Bei Pullah-Ghaut wurde ich in der Abenddämmerung über den Fluss gesetzt, während ein anhaltendes und heftiges Wetterleuchten am südöstlichen Himmel die Gegend erhellte. Endlich in der Mitternachtstunde erreichte ich Calcutta und liess mich, da ich die Wohnung meines Freundes nicht wusste, nach einem Gasthause tragen. Bis zur Erschöpfung ermüdet, indem ich seit fünf Nächten nicht geschlafen und seit 24 Stunden nichts genossen hatte, suchte ich nach einem kleinen Mahle die Ruhe; aber die Hitze und die Moskitos liessen es dazu nicht kommen, und in fieberhafter Aufregung sah ich bald träumend, bald wachend, dem andern Morgen entgegen.

Bevor ich Ihnen von meinem hiesigen Leben, meinen Streifzügen und einer stürmischen Seefahrt erzähle, will ich erst eine Schilderung von Calcutta voranschicken. Es ist auf einen völlig ebenen Alluvialboden am linken Ufer des Hughly, bei den Eingebornen Bha-geratty oder der wahre Ganges genannt, ungefähr 100 Meilen von der See, erbaut. Fort William, welches

den Strom und die Umgegend beherrscht, liegt an dem südlichsten Punkte unter $22^{\circ} 34' 49''$ NBr. und $88^{\circ} 27' 96''$ ÖL. v. Gr. Vom Hughly aus gewährt Calcutta den Anblick einer Stadt von Pallästen, weil sich hier um die ausgedehnte Esplanade, an den Pallast des Generalgouverneurs anschliessend, eine Reihe grosser und schöner Gebäude hinziehen, welche durch ihre von hohen Säulen getragenen Verandas einen grossartigen Eindruck gewähren. Aus einem armseligen Dorfe, in Jangles und undurchdringlichem Walde gelegen, gründete Job Charnock vor 120 Jahren die Hauptstadt des heute so mächtigen Reiches; aber obgleich die Jangles und Bäume verschwunden, die Strassen und Teiche ausgetrocknet sind, so weht doch von den Sanderbands her eine gefahrvolle Fieberluft über den Ort. Bei hohem Wasserstande hat der Hughly eine Meile in seiner Breite; indess zur Zeit der Ebbe sieht man am entgegengesetzten Ufer eine lange Reihe trockener Sandbänke, welche an Umfang zunehmen. Südlich von Chandpaul-Ghaut stand vor Zeiten ein dichter Wald, zwischen welchem und Kidderpure zwei Dörfer lagen, deren Einwohner von einer alten und reichen Kaufmannsfamilie, der Seths, bewogen wurden, sich in der Stadt niederzulassen. Den gelichteten Wald und die verlassenen Dörfer nimmt jetzt Fort William und die Esplanade ein; und da, wo heute die prächtigen Häuser von Chowringy stehen, befand sich noch im Jahre 1717 ein armseliges Dorf, umgeben von sumpfigen Lachen.

Ja, im Jahre 1756, zur Zeit als Seraj-ud-Dowlah sich des Orts bemächtigte, waren nur 70 Häuser von Briten bewohnt.

Das heutige Calcutta zieht sich von Fort William beinahe sechs Meilen nördlich längs dem linken Ufer des Hughly; jedoch unter sehr verschiedener Breite. Zwischen dem Fort und der Stadt bildet die Esplanade eine weite grüne Ebene, mit einigen ummauerten Teichen, welche an ihrer äussersten Grenze von der Chowringystrasse umgeben ist, die aus den prachtvollsten und grossartigsten Gebäuden besteht. An dem nördlichsten Punkte umschliesst der Mahrattagraben von Chitpure bis eine Viertelmeile jenseit des Rockethofes an der Chowringystrasse die Stadt. Man theilt dieselbe gewöhnlich in zwei besondere Quartiere, gebildet durch eine Linie, welche von Beby-Ross-Ghaut östlich nach der oberen Kreisstrasse, und von der Hastingsbrücke an der Toleys-Nallah in nordöstlicher Richtung zu der unteren Kreisstrasse gezogen wird. Was diesen Stadttheil umschliesst, ist mehrentheils von der christlichen Bevölkerung bewohnt, wogegen sich von Beby-Ross-Ghaut östlich, mit Inbegriff aller Strassen des nördlichen Stadttheils bis zur Chitpurebrücke und dem Mahrattagraben, die Eingebornen niedergelassen haben. Hier sind gleich allen orientalischen Städten die Strassen eng und die Häuser hoch; die unteren Räume enthalten die Bazare, die oberen die Wohngemächer und haben statt der Fenster, Vorhänge oder Läden. Aber

die eigentliche Handelswelt befindet sich zwischen Chandpaul-Ghaut und der neuen Münze längs dem Strome, wogegen die vornehme Welt in Chowringy lebt, eine zwei Meilen lange und 40 Schritt breite Strasse, welche zwei Seiten der Esplanade umgiebt. Da weder Mauern noch Gräben oder Wälle eine Gränze des eigentlichen Stadttheiles bilden, so schliessen sich in ununterbrochener Reihe nach allen Seiten Vorstädte und Dörfer an. Ihre Häuser bestehen meist aus zierlich gebauten Bambusrohrhütten mit Palmblättern gedeckt. Aber diese niedlichen Hütten sind der Feuersgefahr so sehr ausgesetzt, dass während meines hiesigen Aufenthalts in drei Tagen 700 derselben abbrannten.

Wollte man nach der Anzahl der Häuser und Hütten Calcuttas, welche 71,532 beträgt, auf die Einwohnerzahl schliessen, so würde man, wie diess in früherer Zeit geschehen ist, zu sehr übertriebenen Resultaten kommen. Nach achtmonatlichen Untersuchungen im Jahre 1837 ist es dem Oberaufseher der Polizei, Capitain Birch, gelungen, die Bevölkerung Calcuttas auf 229,705 Einwohner festzustellen; wobei sich ergab, dass eine zufluthende Bevölkerung von täglich 177,000 Menschen abwechselnd die Stadt erfüllt. Unter diesen Einwohnern sind 3138 Briten, 137,651 Hindus und 58,744 Muselmänner; die übrigen sind Portugiesen (3180), Armenier (536), eingeborne Christen (49), Franzosen (160), Juden (205), Parsis (40), Araber (35), Chinesen (362), Mongolen (509), Machs und Birmanen (683), Eurasianer (4746

von einem europäischen Vater und einer eingeborenen Mutter) und niedrige Casten (19,804). Zur Aufrechterhaltung der persönlichen Sicherheit ist ein polizeiliches Institut, an dessen Spitze ein Magistrat steht, und zu welchem 8147 Thannadars, Naibs, Chokidars, Jemadars und Barkandazes gehören.

Die Lage von Calcutta, an einem der grössten Ströme der Erde, in einer feuchten Niederung, charakterisirt das dortige Klima. Jede Jahreszeit hat ihre besonderen Gefahren. In den heissen Monaten sind Fieber und Cholera vorherrschend, und, wenn die Regenzeit beginnt, gesellen sich noch empfindliche Magenkrankheiten und Dissenterie dazu. Selbst in den kühleren Tagen leiden die älteren Einwohner am Verdauungsfieber und die Kinder am Katarrh und Husten. Der ungesundeste Theil von Calcutta, welcher an Elysium Row liegt, und von der unteren Kreis- und Theaterstrasse eingeschlossen wird, ist auf einem unentwässerten Boden erbaut, von halb zugeschütteten Teichen angefüllt und mit den Wohnungen von Europäern und schmutzigen Bazaren besetzt. Wenn sich die übrigen Stadttheile der besten Gesundheit erfreuen, so kann man sicher darauf rechnen, dass hier noch allerlei Krankheiten wüthen; ja zu Zeiten ist in vielen Häusern kein Bewohner vom Fieber verschont. Der Grund ist hier so nachgebend, dass die Häuser oft in wenig Stunden sich um 8'' senken. Die gesunden Theile der Stadt sind die Chowringystrasse, die Esplanade und der Tank Square.

Die heisse oder trockene Jahreszeit beginnt in der Mitte März und dauert bis Mitte Juni, wo der Wind sehr regelmässig aus Süden oder Südwesten kommt; dann steigt der Thermometer im Schatten der Häuser bis 95° F. und in der freien Luft auf 100 bis 110° F. Man befindet sich in fortwährender Transpiration und die Europäer können des Nachts nur schlafen, wenn die über ihrem Bett befindliche Panka in Bewegung gehalten wird. Während der drei Wochen meines Hierseyns hatten wir sehr regelmässig Morgens vor Sonnenaufgang im Schatten des Hauses 78° F., Mittags $95\frac{1}{2}^{\circ}$ und Abends mit Sonnenuntergang 90° F. Wiederholte Einsenkungen des Thermometers zu verschiedenen Tageszeiten ergaben bei 18" Tiefe eine Temperatur zwischen 77 und 78° F. Die schönste und dem Europäer günstigste Jahreszeit ist vom 1. November bis zum 15. Februar, wo ein fortwährend klarer Himmel herrscht und kühle Winde wehen; dann fällt der Thermometer Morgens bis auf 45° F. und steigt selten über 75° F.; jedoch sind die Sonnenstrahlen noch so wirksam, dass man sich ihnen in der Mittagsstunde nicht aussetzen darf.

Obgleich Calcutta vier grosse Gasthöfe besitzt, unter denen Spencer's Hotel der ausgezeichnetste ist, in welchem der Fremde für monatlich 250 Rupien eine gute Aufnahme findet, so hatte doch Herr Maddock es mir zur angenehmen Pflicht gemacht, mich in seiner schönen Villa zu Allypure niederzulassen, wo einst Warren Hastings seine grossen Pläne zur Reife brachte. Aber Herrn

Maddock's reizende Besetzung war noch nicht eingerichtet, und diesem Umstande verdankte ich die Aufnahme als Ehrenmitglied des Bengalclubs, woselbst mein Freund mir eine Wohnung bereitet hatte. Der Bengalclub besitzt eines der schönsten und grössten Gebäude an der Esplanade, mit der Aussicht auf das Fort, den von Schiffen belebten Hughly und den prächtigsten Theil der Stadt; man befindet sich recht inmitten der Pallaststadt. Auswärtigen Mitgliedern ist freie Wohnung in demselben gestattet; die mittlere Etage enthält Lese-, Bibliothek- und Speisesäle; alles in dem grossartigsten Style und ebenso bequem als elegant eingerichtet. Von einem der Fenster meines Wohnzimmers sehe ich Morgens und Abends unsere muselmännische Dienerschaft auf einem kleinen und abgeschlossenen Rasenplatze knieend das Gebet verrichten, wobei der Huckabedar meines Freundes, ein schöner Mann mit silbergrauem Barte, den Ton angiebt. Obgleich sein ganzes Geschäft darin besteht, seinem Herrn drei- oder viermal des Tages die Hucka zu bringen, so kam er doch eines Morgens zu unserem beiderseitigen Erstaunen mit der Bitte, ihm noch einen Gehülfen beizuordnen, und schien etwas betroffen, als sein hoher Gebieter dies Ansinnen ganz unbeachtet liess.

Bei den Mahomedanern richten sich die Tageszeiten nach ihren religiösen Pflichten, sobald die Sonne sich senkt, wird die Zeit, gleichviel ob die Nacht kurz oder lang ist, in zwölf Stunden getheilt, und ebenso rechnen sie von Sonnenaufgang bis zum Untergange zwölf Stun-

den, wobei natürlich in den Wintermonaten ein ungleiches Verhältniss stattfindet; in den Aequinoctien allein sind ihre Stunden mit den unsrigen gleich, doch so, dass der Mahomedaner zwölf Uhr unser ein Uhr ist. Die Hindus theilen Tag und Nacht gleichmässig in vier Zeiten, der Tag beginnt bei ihnen mit Sonnenaufgang und endet mit deren Untergang; jede dieser Zeiten zerfällt in Gharys von 24 Minuten Dauer, mithin sind im Sommer die Tageszeiten länger als im Winter und umgekehrt; indess, wo die Eingebornen in Verbindung mit den Briten stehen, haben sie deren Tageseintheilung angenommen.

Den ersten Tag meines Hierseyns machte mich mein Freund mit den vornehmsten Familien bekannt, wobei ich Gelegenheit hatte, die prächtigen Häuser und kostbaren Einrichtungen kennen zu lernen. Eine Mauer umschliesst den Vorhof oder Garten; in den unteren Räumen befinden sich das Speise-, die Arbeits- und Fremdenzimmer; die mittlere Etage von einer von Säulen getragenen Veranda umgeben, enthält die Gemächer der Herrin des Hauses und die obere das Schlafgemach; überall sind Badezimmer angebracht, und nirgend fehlt die Panka, um nach Behagen gekühlte Luft einzuathmen. Dwarkanauth Tagore, dessen Bekanntschaft ich im Drawing-room zu London machte, wo dieser geistreiche Hindu sich mit seltener Grazie und Würde zum ersten Male vor seiner Königin verbeugte, sah ich hier in seinem Geschäftslokale wieder. Während in dieser Zeit die

indische Welt an mir vorübergegangen war, hatte er mit seinem scharfen durchdringenden Verstande die europäische geprüft, und blickte auf diese Erfahrungen, als auf die schönste Zeit seines Lebens. Ungeachtet er mit den Seinigen darüber zerfallen ist, so beschäftigte ihn schon wieder lebhaft der Gedanke, dahin zurückzukehren und seinen zweiten Sohn in England erziehen zu lassen. Nach Ram Mohun Roy gehört Dwarkanauth Tagore zu den bedeutendsten Männern seines Volks, auch er kämpft gegen die Verirrungen desselben; aber es fehlt ihm dessen Seelenstärke und moralischer Muth. Dem Geiste und der Gesinnung nach erscheint mir Dwarkanauth mehr ein Christ als ein Hindu zu seyn; wenn gleich er sich nicht von seinem Glauben losgesagt hat und einige von dessen Gebräuchen beobachtet. Seine Gattin lebt streng abgeschlossen und sein ältester Sohn theilt nicht die religiösen Ansichten des Vaters. Wenn man diesen merkwürdigen Mann, der sich durch Geschick und Unternehmungsgeist zu einem der reichsten Kaufleute Indiens emporgeschwungen hat, im Laufe der Unterhaltung beobachtet, wo die kleine zierliche Hand fortwährend spielend sich mit dem Schnurrbart beschäftigt, und das grosse schöne Auge geistvoll um sich blickt, sieht man wie in seinem Innern ein Gedanke mit dem andern wechselt. Dwarkanauth Tagore gehört zu den gastfreiesten Männern Calcuttas, und hatte nicht nur die Güte, mich zu einem Feste nach seiner Villa einzuladen, sondern mir auch das Vergnügen einer Nodge (Bajaderentanz) dabei zgedacht.

Am Abend machten wir einen Spazierritt längs dem Strande, wo sich die vornehme Welt Calcuttas, sowohl Europäer als Indier, wie die zu London im Hydepark, in kühler Abendluft zu ergehen pflegt. Da sieht man dann die schönsten Equipagen, Reiter und Reiterinnen auf und ab sich bewegen, umgeben von einem Tross von Dienern, welche dieser vaterländischen Erscheinung einen pikanten, fremdartigen Anstrich verleihen. Wer dagegen an den Reizen der Natur sich erfrischen will, findet auf dem Wege nach Garten Reach und Allypure den reichsten Genuss; denn hier reiht sich zu beiden Seiten der Strasse Villa an Villa, an Schönheit wetteifernd, und umgeben von den lieblichsten Blumengärten und kleinen Parks. Ueber dem grünen Rasenteppich erheben sich die mannigfaltigsten Gruppen von Mangos, Tamarinden, Pipala, Nismes und Teak, zwischen denen sechszig Fuss hohes Bambusrohr in unzähligen Stämmen mit dem zarten, reizenden Laube seiner langen schwächtigen Blätter in den Lüften spielt. Aus diesem schattigen Dunkel lässt sich zu Zeiten die indische Nachtigall hören (die Bulbul oder Hazardasitana, d. i. der Vogel mit tausend Liedern) oder leuchtende Insekten tauchen bald wie zuckende Flämmchen, bald wie kleine Irrlichter auf; die Luft ist dann von dem köstlichsten Aroma der Blumen und Kräuter angefüllt, welches mit den Abendwinden sich über die Gegend verbreitet.

Da ich die Vormittage der Besichtigung der merkwürdigsten Gebäude und Anstalten widmete, so will ich

Ihnen erst von diesen erzählen. Als Militair nahm das Fort William zuerst meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Es ist ein nach Vauban befestigtes Achtseit, von denen die drei dem Hughly zugekehrten Fronten, um den Strom zu beherrschen, von ihrer regelmässigen Form abweichen. Von den nach dem Lande gelegenen Fronten haben die Bastione zurückgezogene Flanken und Orillons; der Graben ist trocken, mit einer Lunette in der Mitte, kann jedoch vermöge zweier Schleusen unter Wasser gesetzt werden; vor jeder der Courtinen befindet sich ein Ravelin, dessen Facen mit 26 Geschützen besetzt sind. Die halben Bastions, welche nach jeder Seite die fünf regulären Fronten beschliessen, sind durch Contregarden gedeckt, deren Facen gleichfalls von 26 Geschützen vertheidigt werden.

Diese Citadelle wurde im Jahre 1770 durch Lord Clive nach der Schlacht bei Plassey angefangen und kostete bis zur Vollendung zwei Millionen Lt.; aber sie ist in so grossem Maassstabe angelegt, dass zu ihrer Vertheidigung 15,000 Mann erforderlich sind. Im Inneren der Citadelle befinden sich die bombenfesten Casernen, das Arsenal und die Magazine. Die Garnison besteht aus zwei europäischen Regimentern, ein Regiment Sepoys und einigen Compagnien Artillerie; denn das nur 13 Meilen entfernte Barrackpure, wo sich 7000 Mann befinden, ist die Hauptstation für Bengalen. In dem Arsenal sind für 80,000 Mann Waffen aufgehäuft. Dicht bei demselben hat man ein Pumpwerk angebracht, ver-

möge dessen das Ganze in kurzer Zeit unter Wasser gesetzt werden kann; indem vor einigen Jahren ein Feuer, muthmasslich auf Anstiften des Rajah von Nepaul angelegt, eines der Seitengebäude zerstörte und dem ganzen Arsenal den Untergang drohte. Auch wurde ein artesischer Brunnen angefangen, bei dessen Bohrung in einer Tiefe von 150' Hundeknochen zu Tage kamen; indess ist dies Projekt wieder aufgegeben worden.

Eines der merkwürdigsten Gebäude Calcuttas ist die Münze. Sie wurde nach einem Plane des Major Forbes im Jahre 1824 angefangen, und nach sechs Jahren vollendet. Dieselbe, unbezweifelt die grösste Münze der Welt, liegt am Strande $26\frac{1}{2}'$ tief unter der Erde und 60' über derselben, und ist im dorischen Style erbaut, dessen mittelster Porticus dem Tempel der Minerva zu Athen nachgebildet ist. Sechs Dampfmaschinen setzen die verschiedenen Werke, sowohl zur Prägung des Geldes, als zur Anfertigung der nöthigen Instrumente in Bewegung, wobei gegen 3000 Menschen, mehrentheils Eingeborne, beschäftigt sind. Es können täglich in sieben Arbeitsstunden zwei Lack geprägt werden, und seit dem Jahre 1831 sind bereits an 200 Millionen Rupien aus derselben hervorgegangen. Da ich hier der Quelle gedenke, von welcher aus die Summen geprägten Geldes über Indien verbreitet werden, so will ich daran auch die Einnahmen und Ausnahmen dieses grossen Reiches anknüpfen. Nach einer vom Obersten Sykes den Directoren der ostindischen Compagnie vorgelegten Uebersicht der Einnahmen

und Ausgaben Indiens in den vier verschiedenen Zeiträumen der Jahre 1809 — 10, 1819 — 20, 1829 — 30, 1838 — 40 ergaben sich folgende Resultate.

In der Präsidentschaft Bengalen betrug die Einnahme im Jahre 1809—10 die Summe von 8,445,601 Lt., und zwar: die Landtaxe und Abkarry (Abgabe auf geistige Getränke) 5,980,802 Lt., der Zoll 444,932 Lt., das Salz 1,284,334, Opium 646,485, Stempel 52,980 Lt. und die Post 38,707 Lt. Nach Abzug der Verwaltungskosten ergab sich eine reine Einnahme von 7,817,981 Lt. Im Jahre 1819 — 20 war die Nettoeinnahme 8,851,546 Lt.; im Jahre 1829 — 30 9,751,329 Lt. und im Jahre 1839—40 ergab sich eine Einnahme von 10,606,627 Lt., netto von 9,527,984 Lt.; und zwar: die Landtaxe und Abkarry 7,411,578 Lt., Zölle 561,230 Lt., Salz 1,841,334 Lt., Opium 398,689 Lt., Stempelgebühren 309,524 Lt., die Post 84,272 Lt., Tribut und Subsidien 212,869 Lt. und von den Prinz Walesinseln 430,818 Lt. Die Ausgaben stiegen mit den Einnahmen in folgender Weise: Im Jahre 1809 — 10 kostete die Civil- und politische Verwaltung 543,054, Lt., 1819 — 20 838,676 Lt., 1829 — 30 793,076 Lt. und 1839 — 40 855,130 Lt.; die Justiz 584,399 Lt., 576,751 Lt., 559,452 Lt. und 846,725 Lt.; die Polizei 148,546 Lt., 164,081 Lt., 143,191 Lt. und 208,628 Lt.; die Marine 64,738 Lt., 90,790 Lt., 90,709 Lt. und 107,606 Lt., das Militair 2,972,788 Lt. 3,822,909 Lt., 3,498,462 und 4,115,150 Lt.; und Interessen für die Schuld 1,383,881 Lt.,

1,551,045 Lt., 1,134,851 Lt. und 1,252,873 Lt. Es blieb ein Ueberschuss von 1,166,220 Lt., 1,115,980 Lt., 2,138,871 Lt. und 1,421,203 Lt. übrig; auf die Münze, Bauten aller Art und die Verwaltung der Prinz von Walesinseln wurden die dazu nöthigen Summen verwendet.

Die Einnahme der Präsidentschaft Madras war im Jahre 1809 — 10 4,518,265 Lt. und zwar: Landtaxe, Abkarry u. s. w. 3,624,755 Lt., Zoll 251,279 Lt., Salz 228,572 Lt., Stempel 8,214 Lt., Post 14,689 Lt. und Subsidien von Mysore, Travancore und Cochin 390,756 Lt. Nach Abzug der Verwaltungskosten verblieben netto 3,620,657 Lt. Im Jahre 1819 — 20 betrug die reine Einnahme 3,757,355 Lt., 1829 — 30 3,445,910 Lt. und 1839 — 40 3,478,547 Lt. netto und 4,137,898 Lt. ohne Abzug der Einziehungskosten. Die einzelnen Zweige stellten sich folgendermassen heraus: Landtaxe, Abkarry und Motarpha 3,337,840 Lt., Zoll 384,645 Lt., Salz 349,259 Lt., Stempel 45,362 Lt., Tabak 57,504 Lt. und die Post 30,639 Lt. — Für diese Zeiträume ergaben sich als Ausgabe: Im Jahre 1809 — 10 kostete die Civil- und politische Verwaltung 164,065 Lt., im Jahre 1819 bis 20 206,416 Lt., im Jahre 1829 — 30 273,623 Lt. und im Jahre 1839 — 40 302,763 Lt.; — die Justiz 216,668 Lt., 247,506 Lt., 231,769 Lt. und 249,955 Lt.; — die Provinzialpolizei 71,987 Lt., 96,456 Lt. 63,052 Lt. und 62,392 Lt.; die Münze im Jahre 1819 bis 20 10,693 Lt., 1829 — 30 16,833 Lt. und 1839

bis 40 1,164 Lt., die Marine 1819—20 5,499 Lt., 1829—30 11,078 Lt. und 1839—40 2,813 Lt.; das Militair 2,581,107 Lt., 3,033,654 Lt., 2,633,600 Lt. und 2,764,963 Lt.; — Bauten 57,063 Lt., 65,712 Lt., 46,772 Lt. und 47,318 Lt., und die Interessen für die Schuld 372,416 Lt., 91,419 Lt., 169,183 Lt. und 47,179 Lt.

In der Präsidentschaft Bombay betrug die Einnahme im Jahre 1809—10 553,338 Lt., und zwar: Landtaxe und Abkarry 444,585 Lt., Zoll 101,853 Lt., Salz 1,711 Lt. und Post 5189 Lt.; es verblieb ein Netto von 477,491 Lt. Im Jahre 1819—20 war eine Nettoeinnahme von 1,122,206 Lt., 1829—30 von 1,729,356 Lt. und 1839—40 von 1,817,456 Lt.; letztere ergab sich aus folgenden Quellen: die Landtaxe und Abkarry 1,731,436 Lt., Zoll 220,876 Lt., Salz 130,063 Lt., Opium 18,451 Lt., Stempel 46,073 Lt., Post 16,941 Lt. und Subsidien von dem Rajah von Catsch 18,588 Lt. — Die Ausgaben betrugen: im Jahre 1809—10 die Civil- und politische Verwaltung 104,368 Lt., im Jahre 1819—20 113,862 Lt., im Jahre 1829—30 293,067 Lt. und im Jahre 1839 bis 40 531,941 Lt.; — die Justiz- und Polizeiverwaltung 47,850 Lt., 83,421 Lt., 229,659 Lt. und 230,238 Lt.; die Marine 113,372 Lt., 67,616 Lt., 141,322 Lt. und 121,366 Lt.; das Militair 1,062,827 Lt., 1,512,003 Lt., 1,501,080 Lt. und 1,052,145 Lt.; Bauten 32,431 Lt., 16,635 Lt., 92,200 Lt. und 28,032 Lt.; Interessen 267,750 Lt., 24,726 Lt., 17,640 Lt. und 40,720 Lt.

Der Pallast des Generalgouverneurs liegt an der nördlichen Seite der Esplanade mit der Front gegen die Stadt. Es ist ein dreistöckiges Gebäude, mit vier vorspringenden Flügeln, umgeben von einer Colonnade ionischer Säulen, hinter denen sich die schmalen Verandas befinden. Grosse, prächtige Freitreppen bezeichnen den Haupteingang, unter denen kleine Portale in die unteren Räume führen. Obgleich die Verhältnisse manches zu wünschen übrig lassen, ist dieser Pallast doch eine grossartige Erscheinung. Der Erbauer, Capitain Wyatt, welcher ihn mit einem Kostenaufwande von 130,000 Lt. herstellte, hat das Innere mit ebenso viel Bequemlichkeit als Geschmack und Eleganz auszuführen gewusst. Die unteren Räume werden zu Geschäftslokalen benutzt, in der Mitte der ersten Etage befindet sich eine grosse Marmorhalle, von einer Säulenreihe umgeben, nebst drei prachtvollen Gemächern, welche zu Mittagsfesten benutzt werden; über denselben in der dritten Etage liegen die Ballsäle. Seidene Divans, grosse Spiegel und kostbare Kronleuchter schmücken die Räume. In den vier Flügeln, die vermöge bedeckter Gallerien mit dem Hauptgebäude in Verbindung stehen, sind die Wohngemächer des Generalgouverneurs und seiner Umgebung. Unweit dieses Palastes steht die dem General Ochterlony zu Ehren errichtete 165' hohe Säule; die Basis derselben in ägyptischem Style, der obere Theil ist nach dem Modell einer Säule in Syrien erbaut. Eine Wendeltreppe führt zur höchsten Spitze, von welcher sich die fernste Aussicht

über die Stadt, die Ufer des Hughly bis nach Barrackpure und Fort Gloucester darbietet. — Die Kathedrale und die sechs Kirchen Calcuttas, unter denen sich drei katholische befinden, machen sich als Bauwerke nicht besonders geltend; noch weniger ausgezeichnet ist das Theater.

Nachdem ich hier schon einige kleine Festlichkeiten erlebt, auch einem zu Ehren meines Freundes vom Deputy-Governor veranstalteten grossen Mittagsfeste im Pallast des Generalgouverneurs beigewohnt, sollte der erste Sonntag bei Dwarkanauth Tagore in seiner herrlichen Villa zugebracht werden. Dieselbe liegt fünf Meilen von Calcutta in einem kleinen lieblichen Park, welcher im englischen Style angelegt, alle Reize und Schönheiten der tropischen Natur vereinigt. Ein anmuthiger Rasenteppich, dessen frisches Grün mit einem Mosaik von Blumenbeeten geschmückt ist, und durch den sich ein Teich hinzieht, um welchen Mangos, Tamarinden und Bananen gruppenartig gereiht sind, umgiebt diesen stillen, einsamen Aufenthalt; kleine Wäldchen von Cocos und Fächerpalmen schliessen sich, es begränzend, daran an. Es ist gemeinhin der Zufluchtsort für junge Eheleute, welchen der gastfreie Besitzer gestattet, hier die Honigmonate der Liebe zu verleben. Die Villa, ein zweistöckiges Gebäude, ist ganz im europäischen Style eingerichtet, und mit vielen Kunstwerken der Skulptur und Malerei geschmückt; unter letzteren fiel ein lebensgrosses Bild einer schönen Indierin zuerst in die Augen,

welche auf einem seidenen Kissen ruhend, eine ungemein anziehende Erscheinung war. Mit einem gewissen Stolze zeigte mir Dwarkanauth diese vollendete Schönheit, die seinem Herzen nahe gestanden zu haben schien.

An unserem Mahle nahmen des Wirths Brüder und sein Neffe Theil, wobei er weder an den köstlichsten Weinen, noch am Braten des geheiligten Thieres fehlte. Nach demselben erschienen sechs Bajaderen mit ihren Musikanten, an denen, wie gewöhnlich, weniger der Tanz zu bewundern ist, als die zarten niedlichen Füße und Hände und schönen Formen des Körpers. Zuletzt arteten die Bewegungen so sehr ins Anstössige aus, dass wir das Ende dieser Nodge herbeiwünschen mussten. Die moralischen und sittlichen Begriffe der Indier, selbst wenn sie sich zu einem so hohen Standpunkt, wie unser Wirth einnimmt, emporgeschwungen haben, sind jedoch so abweichend von den unsrigen, dass sie das Unschickliche, was sich hier zeigte, gar nicht fühlen. Zwei dieser Tänzerinnen, sehr liebliche Erscheinungen, setzten sich nach dem Tanze zu uns; die eine, ein dreizehnjähriges Mädchen muselmännischer Eltern, welche in frühester Kindheit die Ihrigen verloren hatte, erzählte mir, dass die Noth sie gezwungen habe, sich dieser Kunst zu widmen.

Auf diesen interessanten Tag bei einem europäisirten Indier, wurde mir der Anblick eines Festes der Hindus gewährt. Als ich nämlich am 26. März vor Sonnenaufgang nach dem Strande ritt, sah ich schon auf dem Wege

dahin von allen Seiten Männer, Frauen und Kinder, in netten weissen Gewändern dem Ganges zueilen. Es war heute einer jener Tage, wo es ein besonderes Verdienst ist, in des Stromes heiligem Wasser seine Sünden abzuwaschen. Blumenverkäuferinnen boten duftende Blumen und Blüthen in zierlichen Kränzen, Ringen oder Sträussen den Vorübergehenden feil; Arme und Krüppel hatten weisse Tücher auf dem Boden ausgebreitet und nahmen bittend und singend der Frommen Mitleid in Anspruch. Beinahe Jeder, selbst die Unbemitteltesten, warfen Geld, Korn oder Reiskörner als Gabe hin.

Aber an dem Flusse selbst zeigte sich das bewegteste Leben in malerischen Gruppen. Ueberall sah man Männer, Frauen und Kinder sich in den Wellen tummeln, die Frauen, von denen mehrere in schönen Wagen kamen, oder im Palankin herangetragen wurden, gingen, von ihren Dienerinnen begleitet, mit den zarten Gewändern und tief verschleiert in den Fluss, streuten erst Blumen in denselben und tauchten sich dann in sein entsühnendes Wasser; Mütter übergossen ihre Töchter und kleinen Kinder. Sobald die vornehmern Frauen das büssende Geschäft vollendet, wechselten sie, umstellt von ihren Dienerinnen, mit Geschicklichkeit und Zartheit die nassen Gewänder gegen trockene und schlüpften schnell, um nicht gesehen zu werden, in ihre Wagen oder Palankine. Aber dennoch ist dies eine Gelegenheit, einen Blick in die schöne Frauenwelt Indiens zu werfen, und es sind nicht nur die höheren Stände, deren edle, liebliche

Formen und hellere Farbe in die Augen fällt, sondern auch die Unverschleierten zeigen, wenn sie in der Lebensblüthe, im funfzehnten Jahre sind, anmuthige, ja schöne Gestalten. An einigen Orten sah ich mehrere hundert Männer nach dem Klange der Pauke, des Bekkens und der Geige im Wasser jubelnd sich bewegen; während am Ufer, zunächst der Badeplätze, im höchst komischen Gruppen Barbieri mit unablässiger Emsigkeit bald am Kopfhaar, bald am Barte, ihr Geschäft verrichteten.

Es erinnerte mich dieses Fest an ein anderes, sehr poetisches, welches vorzugsweise von den Frauen und Mädchen der Hindus gefeiert wird. An einem Tage im Jahre nämlich, wenn die Sonne sich ihrem Untergange zuneigt, eilt die weibliche Welt aus weiter Ferne mit kleinen aus Holz geschnitzten Kähnen zum Ganges. Dann sieht man, so weit das Auge reicht, Tausende von weissen Gestalten ihre Kähnen, auf denen sich eine brennende Lampe befindet, in den Fluss setzen. Jede verfolgt mit ängstlicher Spannung das von den Wellen geschaukelte Schiffchen mit ihrem Hoffnungslichte, an dessen Erhaltung irgend ein Wunsch sich knüpft. Bleibt es so lange sichtbar, als das Auge es zu verfolgen vermag, dann wird der dem Strom anvertraute stille Wunsch erfüllt; erlischt es aber früher, so ist auch die gehegte Hoffnung untergegangen. Und, obgleich oft tausende solcher kleinen Lämpchen von den Wellen bergauf, bergab geschaukelt werden, so soll doch Jedes die Seinige zu un-

terscheiden wissen. Die vielen weissen Gestalten im Abendschimmer, die sich hin und her bewegen, und die Menge schwimmender Lichterchen auf der weiten Wasserfläche, erscheinen wie die Geister und Zeichen einer anderen Welt.

Ein Ausflug nach Dam-Dam, dem Woolwich Indiens, war das Geschäft eines ganzen Tages. In Gesellschaft eines meiner Bekannten, des Capitain Mackintosh, fuhr ich erst nach der am äussersten Nordende hart am Wasser gelegenen Stückgiesserei, und nahm hier bei dem Vorsteher derselben, Capitain Wilson, das Frühstück ein. Diese Kanonengiesserei, in jedem Betracht zweckmässiger als die zu Woolwich, enthält einen Bohrsaal, in welchem zwölf metallene Röhre zu gleicher Zeit gebohrt werden können; denn die eisernen lässt sich die Regierung aus Europa kommen. Während meiner Anwesenheit wurden sechs Geschütze gegossen, indess sind die Einrichtungen von der Art, dass die dreifache Anzahl in Guss genommen werden kann. Gegen Mittag erreichten wir Dam-Dam, wo ich der Güte des Capitain Buckle die lehrreichen und interessanten Stunden verdanke.

In diesem Artilleriedepot werden alle aus Europa eintreffenden jungen Officiere und die Rekruten für den praktischen Dienst ausgebildet, und dann zu den Regimentern entsendet; wobei jedoch oft so geeilt wird, dass der Officier schon nach einem Jahre und der gemeine Mann nach sieben Monaten seinen Cursus vollendet haben muss. Das Messlokal der Officiere ist nicht ohne Luxus einge-

richtet und enthält ausser einem Speise- und Billardsaal eine ausgewählte Bibliothek, eine Modellkammer und eine Sammlung merkwürdiger Waffen.

Sehr originell und einzig in seiner Art war mir die hier befindliche Elephantenbatterie, deren Uebungen ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Zwei Elephanten hintereinander gespannt, oder auch Einer in einer Gabel, ziehen ein 9pfündiges Geschütz mit der grössten Leichtigkeit. Die Bewegungen wurden sehr schnell und präcise ausgeführt, was nicht ohne Schwierigkeiten ist, weil die Mahouds nicht zu den Einsichtsvollsten gehören. Auch hat es viele Versuche gekostet, dem Gespann die nöthige Festigkeit zu geben; denn die unglaubliche Körperkraft, mit welcher sich der Elephant ins Geschirr wirft, erfordert ein zugleich starkes und elastisches Material. Ob diese Elephantenbatterie im Gefecht anwendbar seyn wird, bleibt sehr zweifelhaft, weil der Elephant sehr furchtsam ist und namentlich das Feuer scheut; jedenfalls aber ist er ein sehr brauchbares Zugthier zur Heranschaffung schwerer Geschütze und besonders in aufgeweichtem Boden.

Es war von meinem Freunde beschlossen worden, mir auf zwei Tage den Genuss des indischen Landlebens, in der Sommervilla des Generalgouverneurs zu Barrackpure, zu verschaffen, und mit diesem kleinen Streifzuge sollte zugleich eine Besichtigung der Lehranstalten zu Hughly verbunden werden, welche mir Herr Bailey, unter dessen unmittelbarer Beaufsichtigung dieselben ste-

hen, zu zeigen versprochen hatte. In Gesellschaft dieses menschenfreundlichen jungen Mannes fuhr ich an einem kühlen Morgen nach dem 26 Meilen entfernten Hughly.

Eine der schönsten Kunststrassen, von einer Allee üppig prangender Mangos, Tamarinden, Banjanen, Nismes- und Teakbäume eingefasst, deren Laub in Farbe und Gestalt mannigfaltig wechselt, führte uns durch die paradiesische Niederung an niedlichen und zierlichen Landhäusern vorüber, welche bald unter dem Schatten jener Bäume und des Bambus lagen, bald von kleinen Cocoswäldchen umgeben waren. Jenseit Barrackpure liessen wir uns über den Hughly setzen passirten dann das den Dänen gehörige Tranquebar und bald darauf Chandernagore, wo nicht nur die hundert Sepoys in französischen Uniformen, sondern auch die Physiognomien vieler Eingebornen an die französische Nation erinnern. Da ich Ihnen über die Schulen eine besondere Mittheilung zu machen gedenke, so übergehe ich das davon hier Gesehene und Erlebte.

Ich kehrte nach vierstündigem Aufenthalte in Hughly nach Barrackpure zurück, wo bereits in der Villa des Generalgouverneurs ein Zimmer für mich eingerichtet war, und wenige Stunden später auch Herr Maddock daselbst eintraf. Diese Villa, ein kleines, in edlem Style gebautes Schlösschen, liegt dicht am Hughly, am Ende eines grossen Parks. Die untere Etage, zum Aufenthalt für die Dienerschaft bestimmt, umgiebt eine gewölbte Veranda; in der oberen befinden sich grosse, schöne Säle zu klei-

nen Festlichkeiten und die Wohngemächer; vier Schlafzimmer nebst ebenso vielen Badegemächern liegen an den vier äussersten Ecken, und luftige Verandas treten nach Norden und Süden heraus. Alle Räume sind höchst bequem und fürstlich eingerichtet. Zum Aufenthalte für die nächste Umgebung des Generalgouverneurs sind drei niedliche, unweit davon gelegene Bangalows bestimmt. Ein kleiner Blumengarten zieht sich um diese Villa, an den sich der Park mit seinen grünen Matten und schönen Baumgruppen anschliesst; am entgegengesetzten Ende liegt eine Menagerie, welche zu den ausgesuchtesten der Erde gehören könnte; aber wie der Wärter sagte: „der eine Generalgouverneur interessirt sich dafür, der andere wieder nicht.“

Die Aussicht nach dem Hughly ist entzückend; der breite Strom, umgeben von Landhäusern, Gärten, Pagoden, Freitreppen und Palmwäldchen, zeigt ein fortwährendes Leben von Kähnen oder Badenden, und am Abend erleuchten unzählige Lämpchen die Ufer. Bei dem Anblick dieser herrlichen Scenerie erneuerte sich mir der schon so oft gefühlte Wunsch, mit einem Zauberschlage dies das Innere aufs tiefste bewegende Bild über Meer und Land meinen Freunden in der Heimath senden zu können; aber ach, die Macht der Feen ist längst gebrochen, und nur wenig Sterblichen ist es vergönnt, wie Fürst Pückler, die Natur in ihren geheimsten Tiefen zu belauschen, und was Claude Lorrain mit Farben gelang, durch das Wort zu erreichen. In dieser wunder-

schönen Umgebung verlebte ich mit meinem Freunde in ländlicher Stille und Einsamkeit zwei unvergessliche Tage. Die Abende wurden im Familienkreise des Herrn Grant zugebracht, welcher am Hughly eine schöne Villa bewohnt, und sich ungeachtet seines hohen Alters der besten Gesundheit und voller Geistesfrische erfreut.

Wir kehrten nach Calcutta in einer schönen Gondel zurück, welche ein reicher Parse uns abzuholen geschickt hatte. Eine Wasserfahrt auf dem Hughly, bei aufgehender Sonne, ist ein hoher Genuss; denn von dem Strome aus gesehen, entfaltet die Landschaft ihre grössten Reize, bald sind es freundliche Landhäuser unter dem Schatten der mannigfaltigsten Baumgruppen, dann wieder kleine Palmwälder, oder Dörfer mit ihren am Ufer errichteten Pagoden und in den Strom herabsteigenden prächtigen Freitreppen, gewöhnlich sieht man sechs solcher kleinen Tempel, von denen die eine Hälfte der einen, die andere wiederum einer anderen Dorfschaft gehört, wie der verschiedene Anstrich andeutet; dahinter gegen den Strom liegt eine Säulenhalle, damit die Badenden unter deren Schatten gegen die Sonne geschützt sind. Hier sieht man Alt und Jung zu Hunderten sich im heiligen Wasser tummeln. Widerlich ist nur der Anblick der vom Strome getriebenen Leichname, welche auf das Auge und die Geruchsnerven gleich empfindlich einwirken, und die poetische Stimmung sehr unangenehm unterbrechen. Sobald wir bei der Kanonengiesserei vorüber waren, näherten wir uns mehr und mehr dem von Kriegs-, Kauf-

farthei- und Dampfschiffen belebten Ströme, deren Wald von Masten mit ihren Wimpeln, Flaggen und Segeln der Landschaft plötzlich ein verändertes Ansehn giebt. Calcuttas Handel ist so bedeutend, dass in den letzten Jahren durchschnittlich jährlich 550 Seeschiffe einliefen *). Wir mussten uns durch diese schwimmende Stadtförmlich durchwinden, um die Esplanade zu erreichen, wo unser Wagen bereits wartete und uns schnell der Wohnung zuführte.

Eines Nachmittags unternahmen wir eine Fahrt nach dem drei Meilen entfernten botanischen Garten. Wir fuhren längst Garten Reach am linken Ufer des Hughly, wo zu beiden Seiten der Strasse die schönsten Gärten und prächtigsten Landhäuser gelegen sind, unter denen das des Oberrichters, Sir Lorenz Peel, wie ein kleines Feenschloss hervortritt. Demselben gegenüber breitet sich längs dem rechten Ufer in weiter Ausdehnung der botanische Garten aus. Es ist unbezweifelt einer der reichsten und schönsten Gärten der Welt, in welchem ausser einigen europäischen Gewächsen, alle Pflanzen und Bäume Indiens, ja man kann sagen von ganz Asien und

*) Die Marine der Präsidentschaft besteht aus 8 Kriegsdampfschiffen mit 722 Pferdekraft, von denen 2 Schiffe, jedes von 220 Pferdekraft, ausgerüstet sind; ausserdem gehören zu derselben 4 eiserne Kriegsdampfschiffe, jedes von 100 Pferdekraft, 4 eiserne Ziehdamfböte von 60 Pferdekraft nebst ebenso vielen eisernen Personenbooten und 18 Pilotenschiffe. Im Jahre 1843 liefen 571 Seeschiffe mit einem Gehalte von 236,264 Tonnen in den Hafen von Calcutta ein.

dem südlichen Afrika, cultivirt werden. Sein erster Vorsteher, Oberstlieutenant Ryd, begründete vor einigen und funfzig Jahren diese Anlagen, und nach ihm setzten Dr. Roxburg und Herr Wallich mit ebenso viel Sachkenntniss als Eifer das Unternehmen fort. Es ist hierbei der Zweck, nicht sowohl alle nur möglichen Frucht- und Gemüsesorten Europas und Indiens zur höchsten Vollkommenheit zu bringen, sondern auch Blumen, medicinische, Thee- und Kaffeepflanzen und die nützlichsten Baumgattungen zu gewinnen, um die Gärten Indiens und Europas damit zu versorgen. Die Anzahl der Species, welche bloss zu den Vorrathsgärten in Gemüsen, Früchten und Blumen cultivirt werden, beträgt 1200; beinahe $\frac{1}{5}$ der sämmtlich gezogenen Species; desgleichen wird eine ganz besondere Sorgfalt der Cultur medicinischer Pflanzen gewidmet. Von Teak, Sissu und Mahagoni sind viele hundert Stämme an Privaten vertheilt worden. In einem Jahre wurden 16,000 Pflanzen an 300 Theilnehmer überlassen, und 42,000 Theepflanzen von chinesischem Saamen, nach Assam, Kamaon und Sirmur versendet. Für die Bewohner Calcuttas ist dieser unvergleichliche Garten, in dem die Pflanzenwelt der halben Erde vereinigt ist, ein Zufluchtsort in heissen Tagen, um sich von den Mühen des Lebens, in der herrlichen Natur zu erholen und zu neuer Thätigkeit zu kräftigen.

Das gesellige Leben in Calcutta ist ebenso, wie das der übrigen Städte Indiens, durch das Clima bedingt,

und unterscheidet sich von dem jener Orte nur durch den grösseren Aufwand, durch Luxus und Pracht. Auch in Gastfreiheit steht Calcutta in keiner Art nach, wenigstens sind mir so viele Beweise davon zu Theil geworden, dass ich die Erinnerung daran für das ganze Leben bewahren werde. Wenn die erste Morgenröthe anbricht, rüstet sich Vornehm und Gering, die einen zu Ausflügen, die anderen zum Tagewerk; denn in heissen Tagen sind es nur die frühen Morgen- und die Abendstunden, welche dem Europäer erlauben, sich in freier Luft zu ergehen. In der neunten Stunde, nachdem ein Bad den Körper erfrischt, vereinigt man sich zum Frühstück; dann geht Jeder seinen Geschäften bis 2 Uhr nach, die Damenwelt ist im Hause oder mit Besuchen und Einkäufen beschäftigt, die Männer sind in ihren Amtswohnungen thätig. Um diese Zeit vereinigt ein warmer Imbiss den Kreis von Neuem, und Jeder geht wiederum an sein Geschäft, umgeben von Dienern, welche ihm vermöge der Panka oder eines grossen Fächers Kühlung zuwehen; damit man aber dabei nicht durch die Gegenwart des Dieners belästigt wird, dreht sich die Leine, welche von der Panka ausgeht, auf Rollen und ist nach den Corridors geleitet. Von Hitze und Anstrengung erschöpft, sucht Alles, wenn sich die Sonne ihrem Untergange zuneigt, Erholung zu Pferde oder zu Wagen, am Strande oder nach Garten Reach und Allypure. Auf diesen Spazierritten trifft es sich wohl, dass man Eingebornen im Palankin begegnet, welche emsig die englische Zeitung le-

sen, oder Unglücklichen, die von der Cholera befallen sind und hüllos am Wege liegen bleiben würden, wenn nicht ein Europäer sich ihrer erbarmte. Um 8 Uhr versammelt man sich zu den Mittagsgesellschaften, welche dem Wirthe nicht die geringsten Umstände machen, denn seine Dienerschaft ist so eingeübt, dass er nur nöthig hat, dem Khansamah (Buttler) und Kitmatgar (Tafeldecker) die Anzahl der Gäste anzugeben, und die Tafel wird zum Empfange bereit seyn; selbst an Eis fehlt es niemals, welches von Amerika in grossen Blöcken kommt, und in einem besonderen Hause aufbewahrt wird. In der kühleren Jahreszeit giebt das Theater, Musik oder Bälle dieser einförmigen Lebensweise einige Abwechselung. Von der Regel aber, dass eine Mittagsgesellschaft nicht unter der Zahl der Grazien und nicht über die der Musen seyn soll, wird sehr abgewichen; denn ich habe nur allein in der Town-Hall beim Juniorklub ein solches kleines Fest erlebt.

Als die Nachricht von dem Siege Sir Charles Napier gegen die Amyre bei Heiderabad eingetroffen war, hatte ich beschlossen, voraussetzend, dass sich ein anhaltender Krieg daran anreihen würde, mich dahin zu begeben, und die Regierung um die Erlaubniss gebeten, auf einem von den zum Dienst für den Indus bestimmten Dampfböten, Nemesis oder Pluto, mich einschiffen zu dürfen. Der gütigen Verwendung des Herrn Maddock verdanke ich die Bewilligung. Beide Schiffe waren erst vor einigen Wochen von dem Kriege aus China heimge-

kehrt und sollten am 6. April die Anker lichten. Wenn ich dabei auf mein Leben in Indien zurückblicke, so sind es nicht nur die reichen und schönen Erfahrungen, an welchen das späteste Alter noch zu zehren haben wird, sondern auch die vielen Beweise von Wohlwollen und Freundschaft, welche mir zu Theil geworden sind, und die wie erwärmende Lichtpunkte darin hervortreten; aber besonders unvergesslich werden mir die Stunden seyn, welche ich in der Gesellschaft des Herrn Maddock verlebte. Dieser edle Staatsmann verehrte mir beim Abschiede einen ebenso schönen als kostbaren Säbel, mit dem Wunsche, dass ich ihn zum Andenken meiner Freunde in Indien tragen möchte.

In der Mitternachtstunde des 5. April sagte ich demselben Lebewohl, und schiffte mich auf dem Pluto ein. Es ist ein Dampfschiff von hundert Pferdekraft, flach gebaut und bedarf kaum 4' Wasser; daher war beschlossen, dass wir durch die Palkstrasse über die Adamsbrücke gehen sollten. Auser dem Capitain, einem erfahrenen Seemann, befanden sich noch drei Officiere und ein Arzt auf demselben; aber unsere Matrosen, meist Lascaris, waren in der Eile aus allen Enden der Welt zusammengetrieben: Muselmänner, Araber, Portugiesen und Chinesen, mehrentheils träges unzuverlässiges Volk. Wir hatten eine Million Rupien mitbekommen, welche in Bombay abgeliefert werden sollte. Auch hatte General Walker nebst Familie den Pluto gewählt, um sich nach seiner neuen Garnison Madras zu begeben.

Den 6. April, Morgens 7 Uhr, bei nebligem Wetter, lichteten wir den Anker und fuhren unter dem Zuruf und den Glückwünschen der Schiffsmannschaften den Hughly herab. Gegen 9 Uhr umgab uns der schöne dunkelblaue Himmel und die Sonne sandte mit erneuerter Kraft ihre Gluth herab. Die Fluth, der Strom und unsere Maschine trieben uns so schnell dahin, dass wir schon um 6 Uhr bei Kedgery vor Anker gingen; denn wir sollten mit der Nemesis gemeinsam in See gehen, und der Capitain hatte beschlossen, deren Ankunft hier abzuwarten. Wir bekamen dieselbe erst am andern Morgen um 9 Uhr zu sehen, setzten sogleich die Maschine in Thätigkeit und steuerten, von der Nemesis begleitet, dem ersten Leuchtschiff zu. Je näher wir der See kamen, desto stärker wurde der Wind und desto bewegter das Meer, so dass die Nemesis, deren Maschine in China schon etwas gelitten, uns nicht mehr folgen konnte. Als wir in der Nacht um 12 Uhr die Pilotenfregatte erreichten und unsern Piloten absetzten, konnten wir ihre Laterne noch sehen; aber eine Stunde später war die Nemesis unseren Blicken entschwunden.

Am 8. April fiel der Barometer bedeutend, und alle Anzeichen eines Sturmes liessen sich sehen; auch nahm die Heftigkeit des Windes so überhand, dass unser kleines Schiff von den Wellen fortwährend überschlagen und nach allen Seiten hin und her geschleudert wurde. Die Bewegungen waren so unregelmässiger Art, dass ich zum ersten Male seekrank wurde; ein

Uebel, welches die meisten Matrosen mit mir theilten. Sonntags den 9. artete das Wetter in einen förmlichen Sturm aus, das schöne Blau des Himmels war verschwunden, ein lichtgrauer Schleier umgab uns, durch den die Sonne strahlenlos einen melancholischen Schein herabsendete, und zu Zeiten von kleinen schwärzlichen Wolken verdunkelt wurde. Obgleich unsere Maschine mit aller Kraft arbeitete, so brachte uns dies kaum zwei Meilen in der Stunde vorwärts, die Wellen hatten bereits die Planken an den Schaufelrädern herabgerissen und unser Kohlenbestand war so zusammengeschmolzen, dass wir, selbst unter den günstigsten Umständen, den nächsten, noch 300 Meilen entfernten Hafen Coringi nicht mehr erreichen konnten.

Nachdem der Capitain in der Mittagsstunde den Standpunkt seines Schiffes bestimmt hatte, sah er, Alles erwägend, die Unmöglichkeit das Ziel zu gewinnen, und hielt es für seine Pflicht, nach Calcutta zurückzukehren; ein Entschluss, der dem Capitain sehr schwer, aber durch die Nothwendigkeit geboten wurde. Wir hatten nun den Wind zu unseren Gunsten, konnten die Segel aufspannen, und wurden von dem stets zunehmenden Sturme mit solcher Schnelle getrieben, dass wir den in drei Tagen gemachten Weg in vierzehn Stunden zurücklegten; denn in der Nacht um 12 Uhr bekamen wir schon das Licht der Pilotenfregatte zu sehen, und um drei Uhr trafen wir bei derselben ein. Aber wir mussten beinahe drei Stunden um die Fre-

gatte kreisen, bis es uns gelang, den Piloten aufzunehmen. Mittags 1 Uhr gingen wir in den Hughly ein, und um 6 Uhr ankerten wir unweit Sultanpure; der Telegraph hatte unsere Rückkehr bereits nach Calcutta gemeldet. Den 11. April, Morgens 10 Uhr, hielten wir bereits an der Esplanade, und ich eilte meinen Freund aufzusuchen. Man hatte unsere Fahrt nicht ohne Besorgniss verfolgt, da auch in Calcutta ein heftiger Wind getobt, und fürchtete noch mehr für die *Nemesis*, welche, der Aussage des Piloten gemäss, der Küste zugesteuert war, weil sie sich in der hohen See nicht mehr halten konnte. Herr Maddock erzählte mir zugleich, dass so eben die Nachricht von einem zweiten glänzenden Siege Sir Charles Napier im Sind eingetroffen wäre, nach welchem dieser brave General die dortigen Angelegenheiten für beendet halte. Dies bewog mich nun, mit dem in wenigen Tagen abgehenden Dampfschiff *Hindostan* nach Europa zurückzukehren. Indess habe ich für den Fall, dass ich in Aegypten die Erlaubniss zu einem längern Bleiben in Indien vorfinden sollte, beschlossen, nach Bombay zurückzukehren, um von dort die beabsichtigte Reise nach Caschmir und dem Himalaja anzutreten.

ADEN, den 8. Mai.

Sie finden mich in diesem öden Hafen, in den wir vorgestern glücklich eingelaufen sind, am äussersten Nordwestende der Halbinsel, in einem auf hoher Fels-

spitze gelegenen Bangalow. Zu meinen Füßen, in einem von kahlen, zerrissenen und wilden Felsmassen eingeschlossenen Kessel, liegt eng zusammengedrängt der kleine Ort, umgeben von den Baracken und Bangalows der hier stationirten Truppen, fern in Arabien deuten einige Bäume, die wie kleine Punkte erscheinen, an, dass nicht alle Vegetation verschwunden ist, und nach Westen und Süden erfrische ich mich an dem erhabenen Anblick der unabsehbaren Wasserfläche des Meeres.

Ich verlebte in Calcutta noch drei genussreiche Tage in der Villa meines Freundes zu Allypure, schwelgend in einer herrlichen üppigen Natur. Für die Hindus waren es drei ihrer grösseren Festtage, deren letzter am 13. April mit einem unserem Weihnachtsmarkte ähnlichen Feste schloss; denn als wir in der Abendstunde über die Esplanade ritten, drängten sich hier Tausende von Männern, Frauen und Kindern zwischen Verkäufern, um Süßigkeiten, Fächer, Papierlaternen und Kinderspielzeug aller Art zu erstehen. Alles war in reinlichen weissen Gewändern, und unter den Frauen und Mädchen, welche unverschleiert einbergingen oder achtlos das verhüllende Gewand zurückfallen liessen, zeigten sich so viele hübsche Gesichter und schöne Gestalten, so durchdringende feurige Augen, dass wir unsere Bewunderung nicht unterdrücken konnten. Der letzte Abend wurde in Gesellschaft einiger Bekannten bis zur Mitternachtstunde verlebt, dann trennte ich

mich noch einmal von dem mir so theuer gewordenen Freunde, und fuhr bei hellem Mondschein nach dem am Ende von Garten Reach befindlichen Einschiffsplatz.

Der Hindostan sollte, aller Warnungen ungeachtet, schon am Charfreitage, den 14. April, den Anker lichten; aber eine kleine Ausbesserung an der Maschine machte es nöthig, die Abfahrt auf den folgenden Tag zu verschieben, und selbst an diesem hätte der gefährliche Hughly fast unsern Plan vereitelt, indem das mächtige Schiff von der Stromesgewalt aus seinem Anker gerissen, beinahe gegen eine der Uferbänke geschleudert worden wäre und eine Meile hinabgetrieben wurde.

Mit der ersten Reise des Hindostan begann eine neue Aera der Verbindung zwischen Indien und Europa, und zwar eine directe von Calcutta nach Suez. Was noch vor zwanzig Jahren nach der Ansicht der Meisten ins Reich der Träume gehörte, sollte nun verwirklicht werden. Die orientalische Dampfschifffahrtscompagnie hat, unterstützt von der ostindischen Compagnie, mit den beiden Dampfschiffen Hindostan und Bentinck von 550 Pferdekraft, dies grossartige Unternehmen ins Werk gesetzt. Der Hindostan, befehligt vom Capitain Moresby, der sich einen unvergesslichen Namen in der Marine durch seine trefflichen Vermessungen des rothen Meeres und der Malediven gemacht hat, ist 250' lang und 42' breit und bedarf gegen 3 Faden Wasser. Er hat 110,000 Lt. gekostet und ist, wenn auch nicht ganz

mit Rücksicht auf das heisse Clima eingerichtet, indem seine Cajüten etwas zu klein sind, doch äussert bequem und mit einer an Pracht gränzenden Ausschmückung ausgestattet. In dem grossen Salon, welcher allein 5000 Lt. kostete, findet man alle Bequemlichkeiten und eine ausgewählte Bibliothek; — auch an Bädern fehlt es nicht. Das Oberdeck gewährt den Reisenden in seiner ganzen Länge Raum umherzuwandern. Die Maschine besteht aus zwei gesonderten Werken mit zwei Essen, und enthält vier Dampfkessel; und ausser den gewöhnlichen Rettungsbooten, bilden die Dächer über den Schaufelrädern noch zwei grosse Boote, in deren Jedem 30 Personen ein bequemes Unterkommen finden.

Unsere Gesellschaft, über hundert Reisende, war die gemischteste von der Welt; Officiere mit ihren Frauen und Kindern, Beamte, Schiffscapitaine, Kaufleute und indische Glücksritter. Die meisten meiner englischen Waffenbrüder, unter denen ich nur die Obersten Shelton, Wyld und die Capitains Trower und Houghton nenne, wollten sich von den Anstrengungen des Krieges im Heimathlande wieder erholen; letzterer, einer der bravsten Officiere der Armee, hatte einen Arm verloren, und war der einzig Ueberlebende von einem bei der Catastrophe von Cabul untergegangenen Regimente. Unter meinen Gefährten befand sich auch ein Verwandter der in Indien allgemein bekannten Begam Somru, deren ich hier mit wenigen Worten gedenken will.

Zur Zeit als die Mahratten das Reich des Grossmoguls bedrohten, wusste sich ein Schlesier, Namens Sommer, den die romanhaftesten Schicksale nach Indien geführt hatten, zur Würde eines der ersten Anführer emporzuschwingen und wurde von Najaff Khan, des Königs von Delhi, Cossim Aly Khan, vorzüglichstem Rathgeber, als tributpflichtiger Statthalter in der Provinz Sirhind (in der Mitte des Duab, 80 Meilen nordöstlich von Delhi) eingesetzt. Sommer hatte seine eigenen Truppen und 20 Geschütze, denen einige Europäer vorstanden, unter andern der Italiener Levasso und ein Deutscher, Legois, aus Lüttich. Wenn nicht kriegerische Thätigkeit diesen glücklichen Abenteurer beschäftigte, suchte er Zerstreuung und Erheiterung in den Vergnügungen des Volks, in Tanz und Musik.

Bald nach dem Tode seiner ersten Frau liessen eines Tages Bajaderen um die Gunst bitten, vor ihm tanzen zu dürfen; unter ihnen befand sich ein dreizehnjähriges Mädchen von seltener Grazie und Anmuth; welche einen so tiefen Eindruck auf Sommer machte, dass er ihr den Antrag machen liess, bei ihm zu bleiben. Diese Bajadere, die nachherige Begam Somru, erklärte sich bereit ihm anzugehören, wenn er sie zur Gattin wähle, und versprach ihm zu Liebe sich in die katholische Kirche aufnehmen zu lassen; denn das wandernde Nodgemädchen war listig und klug genug, um bald zu ermessen, dass das Herz des Verliebten für sie auf das Hef-

tigste entbrannte, so dass Sommer ihr seine Hand gab, als sie Miene machte, weiter zu ziehen.

Die Begam befand sich in der ersten Lebensblüthe, und wusste ihren Gatten so zu fesseln und für sich einzunehmen, dass er oft in einsamen Stunden von den Gedanken gepeinigt wurde, er könne sie überleben; — aber der herrschsüchtige Begam wurde der überaus zärtliche Gatte bald überdrüssig, obgleich sie ihn in dem Glauben zu bestärken suchte, dass auch ihr Herz von gleichen Empfindungen beseelt wäre. In einem dieser glücklichen Augenblicke kam die Begam auf den Gedanken, zwei Ringe machen zu lassen, deren jeder mit Gift gefüllt wurde, und gab einen derselben ihrem Gatten mit dem gegenseitigen Versprechen, dass wenn sie je von einander getrennt sein sollten, und der Eine von des Andern Tod hörte, der Ueberlebende mit diesem Gifte seinem Leben ein Ende machen müsste.

Sommer verfiel bald darauf in eine Krankheit, welche ihn an das Lager fesselte. In diesem entkräfteten Zustande traf ihn die Nachricht von einem Aufstande in der Herrschaft, und da Gefahr im Verzuge war, setzte sich die Begam auf einen Elephanten an die Spitze der Truppen, indem sie beim Abschiede ihren Gatten an ihr gegenseitiges Versprechen erinnerte. Wenige Tage nach ihrem Abmarsche kam es zu einem Gefechte, während dessen die Begam einen Vertrauten mit der Nachricht nach Sirhind absandte, dass sie in demselben getödtet worden sey. Kaum hatte Sommer die traurige

Kunde vernommen, so öffnet er seinen Ring, nimmt das Gift und stirbt (1770). Nach anderen Nachrichten soll Sommer natürlichen Todes gestorben sein. Der Aufstand war bald unterdrückt, die Truppen huldigten der Begam, welche von Najaff Khan das Pergannah unter der Bedingung erhielt, drei Bataillons zur Sicherheit der Herrschaft kriegsgerüstet zu stellen.

Kurze Zeit nach Sommers Tode vermählte sich die Begam mit Levasso, dem General ihrer Truppen. Als auch diese Ehe kinderlos blieb, wurde die merkwürdige Frau von einer an höchste Wildheit gränzenden Eifersucht geplagt, welche so weit ging, dass sie ein schönes Mädchen ihrer Umgebung, für die Levasso bei einer Gelegenheit Interesse zeigte, unter ihrem Gemache einmauern liess und sich an deren Gewimmer, Angstgeschrei und Todesschmerz ergötzte. Levasso besass weder die Klugheit noch das Geschick und die Menschenkenntniss seines Vorgängers; eitel und rachsüchtig, wollte er seine Stellung benutzen, um den in den Dienste der Mahratten stehenden General George Thomas zu vernichten, welcher ihm bei mehreren frühern Gelegenheiten seine Ueberlegenheit hatte fühlen lassen.

George Thomas genoss einen grossen Ruf als Feldherr, seine Unternehmungen hatte stets das Glück begünstigt und seinen Kriegern reiche Beute gebracht. Als Levasso unerwartet gegen ihn anrückte, gelang es ihm, in kurzer Zeit eine an Zahl zwar sehr untergeordnete, an Kriegstüchtigkeit aber überlegene Macht

zusammenzubringen. Levois rieth Levasso, sich mit Thomas zu versöhnen; aber Levasso, schon längst eifersüchtig auf die Zuneigung und Liebe der Officiere für Levois, sah hierin einen Verrath und entsetzte den braven Levois seiner Stelle. Die Truppen hierüber erbittert, riefen Zaffer Yab Khan aus Delhi, einen Sohn des Sommer von seiner ersten Frau, auf den Masnad (Thron) von Sirhind.

Ohne Aussicht auf Hülfe, verlassen von ihren Anhängern und Truppen, erkannte die Begam leider zu spät, wie unklug ihr Gatte gehandelt, als er feindlich gegen Thomas auftrat, und sie beschloss, sich von einem Manne zu befreien, der sie nicht zu schützen verstand und ihrer überdrüssig geworden war. Sie erklärte ihm, dass sie ihre Sache für verloren halte, dass sie aber von ihm erwarte, er werde lieber mit Ehren sterben, als schmachvoll seinen Feinden in die Hände fallen. Von ihren vertrautesten Dienern und Dienerinnen begleitet, begaben sie sich flüchtend aus Sirhind, die Begam befand sich in einem Palankin, ihr Gatte folgte dicht dahinter zu Pferde; aber wenige Meilen von Sirhind wurden sie von Zaffer Yabs Truppen eingeholt, gefangen genommen und nach Sirhind zurückgebracht. Auf dem Wege dahin liess sich die Begam einen Dolch geben, entblöste sich die Brust und ritzte sich dieselbe so, dass Blut floss, indem sie dabei in einen ohnmächtigen Zustand verfiel. Bei dem Wehklagen und dem Hülferuf ihrer Dienerinnen fragte Levasso ängstlich,

was der Lärm bedeute, und auf die Antwort, dass sich die Begam getödtet habe, zog er ein Pistol aus seinem Gürtel und erschoss sich. Die Begam verblieb als Gefangene in Sirhind, indess gelang es ihr, den General Thomas zu überreden, sich ihrer Sache anzunehmen, so dass dieser auch in der That gegen Sirhind vorrückte, ihre Wiedereinsetzung bewerkstelligte und Zaffer Yab als Gefangenen nach Delhi abführte.

Seit dieser Zeit regierte die Begam mit unumschränkter Gewalt und mit seltener Klugheit und Umsicht bis zu ihrem 74. Lebensjahre zu Sirhind, woselbst sie ein grosses Schloss bewohnte, welches theils europäisch, theils indisch eingerichtet war. Sie war der persischen Sprache und des Hindostani vollkommen mächtig, und berieth täglich zu bestimmten Stunden die Regierungsgeschäfte mit ihren Officieren, indem sie dabei hinter einem Vorhange sass. Auch bei öffentlichen Derbars zeigte sie sich nur verschleiert. Dagegen liebte sie, mit Europäern den Tafelfreuden nachzugehen, wobei nur weibliche Dienerschaft aufwartete, und sie alsdann in der kostbarsten indischen Tracht, reich mit Juwelen geschmückt, unver Schleiert erschien. Siewar von kleiner Statur, etwas wohlbeleibt, leicht und behende in ihren Bewegungen, im Ausdruck ihrer Züge lag Strenge und Härte, aber noch im spätesten Alter blickte aus den schwarzen grossen Augen ein jugendliches Feuer. In den letzten Lebensjahren wurde sie von Gewissensbissen geplagt,

suchte Trost bei ihrem Beichtvater und gelobte der katholischen Kirche einen Theil ihres Vermögens zu vermachen. Um das Gefühl der Einsamkeit und des Alleinseehens, über welches sie sich oft beklagte, zu mildern, adoptirte sie zwei Kinder eines Gorawallas (Pferdehüters); der Knabe ging als reicher Erbe, unter dem Namen Deysommer, nach England und heirathete die Tochter eines vornehmen Lords, das Mädchen vermählte sich mit einem in ihren Diensten stehenden Major Regalini, dessen in dieser Ehe geborner Sohn von dem kinderlosen Onkel Deysommer nach England eingeladen ward und jetzt mit uns die Reise dahin antrat*).

Obgleich der Hughly zu allen Jahreszeiten selbst für grössere Seeschiffe gangbar ist, so gehört er doch seines verschiedenen Gefälles, seines wechselnden Bettes und seiner heftigen Strömung wegen zu den gefährlichsten Flüssen der Erde. Seine gewaltige Wassermasse breitet sich bald von einer Meile bis zu zwei Meilen aus, und gewinnt schon auf dem halben Wege von Calcutta bis zum Meere eine solche Ausdehnung,

*) Dieser junge Mensch, ein harmloser, aufgeweckter und hübscher Knabe von 16 Jahren, der sich sehr darin gefiel, in die Tracht vornehmer Indier sich zu kleiden, traf vor dem Hause seines Onkels in London in dem Augenblicke ein, als derselbe für wahnsinnig erklärt und ins Irrenhaus gebracht worden war. Die Angehörigen schickten den Verlassenen sofort nach Liverpool, wo eben ein Schiff nach Calcutta abging, welches den trostlosen Knaben wieder nach Indien zurückführte.

dass die von Palmen beschatteten Ufer dem Auge nur wie dunkle Striche und die in seiner Mitte auf- und abziehenden Schiffe wie kleine Punkte erscheinen. Seine Ufer und Inseln sind mit Städten und Dörfern bedeckt, und überall wechseln Palmen mit Reis, Zuckerrohr, Maulbeerplantagen, Obsthainen, Gemüse- und Ananasfeldern.

Wir traten den 15. Morgens 10 Uhr die Fahrt an, konnten jedoch nur mit halber Dampfkraft gehen und mussten schon nach einer Fahrt von 40 Meilen ankern. Den 16. setzten wir uns mit der Fluth abermals in Bewegung, aber bei aller Vorsicht und Sorgsamkeit des Piloten hätte nicht viel gefehlt, so wären wir von der mit unglaublicher Gewalt plötzlich anströmenden Bore gegen das Ufer geschleudert worden, und nur der an Aengstlichkeit gränzenden Wachsamkeit des Piloten, welcher mit Blitzesschnelle ins Steuerruder eingriff, verdanken wir es, diesem Unfalle entgangen zu seyn. Wir gingen Nachmittags bei Diamondhafen vor Anker. Es wäre jedenfalls besser, wenn der Hindostan von diesem Punkte aus seine Fahrt anträte, und Passagiere, Kohlen und Gepäck von Calcutta in kleinen Dampfböten dahin befördert würden. Morgens den 17. wurde der Anker um 9 Uhr gelichtet und die Fahrt mit geschwächter Dampfkraft fortgesetzt; aber schon nach sechs Stunden sah sich der Pilot genöthigt, unweit Kedgery vor Anker zu gehen. Endlich den 18., nachdem wir drei Tage auf einer Strecke von noch nicht hundert Mei-

len zugebracht hatten, näherten wir uns der Bay von Bengalen.

Begünstigt von dem schönsten Wetter und einer wenig bewegten See, setzten wir Mittags den Piloten auf der Pilotenfregatte ab und steuerten hoffnungsvoll dem nächsten Ziele, der Rhede von Madras zu. Unsere Gesellschaft war von dem heitersten Tone beseelt, denn wir eilten ja dem Heimathlande zu, wo Jeder die Angehörigen und Freunde wiederzusehen hoffte, und schon im Geiste die genussreichen Stunden zählte, in denen die reichen Erlebnisse ausgetauscht werden sollten. Selbst an Musik und Gesang fehlte es nicht, welches bis zur Nacht den Kreis auf dem Oberdeck vereinigt hielt; am Tage schweifte der Blick ins unendliche Meer, um Schiffe zu erspähen oder sich an fliegenden Fischen zu ergötzen. Den 19. hatten wir dasselbe schöne Wetter; indess war der Wind und der Meeresstrom so zu unserem Nachtheil, dass wir nur acht Meilen in der Stunde machen konnten. Auch den folgenden Tag war uns der Strom so bedeutend entgegen, uns dabei gegen Westen treibend, dass wir, anstatt 228 Meilen vorwärts zu kommen, nur 192 in den letzten 24 Stunden zurückgelegt hatten.

Freitag den 21. hoffte der Capitain in der Nacht um 11 Uhr das Licht des Leuchthurms von Madras zu sehen. Es war völlige Windstille, ruhige See und eine jener herrlichen Nächte des Südens, deren erhabene Zierde ein reich gestirnter Himmel mit seinen Millionen von Welten ist. In Erwartung dessen und gefesselt durch diese Pracht

und die Abendkühle, waren die meisten Reisenden, selbst einige der Damen, auf dem Deck versammelt, und aller Blicke nach der Gegend gerichtet, von wo uns das Licht erscheinen sollte. Ungeduldig harrend hatte der Capitain einen Matrosen den Mastkorb besteigen lassen, und kaum rief derselbe, dass er deutlich den Schimmer des Leuchthurmes erblicke, so pflichteten ihm auch alle Stimmen bei. Darauf zusteuernnd, schrie plötzlich eine ängstlich durchdringende Stimme: „*Captain there are brackers!*“ und in demselben Moment machte auch schon das Schiff eine contraire Bewegung und die Maschine stand still. Capitain Moresby hatte den gefährlichen Irrthum selbst erkannt, das Schiff eigenhändig gedreht und dem Ingenieur befohlen, die Maschine einzuhalten. Sofort wurde das Senkblei herabgelassen und es ergaben sich nur noch fünf Faden.

Wir befanden uns, wider Erwarten vom Strome 27 Meilen westlich getrieben, inmitten der so gefürchteten Pallikatriffe, zwischen denen erst vor wenig Wochen zwei aus China heimkehrende Schiffe ihren Untergang gefunden hatten. Die unter den Reisenden befindlichen Seeleute riethen dem Capitain zu ankern und das Tageslicht abzuwarten, aber Capitain Moresby äusserte in seiner ruhigen, bestimmten Weise, dass er seine Lage vollkommen ermesse und sein Schiff ungefährdet nach Madras bringen würde. Mit der schwächsten Dampfkraft und unter fortwährenden Senkungen des Bleis nach beiden Seiten setzten wir uns in Bewegung; die Küste war

kaum eine Meile von uns entfernt zur rechten Hand. Nicht ohne Spannung wurde die Fahrt verfolgt, bald hatten wir sechs, dann wieder zwölf oder sieben Faden, bis wir endlich achtzehn und zum Schluss vierzig Faden Tiefe gewannen; ein sicheres Zeichen, dass wir uns aus diesem Labyrinth glücklich herausgewunden hatten. Gegen 4 Uhr bekamen wir das Licht des Leuchthurms zu Gesicht und mit der ersten Morgenröthe fuhren wir in die Rhede von Madras. Es war noch nicht 6 Uhr, als wir, ungefähr 400 Schritte vom Ufer, den Anker fallen liessen.

Madras (unter $13^{\circ} 4' 11''$ NBr. und $80^{\circ} 22'$ ÖL. v. Gr.) ist nahe dem alten Mandarajya in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, auf einem flachen Alluvialboden längs der Meeresküste erbaut. Aber die Stadt, obgleich über 250,000 Einw. darin leben (Stadt und Distrikt, 30 □ M. gross, enthält 462,051 Seelen), hat nicht das Grossartige, die königliche Pracht von Calcutta; sie gleicht mehr einer Reihe schöner Landhäuser, denn nur die Façade gegen die Meeresbucht, wo die Citadelle liegt und sich die pallastartigen Gebäude des obersten Gerichtshofes, des Zollhauses und die Waarenmagazine erheben, ist von grossstädtischem Charakter. Die Citadelle oder das Fort St. George wurde im Jahre 1639 angelegt; noch vor 60 Jahren lag das Meer über eine Meile davon entfernt, aber heute werden deren Bollwerke beinahe von den Wellen bespült. Sie ist zur Hafenvertheidigung vortrefflich gelegen und kann leicht durch 5000 Mann ver-

theidigt werden. In derselben befinden sich eine Kirche, die Casernen und ein Waffenarsenal für 50,000 Mann. Lord Cornwallis ist im Hofe derselben eine Marmorstatue errichtet. Man war eben beschäftigt, eine erhöhte Kunststrasse längs dem Strande anzulegen, um den Fortschritten des Meeres Einhalt zu thun; auch ist vor der Mitte der Rhede ein neuer Leuchthurm erbaut worden.

Die Strassen der Stadt, in denen die Europäer und vornehmsten Eingebornen wohnen, sind breit, und mit Alleen bepflanzt; aber die Häuser steigen nicht über zwei Stock, wodurch ihnen der freie Luftzug fehlt, wenn die heissen, glühenden Winde wehen, gegen die sich die Bewohner nur durch feucht erhaltene Matten schützen können. Die mittlere Temperatur soll hier, der Meeresnähe ungeachtet, selbst die unter dem Aequator übertreffen und $81^{\circ} 69' F.$ betragen. Den grösseren Theil der Stadt, bildet die schwarze Stadt, welche im Norden durch die Esplanade vom Fort geschieden ist; sie ist eng und unregelmässig durch einander gebaut, und besteht aus Backsteinhäusern und Bambushütten. Von derselben geht nordwärts ein schiffbarer Canal längs der Küste über Ennore nach Pallicat, um Kohlen und Lebensbedürfnisse zur Hauptstadt zu führen. Obgleich Madras nur eine Rhede besitzt und keinen sicheren Hafen, so ist der Handel mit asiatischen und europäischen Waaren doch sehr bedeutend, und namentlich ist hier der Sitz des Perl- und Edelsteinhandels im Orient.

Die Madresen stehen in äusserer Erscheinung den Ben-

galen bei weitem nach; sie sind zwar muskulöser, aber kleiner, schwärzer und von keiner so edlen Gesichtsbildung; auch der Elephantiasis sehr unterworfen. Es leben hier ebenso viele Muselmänner als Hindus, viele eingeborene Christen und eine armenische Gemeinde; die weibliche Bedienung besteht mit geringen Ausnahmen aus Abkömmlingen der Portugiesen. Die Frauen tragen, wie in Aude und in Bengalen, die kleinen Kinder reitend auf der Hüfte; aber auffallend ist es, dass die im übrigen Indien so beliebte Hucka hier ganz vermisst wird. Die Seiltänzer, Schlangenzauberer und Schwertverschlucker von Madras sind durch ganz Indien berühmt; sie springen über Elephanten und fünf Kameele hinweg; ihre Körper sind so biegsam, dass sie sich wie die Schlangen auf Leitersprossen auf- und abwinden, sie gehen auf schneidenden Schwertern, heben mit den Augenlidern schwere Lasten, und sollen, wie einst Ramo Sami, in freier Luft ohne sichtbare Stütze schweben können. Schon die Kinder üben sich im Verschlucken kleiner Bambusstücke, um es mit Schwertern oder Dolchen versuchen zu können.

Wir hatten kaum den Anker ausgeworfen, so waren wir auch schon von Massala- und Cattamaranbooten umlagert. Erstere sind grosse, leichte und tiefe Boote, deren Planken statt der Nägel mit elastischem Coir befestigt sind und mit deren Hülfe es allein möglich ist, die starke Brandung zu durchschiffen. Aber vom October bis Ende December ist dieselbe so heftiger Art, dass man zu Zeiten nur mit den Cattamaran die Küste erreichen

kann. Auf den Vorschlag eines Engländers, hier eine aus beweglichen Gliedern bestehende Brücke zu bauen, welche gleich einem Molo ins Meer geht, ist die Regierung bis jetzt nicht eingegangen. Die Cattamaran sind kleine Flösse aus elastischem Holze, auf denen die Bootsleute angebunden oder mit untergeschlagenen Beinen sitzen; Briefe und Papiere tragen sie in ihren spitz zulaufenden wasserdichten Kappen. So geschickt und kühn diese Schiffer auch sind, so vortrefflich sie auch schwimmen können, so müssen sie doch vor den zahlreichen Haifischen auf ihrer Huth seyn, damit sie ihr Schiffchen schnell wieder erreichen, wenn die Wogen sie von demselben heruntergeschwemmt haben.

Da wir in Madras nur so lange verweilten, als zur Einladung der Kohlen erforderlich war, und schon in der Nacht wieder in See gehen sollten, so wählte ich mit einigen meiner Gefährten das erste Massalaboot. Unter Gesang und Geschrei ruderten uns die Bootsleute dem Lande zu, je näher wir demselben kamen, desto heftiger wurde die Brandung und hoch aufgethürmte Wogen drohten uns zu verschlingen; aber mit seltener Geschicklichkeit und aller Kraft wussten die nackten Schiffer den Moment abzapassen, als die schäumende Woge sich uns näherte, und so erreichten wir ungetauft das feste Land.

Ich liess mich in einem Palankin zu Herrn M'Clein tragen, welcher hier eines der höheren Civilämter bekleidet, und dem ich von Calcutta aus empfohlen war. Die Villa desselben liegt in der Bergstrasse, der schön-

sten und längsten Strasse von Madras; denn sie ist acht Meilen lang, mit Landhäusern und Gärten eingefasst, und geht vom Fort nach St. Thomas und den Cantonnements der Artillerie. Auf der Esplanade sah ich zuerst die Equestrestatue von Sir Thomas Monroe, ehemaligem Gouverneur von Madras, welche diesem edlen Manne aus freiwilligen Beiträgen der Provinz, im Betrage von 120,000 Rupien, errichtet wurde. Der Künstler Sir Francis Chantree hat Sir Thomas in Uniform, mit dem Mantel und unbedecktem Haupte, dargestellt; das Pferd ist in völlig ruhiger Stellung und kein Akt der Bewegung daran wahrzunehmen. Sir Thomas Monroe hat bei den Eingebornen, denen übrigens das entblösste Haupt anstössig ist, ein so gutes Andenken zurückgelassen, dass sie noch heute grüssend daran vorübergehen. Sobald man die Esplanade hinter sich hat, liegen zu beiden Seiten der Strasse die Bangalows und Gärten der Briten; obgleich der Boden stark mit Salzefflorescenzen vermischt ist, so gedeihen doch Blumen aller Art und die Wege sind von üppig belaubten Alleen eingefasst, wodurch die Umgegend von Madras den Anblick eines bewaldeten Kunstgartens gewährt.

Herr M'Clein und seine Gattin empfingen mich mit britischer Gastfreiheit und waren bemüht, mir den Tag so belehrend und angenehm als möglich zu machen. Ich war nicht wenig erfreut hier Capitain Cuningham wiederzufinden, welcher nach einer sechszehntägigen Irrfahrt auf der Nemesis, und nach mancherlei glücklich

überstandenen Gefahren Tages vorher eingetroffen war. In dessen Gesellschaft wurde der Vormittag zur Besichtigung der Citadelle und der merkwürdigsten Stadttheile benutzt, denn Nachmittags wollte mir Herr M'Clein seine in grossem Rufe stehende Stuterei zu Guindi zeigen. Wir fuhren demnach auf der Bergstrasse an Ghandy vorüber, der Sommerresidenz des Gouverneurs; dann über die in einem breiten und steinigen Bett fliessende Adigar, auf der 500 Schritt langen und gewölbten Marmalongbrücke. Gleich hinter derselben liegt ein Hügel, auf welchem ein steinernes Häuschen die Stelle bezeichnet, wo der Apostel St. Thomas vom Volke gesteinigt seyn soll. Am Ende der Bergstrasse erheben sich im Hintergrunde kleine felsige Höhen, auf deren höchster eine katholische Kirche nebst einem Kloster für Geistliche und Mönche gebaut ist; im Thale liegen die Cantonnements der Artillerie. Zwei Meilen südlich davon beherbergt ein in einem Park gelegenes Gebäude die schönen und kostbaren arabischen Pferde des Herrn M'Clein. Es waren nur acht Pferde, welche dem Besitzer aber 27,000 Rupien gekostet hatten.

Wir trafen erst in der Dunkelheit in unserer Wohnung ein, wo ein heiteres Mahl uns beinahe die neunte Stunde hätte vergessen lassen, um welche Zeit mich Herr M'Clein nach dem Einschiffungsplatze brachte. Als ich vor der Rhede eintraf, liess der Capitain bereits das blaue Licht abbrennen, zum Zeichen, dass der Anker gelichtet werde. Unsere Bootsleute arbeiteten mit gröss-

ter Kraft gegen die heftiger gewordene Brandung, zweimal wurde unser Boot von den schäumenden Wellen überschlagen, so dass wir völlig durchnässt erst nach einer starken Viertelstunde das Dampfschiff erreichten. Wenige Minuten darauf, in der zehnten Stunde, gingen wir bereits in See, begünstigt von dem schönsten Wetter, und umgeben von der Pracht eines klar gestirnten Himmels.

Am folgenden Tage hatten wir ein ebenso herrliches Wetter und ein ruhiges, kaum bewegtes Meer; den 24. bezog sich der Himmel in den Vormittagsstunden bei Südostwind, klärte sich jedoch gegen Abend wieder auf. In der darauf folgenden Nacht näherten wir uns der Küste von Ceylon, und als wir uns in der Höhe der beiden Felsriffe, der grossen und kleinen Basses befanden, liess der Capitain vorsorglich mehrere Stunden die Meerestiefe untersuchen. Dienstag, den 25., Morgens 8 Uhr, lag in duftigem Schimmer die Küste von Ceylon uns zur Rechten, und um 10 Uhr zeigte sich dies paradiesische Eiland mit seinen malerisch geformten Gebirgszügen, grotesk vorspringenden Felswänden, unabsehbaren Cocoswäldern und grünen Thälern und Matten. Wir fuhren der Küste so nahe, dass wir uns ein deutliches Bild von der Fruchtbarkeit verschaffen konnten, welche die Natur in so verschwenderischer Weise hier entfaltet; wohin das Auge blickte, die schönsten Palmwälder, die lieblichsten Thäler mit den üppigsten Fruchtfeldern, und bis zu den höchsten Spitzen grüne Matten voll Blumen, Kräuter und Schlingpflanzen aller Art.

Um 11 Uhr bekamen wir die reizende Bucht zu sehen, welche den Hafen von Point de Gall bildet, und hatten mithin in 150 Stunden 1189 Seemeilen zurückgelegt. Gegen Süden zieht sich eine niedrige Felszunge ins Meer, auf welcher eine kleine hölzerne Leuchtwarte steht, davor und zur Seite liegen kaum über dem Meerespiegel gehoben einige Inselchen mit Cocospalmen, und die den Hafen bildende Bucht umgiebt ein dichter und weit in die Insel reichender Cocoswald. Mehrere wild gezackte Eilande, mit Palmen bewachsen, an welchen des Meeres schäumende Wogen sich brechen, liegen in den malerischsten Gruppen umhergestreut. Ein kleiner bastionirter Wall vertheidigt den Hafen, an welchen sich das nach Süden hinziehende Städtchen anschliesst. Die Einfahrt in den Hafen ist so schmal, kaum 100 Schritt breit, dass wir uns der Hülfe eines Piloten bedienten, umgeben von kleinen Booten, welche uns zur Seite bleibend das Meer sondirten.

Unser Schiff war, noch bevor wir geankert hatten, von vielen Urruabooten umgeben, beladen mit Cocosnüssen, Ananas, Bananen und Gemüsen. Diese kleinen Boote sind aus Jackholz (*artocarpus integrifolia*) und Cocosstricken gebaut, 12 bis 16' lang, 4' tief, aber so schmal, dass auf jedem der vier Sitze nur ein Mensch Raum hat; nach einer Seite desselben gehen im Bogen zwei kleine Balken oder Bäume von 8' Länge, welche an einen kielartig geschnitzten Baumstamm befestigt sind, wodurch das Boot beim heftigsten Sturme gegen ein Ueber-

schlagen gesichert ist. Die grösseren Boote, welche in derselben Art gebaut sind und Padimar genannt werden, gehen längs der Küste bis Madras.

Da wir hier drei Tage zur Einnahme der Kohlen und Lebensmittel bedurften, so liess ich mich gleich ans Land setzen, um die Stadt und Umgegend kennen zu lernen. Die Cingalesen sind ein kleiner, unansehnlicher Menschen-
schlag, von dunkelbrauner Farbe, mit flacher Stirn und ausdrucksloser Physiognomie. Die Männer tragen wie die Frauen ein eng anschliessendes, bis zu den Knöcheln herabfallendes Gewand um die Hüften, das Haar wird in Flechten gedreht und vermöge eines grossen Kammes von Schildpatt am Hinterkopf befestigt; denn selten sieht man Jemand, der sich den Bart wachsen lässt. Jedermann, selbst der Aermere, bedient sich eines chinesischen Papierschirms oder eines Blattes der Tallipotpalme, um gegen die Sonne geschützt zu seyn. Die Frauen der Vornehmen, welche ein reichgesticktes weissbaumwollenes oder buntseidenes Gewand um die Hüften und ein leichtes Mieder um die Brust tragen, zeigen sich nur verschleiert; bei den Frauen und Mädchen der niederen Stände ist die Tracht dieselbe, nur dass der Stoff aus weisser Baumwolle besteht; sie unterscheiden sich von den Männern durch das Mieder oder ein um den Oberkörper geworfenes Gewand.

Die Cingalesen von Point de Gall sind gewinnsüchtig und unterwürfig, überall verneigte sich das Volk, uns demuthsvoll „*Hamdrueneh*“ (mein Herr) zurufend.

Dem Reisenden werden von ihnen goldene und silberne Ketten, Edelsteine, Elfenbein und Elefantenzähne aufgedrungen, für welche die Verkäufer den dreifachen Werth fordern. Unmittelbar an die Citadelle schliesst sich das Städtchen an, die Strassen sind mit Steinplatten ausgelegt, von einstöckigen steinernen Häusern eingefasst, reinlich und mit einer Halle in der Front versehen, um gegen die Sonne geschützt zu seyn. Der Ort ist von 3000 Menschen bewohnt, unter denen die Mehrzahl Portugiesen und Holländer sind; ein Bataillon britischer Truppen und einige Compagnien eingeborner Schützen bilden die Besatzung. Der Handel ist meist in den Händen der Muselmänner, die hier Murimen genannt werden.

Am folgenden Tage wurden in der frühesten Morgenstunde Ausflüge in die Umgegend unternommen. Von Point de Gall führen zwei Strassen, eine Kunststrasse nach Colombo und ein Weg ins Innere der Insel zu den umliegenden Ortschaften. Ich wählte zuerst den letzteren, um einen der grösseren Bhuddistentempel (Panzela) in Augenschein zu nehmen.

Gleich hinter der Stadt ziehen sich dicht bewaldete Höhen, mit Cocospalmen, Teak, Jack, Banjanen und Bo oder Bogahabäumen bewachsen, zwischen denen wilder Zimmt, Ananas, Schlinggewächse und Blumen sich in Fülle ausbreiten. Da wo kleine Bäche von den Gebirgen herabkommen, sind die Thäler mit Reis oder Zuckerrohr bebaut, und an den malerischsten Punkten, bald

auf der Höhe, bald im Thale liegen die niedlichen hölzernen Häuser mit Palmdächern, unter dem Schatten der Cocos oder Bananen. Ueberall zeigte sich der vegetative Charakter der Insel: tropische Waldung der edelsten Art in Wildniss und Anpflanzung, in den bewässerten Thälern hier und da etwas Reiskultur, in den flacheren Theilen Zimmtanpflanzungen, sonst alles Uebrige der Insel wild und unangebaut. Selten sieht man Dörfer, nur isolirte Wohnungen in der Mitte der Wälder, umgeben von wilden und angepflanzten Fruchtbäumen.

Nach ungefähr sechs Meilen verliess ich meinen Wagen und wanderte auf einem Fusssteige in einem wild verwachsenen Walde zu dem auf der Höhe gelegenen Tempel. Die Priester (Unanzeh), welche in einem kleinen Kloster neben dem Tempel wohnten, kamen mir in weiten gelben Gewändern freundlich grüssend entgegen; Einer unter ihnen war der Hindostanisprache mächtig und zeigte sich überhaupt als ein unterrichteter, wissbegieriger, junger Mann, dem dieser unerwartete Besuch sehr angenehm zu seyn schien. Den Tempel umgab eine Mauer mit zwei Eingängen und Nischen nach der inneren Seite, in welchen Lampen standen; ein kleines Becken aus Stein mit heiligem Wasser befand sich dem Haupteingange zur Seite. Der Tempel selbst war nur klein und hatte nichts Eigenthümliches in seiner Bauart: einige steinerne Stufen führten in eine Vorhalle, aus welcher man in das eigentliche Betzimmer trat. Hier, dem Eingange gegenüber, sass hinter einem Vorhange der

gelb angestrichene kolossale Gott Bhudda aus Stein oder Holz gehauen, mit seinen langen Ohrläppchen und einer Lotusblume auf dem Haupte; Bhuddas Verwandtschaft umgab ihn, in fratzenhaften Gestalten gemalt, zu beiden Seiten längs den Wänden. Ein kleines Bild des Bhudda aus Gold stand auf einem Tisch unter Glas vor dem grösseren, und Blumen, besonders die gelben Blüthen des Bobaumes, nebst Reis, Früchten und Gewürze, hatte das Volk als Opfer dem Gotte dargebracht, welches nachher von den Priestern in Beschlag genommen wird. Zum Schluss führten uns die Geistlichen in ihre Wohnung: ein kleines einstöckiges Häuschen, mit mehreren im europäischen Style gefertigten Möbeln geschmückt, und überall herrschte grosse Reinlichkeit und Ordnung. In einem grossen Schranke befanden sich die Gebetbücher (Banapotha) auf Talipotblätter geschrieben; von einigen sehr werthvollen Gebeten waren die Blätter schwarz lackirt und die Schrift bildeten goldene aufs zierlichste geschriebene Buchstaben.

Als ich mich den Priestern empfahl, baten sie um die Erlaubniss, den Hindostan sehen zu dürfen, und es freute mich, ihrem Wunsche genügen zu können. Alsdann verfolgte ich die schöne Strasse nach Colombo, welche längs dem Meere durch einen 27 Meilen langen und mehrere Meilen breiten Cocoswald führt; bald windet sich die Strasse aus dem Dickicht des Waldes hart an der Küste, an Felsmassen vorüber, gegen welche die Brandung mit donnerndem Tosen anstürmt; bald ist man im dunklen

Schatten eines Urwaldes, den nur die dem Meere zufließenden Gebirgsbäche mit ihren schmalen, grünen Thalrändern oder wild gezackten Ufern unterbrechen.

Nachdem ich einige Meilen diesen entzückenden Weg verfolgt hatte, verliess ich den Wagen, um einen Zimmtgarten in Augenschein zu nehmen. Unter vereinzelter Cocospalmen, Bananen und Jackbäumen standen in sandigem Boden gleich einem verwilderten Busche die Zimmtstauden. Die Schösslinge werden im Beginn der Regenzeit gepflanzt und geben schon nach sechs Monaten solche Triebe, dass die Borke davon gebraucht werden kann; aber um den Stock zur kräftigeren Entwicklung zu bringen, schneidet man die jungen Sprösslinge ab, und erst wenn er die gehörige Dicke erreicht hat, werden die Ruthen abgenommen, beschabt, die Borke abgelöst und getrocknet. Ein Acker kann von einem Menschen bestellt werden und bringt eine jährliche Revenue von 10 Lt. Nach drei Jahren sind die Stauden nicht mehr zu gebrauchen und werden ausgerottet.

Nicht weit von diesem Zimmtgarten, mitten unter hochstämmigen Cocos, liegt ein vielbesuchter Bhuddistentempel, an dem ich nicht vorübergehen wollte. Hier befand sich der 20' lange Gott Bhudda aus Holz gehauen, in liegender Stellung und schlafend. Die Priester beschenkten mich mit Blumen und einigen Nüssen der Königsocospalme, deren äussere Schaale weich und von hellrother, ins gelbliche übergehender Farbe ist. Die Milch derselben ist süsser und aromatischer im Ge-

schmack, als die der gewöhnlichen Cocos; der Baum unterscheidet sich nur durch eine etwas glattere Rinde und zartere Blätter von den übrigen. Dem Cocosbaum widmen die Cingalesen eine Art Verehrung, weil er ihnen, wie sie sich ausdrücken, zu neunundneunzig Dingen dient, das hundertste wisse der Mensch nicht zu finden. — Auf dem Bazar von Point de Gall, wohin ich den letzten Morgen meine Schritte richtete, ist der grosse Reichthum an Früchten dieses Eilandes zum Kaufe ausgestellt: Ananas, Bananen, Cocosnüsse, Brodfrucht, Gemüse und Blumen der verschiedensten und seltensten Gattungen.

Den 27. April, Mittags 12 Uhr, lichteten wir den Anker, und eine Stunde später war Ceylon unseren Blicken entschwunden; Abends erhellte Wetterleuchten nach allen Seiten den Horizont. Klarer Himmel, ruhige See und laue Luft umgaben uns den folgenden Tag; desselben schönen Wetters erfreuten wir uns am 29. April, wo wir Morgens 11 Uhr die Malediven zu sehen bekamen. Wir fuhren durch den sechs Meilen breiten Gulanducanal, so, dass uns die nördlichste Inselgruppe, das *Heawandu Pholo* (zw. d. 7 und 8° NBr.), mit seinen 23 Inseln zur Rechten blieb, und der *Tella Don Matte Atoll* und der *Milla Don Madre Atoll* aus 155 Inseln bestehend, zur Linken lag. An letzteren schliessen sich südlich die sieben Inseln des Malcolmriffs an, dann kommt die *Mahlos Mahden Atoll* (160 Inseln), welche durch den Moresbycanal in den nördlichen und südlichen

getrennt wird. Südlich davon liegen die vier Inseln des *Hosburgh Atoll* und die beiden Cardewaeilande; hieran schliessen sich die nördliche *Male Atoll* mit 52 Inseln, von denen die südlichste das befestigte Königseiland ist, und die südliche *Male Atoll* mit 27 Inseln. In dieser Richtung folgen bis 2° unter dem Aequator noch eilf verschiedene Gruppen mit 523 Inseln.

Diese merkwürdigen, aus Corallengebilden entstandenen Inselgruppen, voll von üppigen Cocospalmen prangend, werden von einigen und zwanzig Tausend Muselmännern bewohnt. Es ist ein civilisirter Menschenschlag, welcher von einem Sultan beherrscht wird, dessen Vorfahren vor ungefähr 200 Jahren die Portugiesen daraus vertrieben und der sich bis heute darin zu behaupten wusste. Sein Titel und Rang ist erblich; aber er besitzt wenig Bildung und lebt in völliger Unkenntniss von dem, was in der übrigen Welt vorgeht; jedoch ist er gleich seinen Unterthanen gastfrei und hülfreich gegen die Mannschaften gestrandeter Schiffe. Unter ihm stehen fünf Veziere oder Staatsminister, ein Oberpriester und ein Richter über Civil- und Religionsangelegenheiten; nach diesen ist der Hendeggery oder der Verwalter des Zollwesens und Schatzes der bedeutendste Staatsbeamte, und der Emir-el-Bahr oder Hafenmeister ist der letzte der hohen Beamten.

Ueber jede Atoll oder Inselgruppe sind ein oder zwei Häuptlinge gesetzt, *Atoll-Warys* genannt, und ein *Catib* als Priester und Richter beigegeben; von diesen wird

die für jede Atoll bestimmte Abgabe in Silber- und Kupfermünzen und in Landesprodukten an die Regierung nach Male abgeliefert; desgleichen kann nur von dort die Erlaubniss zum Handel mit Fremden ertheilt werden. Sie sind als erfahrene Seefahrer und unternehmende Matrosen bekannt und treiben einen nicht unbedeutenden Handel mit getrockneten Fischen, Schildkröten, Muscheln (*cauries*), Cocosnüssen und Matten nach Ceylon, Bengalen, der Küste von Malabar und Jawa; der Cargo eines ihrer Schiffe wurde auf 50,000 Rupien geschätzt. Auf ihren von Cocosholz ungemein geschickt und sorgsam gebauten Booten, steuern sie mit selbst gearbeiteten Instrumenten; dem Compas, Quadranten und Sextanten, wobei die Gläser und Teleskope von alten Instrumenten angepasst sind, durch die weiten Meere. Auf einigen Inseln sind Schulen zum Unterricht in der Schifffahrt, wobei sie die Schifffahrtstabellen der Briten, deren Zeichen und Verordnungen in ihre Sprache übertragen haben.

Von Verbrechen hört man selten, Mordthaten sind niemals vorgekommen und die Trunkenheit kennt man nicht. Aber diese Eilande sind sehr ungesund, unter zwölf Einwohnern leiden acht an Fieber, Wassersucht oder der *Elephantiasis scroti*. Capitain Moresby, welcher diese Inseln 1835 vermessen hat, und dem ich diese Mittheilungen verdanke, verlor in den ersten zwei Monaten hier 16 Mann, und wagte niemals die Nacht auf dem Lande zuzubringen. Als Krankheit unter seiner Mannschaft ihn nöthigte auf einige Zeit nach Bombay

zurückzukehren, gewährte er zwei Officiern, seine Rückkehr auf dem Königseilande abzuwarten; aber dieselben erkrankten so heftig am Fieber, dass der Sultan, um ihr Leben zu retten, sie eilig nach Ceylon schickte. In dem Atoll, zu welchem Male, die Residenz des Sultans, gehört, liegen funfzig Inseln, deren aber keine über drei Meilen Länge und eine in Breite sich erstreckt. Da diese Eilande sich kaum 5' über dem Meeresspiegel erheben, so erscheinen sie wie Büschelhaufen oder Cocoswälder, die aus der Tiefe des Meeres emporgewachsen sind; aber dennoch ist in unmittelbarer Nähe dieser Coralleninseln meist eine Tiefe von 200 Faden. Die Eingebornen behaupten zwar, dass die Inseln durch das Anstürmen des Meeres abgenommen haben; wogegen Andere bestätigen, dass kahle Sand- und Corallenbänke sich unter ihren Augen mit dichten Frucht- und Cocosbäumen besäet haben und wohnbar geworden sind.

Male liegt in der Mitte des Atolls, dessen kleiner Hafen von vielen Böten bedeckt ist. Das Städtchen selbst enthält sehr regelmässige, breite und lange Strassen, die sich in parallelen Linien durchschneiden; die Häuser sind meist Hütten, unter dem Schatten der Cocosnuss und anderer Fruchtbäume, an die sich gewöhnlich ein kleiner Garten anschliesst, in welchem Melonen und Blumen gezogen werden, und unter diesen besonders Jasmin, dessen Blüthenduft durch alle Strassen den köstlichsten Geruch verbreitet. An drei Seiten umgiebt ein

Wall aus Corallen den Ort, welcher sich bis zu 150 Yards über den Strand erhebt; gegen Norden befindet sich eine Art Citadelle, deren 20' hohe Wälle mit zehn völlig unbrauchbaren Kanonen besetzt sind. Des Sultans Pallast ist ein grosses hoch ansteigendes Gebäude mit spitz zulaufendem Dach, bedeckt mit dicken Kupferplatten und umgeben von einem Walle und seichtem Wassergraben; das Ganze umfasst einen Raum von einer Viertel-Quadratmeile. Im Innern befindet sich noch ein Magazin, einige andere Gebäude, deren eines sich durch seine Steinbögen besonders zierlich ausnimmt und der Aufenthalt der Frauen ist, wenn sich der Sultan, umgeben von seinem Hofe, an Kampfspielen ergötzt. Ausser mehreren einfachen Moscheen und dem Grabmale eines berühmten Heiligen, verdient noch ein 40' hoher Thurm Erwähnung, von welchem die Stunde des Gebets verkündet wird.

Der Sultan zeigt sich dem Volke nur bei öffentlichen Feierlichkeiten, und ist dann von einer Leibwache von 20 Mann begleitet; Freitags, wenn er sich nach der Moschee begiebt, zeigt ein lauter Trompetenstoss den Moment seiner Abreise an. Alle Unterthanen, welche sich ihm nähern, sind verpflichtet, Kleider aus Stoffen zu tragen, die im Eilande selbst zubereitet wurden. Das Zeichen seiner hohen Würde ist ein grosser Sonnenschirm, dessen sich ausser ihm Niemand bedienen darf. Obgleich er unumschränkter Herrscher ist, so muss er sich doch den Rathschlägen seiner Veziere unterwerfen,

und mit ihnen über die Landes-Angelegenheiten verhandeln. So wird erzählt, dass der verstorbene Sultan kurz vor seinem Ende die Absicht hatte, nach Mecca zu wandern, und den Schatz des Staates dazu verwenden wollte; aber der Hindeggery wusste das Volk zu bewegen, bei ihm dagegen einzukommen und zu erklären, dass es sich einer solchen Verwendung der öffentlichen Gelder widersetzen würde, was denn auch den Sultan bewog, sein frommes Vorhaben aufzugeben. Einer seiner Vorgänger soll von dem Volke ermordet worden seyn, weil er dasselbe grausam behandelte und die religiösen Pflichten verachtet hatte.

Obgleich die Einwohner ein harmloses, gutmüthiges und menschenfreundliches Völkchen sind, so äussern sich doch ihre Kampfspiele in sehr roher Weise, indem sie sich mit Messern das Fleisch aufreissen, und lange Speere durch die Lenden stecken. In ihrer Physiognomie gleichen sie den Cingalesen, und erreichen selten mehr als 5' 2'' Höhe; indess einige Individuen der höhern Stände zeichnen sich in Form und Farbe vor den anderen aus, und scheinen persischer Abkunft zu seyn. Die Meisten bemalen sich den Körper mit einer hellen Farbe. Die Kleidung der Männer besteht aus kurzen Beinkleidern, einem baumwollenen Tuch um die Taille und einem Shawl um den Kopf; bei den Vornehmen sind die Stoffe von Seide oder feinerer Baumwolle. Die Tracht der Frauen besteht lediglich aus einem Tuche, welches um die Hüften befestigt wird, und bis zu den Knien herabfällt, und

aus einem bis zu den Knöcheln reichenden Hemde; sie tragen langes Haar in Knoten auf dem Hinterkopfe verschlungen, und lieben Schmuck im Haar, in der Nase und in den Ohren. Auch leben sie nicht so abgeschlossen, wie die Frauen der Mahomedaner Indiens — ja einige derselben statteten den erkrankten britischen Officiern öfters ihren Besuch ab — zeigen sich zu Intriguen geneigt, und sehen es als erlaubt an, wenn eine Witwe sich einen Liebhaber wählt. Die Kinder beider Geschlechter werden schon nach dem dritten Jahre von den Priestern im Lesen des Korans unterrichtet, womit jede fernere wissenschaftliche Bildung abgeschlossen ist; dagegen ist den Lehrern von Seiten der Eltern erlaubt, unwillige Kinder vermöge körperliche Züchtigung und Eintröpfen von Citronensaft in die Augen zu bestrafen.

Die Männer sind mit Fischfang, der Cocosnuss-Erndte, Toddybereitung, mit Weben und mit Einsammeln der Cauries beschäftigt; wogegen die häuslichen Arbeiten, als: das Trennen der Fasern von den Cocosnüssen und das Verarbeiten derselben in Garn, die Anfertigung von Matten, das Trocknen der Brodfrucht, die Zubereitung des Cocosnussöls, der Farben für das Gewebe, das Spinnen der Baumwolle, Backwerk aus Jaggory und Zuckerrohr den Frauen obliegt. Reis, Zucker, Kaffee, Thee und Gewürze werden vom Festlande eingetauscht. Ausser Hühnern sind nur auf dem Königs-Eilande einige Schaafe und Kühe. Dagegen ist grosser Reichthum an Land- und See-Schildkröten, Schnepfen, Enten (besonders im No-

vember), Fischen aller Art, auch Schwert- und Haifische und Meerschweine; desgleichen ist hier auch ein Singvogel von schwarzer Farbe, Colea genannt, die Rohrdommel und der fliegende Fuchs. Die Banjana, süsse Citronen und Kartoffeln, Ananas, Zuckerrohr, Granatäpfel, kleine Mandeln, die Castorstaude und etwas Baumwolle gedeihen meist in grosser Ueppigkeit. — Beide Geschlechter lieben es im Mondschein sich im Freien zu ergehen, daher man besonders zur Zeit des Vollmondes, Gross und Klein, oft bis zur zweiten Morgenstunde am Gestade des Meeres, oder unter dem magischen Schatten der dichten Waldungen wandern sieht.

Gleich allen Mahomedanern werden die Todten von ihren Angehörigen zu Grabe geleitet; die Gräber der Sultane bestehen aus abgeschlossenen Gebäuden. Als während der Anwesenheit der britischen Officiere die Grossmutter des Sultans starb, wurde die Todte von den Vornehmsten zu Grabe getragen, und der Weg dahin mit Cauries im Werthe von 100 Rupien bestreut. Sobald sich die Prozession in Bewegung setzte, warfen Herolde Hände voll kleiner Kupfermünzen aus, welche das arme Volk aufsammeln durfte.

Die geschriebenen Charaktere, welche man an den Grabmälern findet, sind dreierlei Art. Die ältesten werden von den Eingebornen Dewehi Hakura genannt, und wurden wahrscheinlich von den ersten Einwohnern angewendet, indem ihre Kenntniss beinahe ganz untergegangen ist, und nur noch von sehr wenig Personen

verstanden wird. Sie werden von der linken zur rechten Hand geschrieben, und haben das merkwürdige, dass einige ihrer Consonanten sich verändern, je nachdem sie mit verschiedenen Selbstlauten in Verbindung stehen. Dieser zunächst ist das Arabische, welches in zweierlei Weise geschrieben wird, das alte und neue; ersteres ist beinahe ganz verschwunden und lässt auf ein sehr hohes Alter schliessen. Das heutige Arabisch ist unbezweifelt durch die heutigen Araber hierher gebracht worden, besteht aus 18 Schriftzeichen oder Buchstaben, und wird von den Eingebornen Gabali-Tana genannt. Aber in allen Atolls wird dieselbe Sprache gesprochen, der Dialekt der südlichen ist etwas abweichend und scheint mit dem der Aboriginer die meiste Aehnlichkeit zu haben. Von der Tanaschrift sind verschiedene Arten im Gebrauch, die allem Vermuthen nach erst in den letzten funfzig Jahren bekannt wurden.

Wir begegneten hier mehreren Kähnen, welche mit Fischfang beschäftigt waren, und hofften unsere Küche damit zu versorgen; aber sobald unser Rauch und Feuer sprühendes Ungeheuer sich näherte, flüchteten die furchtsamen Fischer und eilten dem Lande zu. Als wir um die Rylainsel bogen, sahen wir das Wrack einer vor wenig Tagen gestrandeten Brigg auf den weissen Korallenbänken liegen, die hier wahrscheinlich in dunkler Nacht ihren Untergang gefunden hatte.

Den 30. April und den 1. Mai begünstigte uns ein gleich schönes Wetter, fliegende Fische und das meilen-

weit von Insekten rothgefärbte Meer gaben unserem eiförmigen Leben einige Unterhaltung. Am 2. Mai wurden die Sachen von acht an der Cholera gestorbenen Matrosen versteigert, welche ein Opfer dieser Krankheit gleich bei ihrem ersten Eintreffen in Calcutta geworden waren. Den 4. Mai wurden wir ein arabisches Schiff ansichtig, welches von Bombay kam, mit Baumwolle beladen war und viele fromme Muselmänner an Bord hatte, die nach Mecca pilgern wollten. Nachmittags konnten wir die felsige Insel Socotora deutlich erkennen, und Freitag, den 5. Mai, fuhren wir kaum drei Meilen an der äussersten Nordostküste Afrikas vorüber, vor welcher der hier ins Meer vorspringende Elephantenfelsen, wie ein zum Besteigen sich niedergelegter Elephant erscheint. Wir behielten die kahlen, mannigfaltig geformten Kalksteinfelsen, welche von 300' bis zu 3000' aufsteigen und sich stellenweise steil ins Meer herabsenken, bis um 3 Uhr ansichtig. Abends starb der erste Schiffskoch und wurde am anderen Morgen feierlich ins Meer gesenkt; während der Capitain den Segen sprach, hielt die Maschine ihre Bewegung ein, und diese plötzliche Stille auf der spiegelglatten See gab dem Trauerakte einen besonders feierlichen Ausdruck. Endlich in der fünften Stunde des 6. Mai liefen wir in den Hafen von Aden ein, und hatten mithin den Weg von 2158 Meilen in 220 Stunden zurückgelegt.

Wir ankerten neben dem Dampfschiff Tenasserim, welches von Suez gekommen war und wegen Sprengung

des Kessels im rothen Meere hier eine Ausbesserung vornehmen musste. Der Abend und die Nacht waren unvergleichlich schön: der Mond und ein fortwährendes Wetterleuchten über Arabiens Berge zeigten uns die wunderbar geformten Felsmassen bald in magischen, bald in blendenden Lichtern, und kühlende Seewinde wehten erfrischend über uns hinweg. Diese herrliche Nacht war ein Ersatz für den geraubten Schlaf; denn wir konnten beim Einladen der Kohlen, welches ununterbrochen die ganze Nacht stattfand, zu keiner Ruhe kommen, indem die damit beschäftigten Neger und Sumaly nur unter einem wilden Gesang und Tanz diese Arbeit vornehmen. Obgleich sie sich dabei so abmatten und aufregen, dass gewöhnlich einige unter ihnen ganz erschöpft und fast todt niederfallen, so können sie dieser Sitte doch nicht entsagen.

Der Hafen von Aden hat in seiner Form viel Aehnliches mit dem von Gibraltar, nur dass hier wilde, nackte Felsen, deren höchster Punkt die Schamsanfelsen sind, in den zerrissensten und gewaltsamsten Gebilden, bis zu 1780' Höhe das Meer umgeben; die Einfahrt ist über eine Meile breit und der Hafen so gross, dass eine ganze Flotte bequem vor Anker gehen kann. Aber nirgends ist Vegetation zu entdecken, weder Erde noch abgewitterter Felsen vorhanden, um Pflanzen oder Bäumen Nahrung zu geben; jedoch haben neuerdings die britischen Officiere durch herbeigeschaffte Erde von Arabien den Versuch gemacht, Bananen und Blumen zu ziehen.

Ueberall ist die vulkanische Gewalt sichtbar, mit welcher diese Massen gehoben sind, deren Gestein durch Granit, Porphyr, Syenit, Crystalle und Lawa charakterisirt wird. Ausserdem besitzen die Gestade hier einen seltenen Reichthum an Muscheln und den schönsten weissen Corallen, welche als Kalk verbraucht werden.

Unmittelbar am Hafen hat ein unternehmender Parse ein Gasthaus aus Steinen, Bambus und Schilf gebaut, in welchem 40 Gäste luftige Räume finden. Ich nahm hier einen Esel und liess mich nach der drei Meilen entfernten Stadt zum Bangalow des Dr. Scott tragen. Eine kürzlich vollendete Kunststrasse führt erst längs der Hafenbucht an einigen kleinen Felsinseln vorüber, auf denen sich Officiere ihre Zelte errichtet hatten, um die heissen Monate darin zuzubringen; dann allmählich ansteigend windet sich die Strasse durch ein künstliches, ungefähr 400' hoch gelegenes Felsthor, dessen Eingang von kleinen Bollwerksthürmen und einer Batterie vertheidigt wird, in das von drei Seiten von unübersteiglichen und jähren Felsen eingeschlossene Thal, in welchem das Städtchen Aden, die Casernen und Bangalows der Truppen und Officiere liegen, deren hier 2000 Mann, theils Europäer, theils Sepoys, die Besatzung bilden.

Die Stadt, mit ungefähr 18,000 Einwohnern, besteht aus drei Theilen: dem Araber-, dem Sumaly- und dem Judenviertel; die beiden ersteren sind von Bambusrohr gebaut und mit Schilf gedeckt, letzteres von zweistöckigen Gebäuden aus Felssteinen, hat ein verwildertes Aus-

sehen und ist sehr schmutzig; eine unansehnliche Moschee liegt am äussersten Ende des arabischen Viertels. Diese Juden, deren hier 2000 wohnen, behaupten nach der ersten Vertreibung der Stämme hierher verschlagen zu seyn; sie sind kriechend höflich und haben in ihrer äusseren Erscheinung und in ihrem Wesen viel Aehnliches mit den Affghanen. Obgleich sie hauptsächlich den Handel führen, und als Baumeister und Handwerker geschickt sind, so gehen sie doch sehr selten zur See. Als wandernder Volksstamm haben sich hier die Sumalys niedergelassen, die von der afrikanischen Küste herüberkommen und sich zu allen Dienstleistungen, als Handarbeiter und Pferdehüter, vermiethen; aber ihr freies, an Unabhängigkeit gewöhntes Leben macht sie unstät und unzuverlässig. Sie sind von schönem Oberkörper, haben jedoch sehr dünne Lenden und Waden; ihre Gesichtsformen sind fein und edel, das dunkle lebhaftes Auge ruht ausdrucksvoll und mild im Kopfe, und ihr krauses schwarzes Haar pflegen sie sich hellroth zu färben, was zur braunen Gesichtsfarbe nicht unpassend erscheint. Die Mehrzahl der Bewohner sind Araber. Ein einziger Brunnen ist auf der Insel, dessen Wasser aber einen salzigen Nachgeschmack hat. An demselben kann man Abends und Morgens die schönen, anmuthigen Gestalten der Frauen bewundern. Cisternen halten nur kurze Zeit vor, weil Regen hier zu den grössten Seltenheiten gehört; aber dennoch ist das Klima gesund und die Hitze wird von den Seewinden gemässigt. Sollte es nicht mit ge-

ringen Kosten verbunden und von unbeschreiblichem Nutzen seyn, wenn man hier einen artesischen Brunnen anlegte?

Da in Aden nichts gedeiht, so ist mit dem anwohnenden arabischen Stamme, mit welchem die britische Regierung neuerdings einen Freundschaftsvertrag abgeschlossen hat, ein fortwährender Verkehr; täglich kommen Kameele mit Korn, Früchten und Gemüse zum Verkauf; Reis, Kartoffeln, Weine und andere dem Europäer nothwendige Lebensbedürfnisse werden von Bombay herübergebracht. Obgleich die Briten erst fünf Jahre im Besitz dieses merkwürdigen und wichtigen Punktes sind, so hat der Handel doch schon bedeutend zugenommen, namentlich mit Moccakaffee, und es steht zu erwarten, dass sich mit der Zeit viele arabische und persische Erzeugnisse hierher wenden werden; bereits hat der Verkehr mit Datteln, vom persischen Golf aus längs der Küste, einen solchen Aufschwung bekommen, dass jährlich über hunderttausend Tonnen auf dieser Strecke abgesetzt werden.

Beim Bau der neuen Casernen ist man auf viele Trümmer alter Gebäude gestossen, was glauben lässt, dass der Ort in früheren Zeiten bedeutender gewesen seyn muss; gegenwärtig sind nur noch die Ruinen eines türkischen Thurmes, einiger Wälle und einiger kleinen Thürme auf den höchsten Felsspitzen vorhanden. Da, wo die Halbinsel durch einen schmalen Strich Landes mit Arabien zusammenhängt, befinden sich zwei vor-

geschobene Batterien von acht und vier Geschützen, welche Meer und Land beherrschen. Der Bau der erst kürzlich angefangenen Casernen und des Pulvermagazins ist wieder eingestellt worden, weil man den dazu ausgewählten Platz für unzweckmässig erachtet. Der ostindischen Compagnie kostet die Besetzung des Platzes jährlich 90,000 Lt. Bemerkenswerth ist, dass hier, wie in Ceylon, weder Krähen noch Sperlinge leben, sondern nur Tauben, Möven, wilde Ziegen, schwarze Affen, graue Füchse, Zwerghaasen, Katzen und unzählige Ratten. Dagegen birgt das Meer einen grossen Reichthum an Fischen, unter denen sich die seltensten Arten befinden, so wurde mir hier ein gefangener Fisch mit einem Stierkopf gezeigt. Für die Badenden sind die Hai- und elektrischen Fische sehr gefährlich, von den letzteren war ein Officier so heftig berührt worden, dass er mehrere Tage seine Glieder nicht bewegen konnte und sich einige Stunden in bewusstlosem Zustande befand.

Dampfschiff Oriental, Hafen von Falmouth den 8. Juni 1843.

Wir verliessen den 8. Mai Nachmittags 3 Uhr unter dem Donner des Geschützes den Hafen von Aden, und fuhren längs der arabischen Küste dem rothen Meere zu. Nach Verlauf von zwölf Stunden kamen wir, durch die Strasse von Bab-el-Mandeb, aus der ruhigen Südsee in das bewegte rothe Meer, und um 7 Uhr Morgens schifften wir an Mocca vorüber. Das rothe Meer, 920 Meilen

lang und bis zu 140 Meilen breit, ist gleich einem Strome, wenn an der einen Seite Südwind weht, herrscht an der anderen Nordwind und eine entgegengesetzte Strömung. Sein Wasser ist dunkelblauer als irgend ein Meer der Erde, was der grossen Menge seiner Salztheile zugeschrieben wird; denn wenn in den anderen Meeren eine Gallone Wasser zwei Theile enthält, ist das des rothen Meeres von fünf Theilen und mehr gesättigt. Die vielen kahlen und felsigen Eilande in demselben sind vulkanischen Ursprungs und unbewohnt; nur zu Zeiten lassen sich Fischer auf denselben nieder, unter denen eine verachtete Secte der Muselmänner sich befindet, welche den Hunden als ihrer Lieblingsspeise nachstellt. An beiden Bänken sind die Ufer von sterilen Kalkfelsen oder wüsten Sandflächen begränzt. Einige der arabischen Schiffer sind als Taucher und Piloten berühmt; so versicherte Capitain Moresby, dass er den Vater unseres Piloten 30 bis 40 Faden tief ins Meer sich senken gesehen, um Geld heraufzuholen, wobei derselbe fast zwei Minuten im Wasser verblieb. Desgleichen gelang es ihm, von einem gestrandeten Schiffe, welches 18 Faden tief gesunken war, das Kupfer loszumachen. Ungefähr 30 Meilen südlich von Suez geben die anwohnenden Stämme die Stelle an, wo Moses die Juden durchführte und der ihn verfolgende Pharao seinen Untergang fand; aber da hier das Meer noch zwischen 20 bis 30 Faden Tiefe hat, so möchte man den Punkt mehr nördlich suchen, vielleicht in der Nähe des heutigen Suez.

Begünstigt von dem schönsten Wetter, einer ruhigen See und hellen Mondscheinnächten ankerten wir schon den 14. Mai Nachmittags 3 Uhr vier Meilen von Suez. Von hier wurden wir in kleinen Booten ans Land befördert; aber bevor wir uns dazu einschifften, hatte sich plötzlich ein heftiger Südwestwind erhoben, welcher mit der grössten Gewalt gegen die Bay von Suez tobte, die Segel unseres kleinen Bootes zerriss und uns gegen die entgegengesetzte Küste trieb. Von den anspritzenden Wellen völlig durchnässt, irrten wir hier bis zur Mitternachtsstunde auf dem Wasser umher, wo es unseren Bootsleuten endlich gelang uns nach Suez zu bringen.

Am andern Morgen um 6 Uhr reiste ich in Gesellschaft von drei meiner Gefährten durch die Wüste nach Cairo. Auf dieser Strecke hatte Mehemed Ali eine Telegraphenlinie errichtet, die Pferde waren vortrefflich und die Einrichtungen so geordnet, dass wir schon den 16. Mai, Morgens 5 Uhr, im englischen Hotel zu Cairo wohlbehalten eintrafen. Hier erhielt ich nach fünf Monaten die erste Nachricht aus der Heimath, wonach ich meine beabsichtigte Rückkehr nach Indien aufgeben musste.

Die Reisenden, welche mit dem Dampfschiff von Calcutta kommen, sind genöthigt, so lange in Cairo zu bleiben, bis das Dampfschiff von Bombay mit der Post eingetroffen ist. In Folge dessen blieb uns ein Zeitraum

von beinahe acht Tagen übrig, um die Sehenswürdigkeiten von Cairo und seiner Umgegend in Augenschein zu nehmen. Mein erster Streifzug galt den Pyramiden von Gizeh. In Gesellschaft drei meiner Gefährten ritt ich den 17. Nachmittags, von einem Dragoman begleitet, auf kleinen Eseln durch den südlichen Stadttheil nach dem Nil. Wir begegneten Ibrahim Pascha, sich selbst fahrend, in einem englischen Wagen; er nahm mit seiner corpulenten Figur den ganzen Sitz ein und blickte mit seinem schönen Auge ernst und gebietend um sich; im übrigen sprach aus seinen Gesichtszügen Grausamkeit und Indolenz.

Als wir die am linken Nilufer liegenden Landhäuser erreicht hatten, fühlte ich mich von der Hitze so erschöpft, dass ich unseren Dragoman ersuchte, mir Trinkwasser zu verschaffen. Er führte uns in eine niedliche Villa, vorgebend, dass wir dort am besten bedient seyn würden. Wir waren kaum von unseren Thieren abgestiegen, so kam uns ein türkisch gekleideter Officier, mit einem Brillantstern auf der Brust, entgegen, rief uns in Französisch ein freundliches Willkommen zu, und nöthigte uns auf einer Ottomane auszuruhen. Es war Soliman Pascha, ein starker Mann mittlerer Grösse, mit einem kurzen Barte, blauen Augen und der gutmüthigsten Physiognomie. Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft und von dem gastfreien Renegaten mit französischer Liebenswürdigkeit fortgesetzt, wobei Pfeife und Kaffee nicht fehlte. Beim Ab-

schiede wollte Soliman Pascha unsere Küche versorgen, wofür wir jedoch, wie für seine liebevolle Aufnahme, herzlich dankten, und eilten den Nil zu erreichen. Wir hatten uns kaum auf den Weg begeben, so kamen Soliman Paschas Diener nachgelaufen und baten um ein Almosen, was ihnen nach einer so guten Aufnahme doch billigerweise zukäme. In der Eile hatte ich die Gaben etwas ungleich vertheilt, was unter den Empfängern zu Streitigkeiten Anlass gab, deren Ende ich jedoch nicht abwartete.

Sobald wir uns über den Nil hatten setzen lassen, lagen die ungeheuren Pyramiden vor uns, und es war 5 Uhr, als wir vor denselben eintrafen. Umringt von mehr als zwanzig Beduinen und Arabern und einigen Mädchen mit Wasserkrügen, welche es als ein Recht ansehen, dem Reisenden zur Besteigung der Pyramiden behülflich zu seyn, sollte die schwierige Reise zur Spitze der höchsten derselben angetreten werden. Sie wissen, dass die Pyramiden in ihren äusseren Theilen aus grossen, oft 6' hohen und breiten Kalkfelsquadern erbaut sind, die an verschiedenen Stellen theils gewaltsam, theils von der Zeit gelöst worden sind und so eine Art Stufen gebildet haben, vermöge deren es möglich ist hinaufzukommen; aber diese Stufen sind so hoch und schmal, dass es ohne Beistand sehr schwer und ermüdend ist, das Ziel zu erreichen. Eine der Pyramiden, wo diese Stufen stellenweise fehlten, ist darum auch

nur von Wenigen bestiegen worden; jedoch hat einer meiner Gefährten das Wagestück ohne irgend eine Hülfe vollbracht.

Wir erreichten nach 16 Minuten die kleine Plattform der höchsten der Pyramiden und genossen von dort, bei Sonnenuntergang, den unvergleichlichen Blick über die Wüste nach den Ruinen von Memphis, nach den anderen Pyramiden und auf das fruchtbare Nilthal und Cairo. Beim Anblick dieses zwar erhabenen aber melancholischen Bildes wird des Beschauers Phantasie aufs mächtigste angeregt, umgeben von den colossalen Denkmälern und Ruinen eines wunderbaren geheimnissvollen Volkes, von trostloser Einöde und höchster Fruchtbarkeit, ist es mehr die Vergangenheit und das Unbeständige alles menschlichen Wirkens und Schaffens, welches die Seele bewegt. Auf diesen Felsmassen hat beinahe jeder Reisende sich zu verewigen gesucht, und auch meine Gefährten folgten diesem Beispiele, wozu ich mich um so weniger verstand, da ich, nicht wenig überrascht, meinen Namen schon eingegraben fand. Im Abendschimmer stiegen wir herab, aber das Heruntersteigen ist noch schwieriger, und wer einen Fehltritt macht, läuft Gefahr, von der schwindelnden Höhe hinabzustürzen. Nachdem wir bis zur völligen Dunkelheit zwischen den Pyramiden und Gräbern umhergewandert waren, suchten wir Ruhe in einer Kammer am Fusse der Pyramide. Am anderen Morgen wurde das Innere der grossen Pyramide und einige der

Gräber in Augenschein genommen, und um 10 Uhr traten wir unsere Rückkehr nach Cairo an.

Mehemed Ali hat zur Freude aller Menschenfreunde ein neues Irrenhaus eingerichtet, wo diese Unglücklichen in jedem Betracht gut aufgehoben sind; in dem Vordergebäude desselben befindet sich zugleich eine Quarantaineanstalt. Auf meinen Spazierritten durch die Stadt bin ich sehr oft an vielen verödeten Häusern vorübergekommen, welche als Ruinen dastehen, seitdem ihre Bewohner ein Opfer der Pest wurden. Eines Morgens ritt ich durch die Stadt, an den Kirchhöfen und Grabmälern vorüber, nach dem südlich in der Wüste gelegenen versteinerten Walde. Ich fand hier fünf verschiedene Holzgattungen, und sah noch zwei ziemlich erhaltene Bäume im Sande liegen, von denen einer derselben 21' Länge hatte. Auf dem Wege nach Suez steht in einem dem Boghos Bey gehörigen Garten ein grosser und schöner Obelisk, welcher 40' hoch sich über dem Erdboden erhebt und noch 20' in der Erde stehen soll. Dahin richtete sich mein letzter Ritt, denn ein Unwohlsein, welches ich mir auf unserer stürmischen Fahrt nach Suez zugezogen hatte, nöthigte mich das Zimmer zu hüten.

Den 21. Mai brachte uns ein Dampfboot in zwölf Stunden nach Atfeh, von wo wir in zwei, von einem kleinen Dampfboot gezogenen Gondeln sofort auf dem Canal nach Alexandrien befördert wurden, welches wir den andern Morgen um 6 Uhr erreichten. Wäh-

rend unseres zweitägigen Aufenthalts daselbst verschaffte mir unser Generalconsul eine Audienz bei Mehemed Ali. Wir fuhren Morgens 9 Uhr nach seinem am Hafen gelegenen Schloss. Se. Hoheit sass auf einer Ottomane in der Ecke eines grossen Saales mit untergeschlagenen Beinen, und winkte uns mit der rechten Hand ein Willkommen zu; sein Dollmetscher, ein kleiner Armenier, stand vor ihm. Mehemed Ali steht am Abend seines Lebens, ein silbergrauer Bart fiel bis zur Brust herab und verdeckte den unteren Theil des Gesichts, um die Mundwinkel spielte, wenn er lächelte, ein ungewöhnlich kalter und schlauer Zug; aber das Auge blickte mit Jünglingsfrische blitzend umher. Ich musste mich zu seiner Rechten setzen, und sobald wir Platz genommen hatten, wurden, um die Unterhaltung zu fördern, Pfeifen und Kaffee gebracht.

Mit der lebhaftesten Theilnahme erkundigte sich Mehemed Ali nach den Affghanen, dem Könige von Delhi, den Amyren im Sind und anderen muselmännischen Fürsten; aber als ich ihm sagte, dass deren Macht ein Ende genommen habe, umzogen Furchen seine Stirne und er verfiel in ein tiefes Nachdenken. Indem er Einiges kaum hörbar vor sich hin sprach, aus dem die Worte Verfall und Untergang zu vernehmen waren, schien in ihm ein bitterer Ingrimme zu leben, dass sein Ziel, den Islam zu Grösse und Macht zu erheben, ein verfehltes gewesen sey. Dann fragte er etwas befremdend, wie es möglich sey, dass die bri-

tische Regierung mir habe erlauben können, bei ihrer Armee Dienste zu leisten und dieselbe kennen zu lernen. Ich entgegnete, die Engländer hätten in dieser Beziehung keine Ursache geheimnissvoll zu seyn, um so weniger, als wir mehr als irgend eine Macht ihre natürlichen Alliirten auf dem Continent, und seit den frühesten Zeiten befreundet wären. „Ja, so lange es zu ihrem Vortheile dient,“ bemerkte Mehemed mit sarkastischem Lächeln. Auf die Aeusserung, dass ich mit Bewunderung die Bauten auf der Citadelle gesehen und viele vortheilhafte Veränderungen in Cairo gefunden hätte, antwortete er ganz kurz: „es wird nach meinem Tode zerfallen.“ Dagegen verklärte sich sein Gesicht, als ich seiner Flotte gedachte, deren Ordnung mich überrascht hätte. Es ist seine einzige Freude, und die Morgenstunden, welche er gewöhnlich mit Besichtigung derselben zubringt, gehören zu den genussreichsten des Tages; aber dabei verfällt ein Schiff nach dem anderen, und die ganze Flotte geht nutzlos täglich mehr ihrem Untergange entgegen. Wir empfahlen uns Seiner Hoheit, nachdem wir eine halbe Stunde bei ihm verweilt hatten.

Inzwischen war das Dampfschiff von Bombay eingetroffen, wodurch unsere Reisegesellschaft, die Kinder eingerechnet, zu 148 Personen anwuchs. Für eine so grosse Anzahl ist der Oriental, auf dem wir nach England befördert werden sollten, nicht eingerichtet; weshalb mehrere der Reisenden, zu denen auch ich

gehörte, sich den grössten Unbequemlichkeiten unterziehen mussten.

Wir verliessen den 24. Mittags 2 Uhr den Hafen von Alexandrien, erreichten den 28. den Quarantaine-hafen von Malta, den 3. Juni Gibraltar, und steuerten noch denselben Abend dem atlantischen Ocean zu. Als wir auf der Höhe der Bay von Cadix uns befanden, erhob sich plötzlich ein orkanartiger Sturm. Beinahe acht Stunden tobte er mit unglaublicher Gewalt, die Wellen erhoben sich zu hohen Massen, spielten bald gleich Wassersäulen in den Lüften, bald überschlugen sie sich mit ihren gezackten Spitzen oder schleuderten die nassen Zungen spritzend weit über unser Schiff hinweg. Dabei schliff sich der Wind pfeifend und saugend an den Masten, Essen, Ketten und Stricken, und zerriss mit Blitzesschnelle unsere Gypsegel. Ein so bewegtes, tobendes Meer ist eine der erhabensten Naturerscheinungen. Ebenso plötzlich trat völlige Windstille ein, der Himmel klärte sich auf und die See wurde ruhiger. Aber den 7. Juni kamen wir abermals in eine bewegte See; indess ein günstiger Wind trieb uns so schnell dem Ziele näher, dass wir schon den folgenden Tag Nachmittags 3 Uhr die Küste von England erreicht hatten.

Ein nicht minder heftiger Sturm, als der in der Bay von Cadix, wehte uns hier entgegen, was um so gefährlicher war, weil wir 15 Meilen zu weit westlich gesteuert hatten, und anstatt uns dem Hafen von Fal-

mouth gegenüber zu befinden, an der Küste von Cornwallis, unweit Blackhead, angekommen waren. Gegen eine so tobende See, deren Wellen unser Schiff fortwährend überschlugen, konnte unsere Maschine, obgleich von 450 Pferdekraft, in der Stunde nur vier Meilen machen, und es kam Alles darauf an, dass wir vor Einbruch der Dunkelheit den Hafen von Falmouth erreichten. Es war eben die Mittagsstunde, und die meisten Reisenden im grossen Salon, als um uns Sturm und Wogen tobten; in manchen Augenblicken wüthete das Meer mit solcher Gewalt, dass das Schiff vergeblich dagegen arbeitete. Am heftigsten zeigten sich die Elemente an der Stelle, wo der vor fünf Monaten untergegangene Conqueror mit ihnen gekämpft haben soll. Einer meiner Gefährten hatte seinen einzigen Sohn, einen hoffnungsvollen Knaben von acht Jahren dabei eingebüsst und blickte in das unerbittliche kalte Meeresgrab, als wollte er sagen; „Soll hier der Vater zu seinem Kinde gebettet werden?“ Aber die Vorsehung hatte es anders beschlossen, die Sonnenscheibe tauchte eben ins Meer hinab, indem wir in den Hafen einbogen, und ein Ruf der Freude und des Jubels erhob sich unter den Reisenden, als der Anker an der vaterländischen Küste gegen 8 Uhr ins Meer rasselte.

XIII.

AN ALEXANDER VON HUMBOLDT.

Ueber die Religion der Hindus; Ihre Gottheiten; Das Castenwesen; Einrichtung europäischer Bildungsanstalten; Das Generalcommittee und dessen Wirkungskreis; Zustand der Schulen im Jahre 1835 und statistische Nachrichten über dieselben bis zum Jahre 1842; Einfluss europäischer Schulbildung auf die Jugend in sittlicher und religiöser Beziehung.

Dampfschiff Hindostan im Mai 1843.

In keinem Lande der Welt tritt das religiöse Leben der Menschen so hervor als in Indien, wo jede Stadt ihre verschiedenen Tempel aufzuweisen hat, von der dürftigsten Kapelle, welche das roheste Idol umschliesst, bis zu den Pagoden und ihren stolz gen Himmel strebenden Thürmen, grossen Höfen, Colonaden und ummauerten Tonks. Während Priester und Fromme die Götzen bekränzen, ihnen Früchte und Blumen darbringen, verrichtet das Volk, beim Aufgehen der Sonne im Wasser stehend, sich badend und übergiessend, seine Andacht; bei Tage zieht Gesang die Betenden zur heiligen Stätte,

oder die anmuthigen Gruppen von duftigen Schleiern umhüllter Frauen, welche ihre Gaben dem Gotte darbringen. Ein strenger Bramine bedarf täglich vier Stunden, um alle seine Ceremonien zu verrichten; aber ist er mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, dann kann er in einer halben Stunde seine religiösen Pflichten erfüllen; der Mann einer niedrigen Caste begnügt sich, während des Badens den Namen seines Gottes wiederholt auszurufen. An Festtagen zieht das Volk in Prozession mit Palmzweigen, Blumen, Götzenbildern, Tempeln, Wagen, Fahnen, Laternen aus buntem und vergoldetem Papier, aus seidenen Stoffen und Blumen, auf hohen Stangen angebracht, einher; die geputzte Menge in ihren malerischen Gewändern, so wie die sinnig und geschmackvoll gearbeiteten Symbole, geben solchen Aufzügen einen ungewöhnlich heiteren und glänzenden Anstrich. Pilger, Fakire und religiöse Bettler begegnen dem Reisenden auf den Strassen, nach heiligen Orten ziehend, diese im Anzuge ihres Ordens, jene mit Symbolen des Gottes, zu dem sie wandern, und dessen Namen oder Schutzwort dem Vorübergehenden als Gruss zugerufen wird.

Aber bei all diesem äusseren religiösen Pomp und Glanz, bei dem strengen Festhalten an Gebräuchen und Ceremonien, ist der Hinduismus von seiner ursprünglichen Reinheit seit Menus Zeiten abgewichen und verfallen. Einige Gottheiten hat man vernachlässigt, andere neu aufgenommen; Verstorbene werden angebetet, Secten haben sich gebildet, der Monotheismus ist gesunken, und der

Glaube an einen entsühnenden Gott, anstatt der Selbstprüfung, so wie die Nichtachtung der Vedas vorherrschend geworden. In den Vedas werden vier grosse Perioden (Yags) der Weltentwicklung angenommen, und dem Allmächtigen die drei grossen Eigenschaften des Schaffens (Brama), des Erhaltens (Vischnu) und des Zerstörens (Siva) beigemessen. Darin heisst es: dass die Engel sich vor des Allmächtigen Thron sammelten und ihn demuthsvoll fragten, was er selbst sey: „Wäre ein Anderer als ich,“ antwortete er ihnen, „so würde ich mich durch ihn beschreiben. Ich bin von Ewigkeit her gewesen und werde in Ewigkeit bleiben; ich bin die erste Ursache von Allem, was es giebt, im Osten und Westen, Norden und Süden, oben und unten, ich bin Alles, älter als Alles, König der Könige, ich bin die Wahrheit, ich bin der Geist der Schöpfung und der Schöpfer selbst, ich bin Erkenntniss und Reinheit und das Licht, ich bin allmächtig.“

Wenn auch dieser Grundgedanke nicht mehr vorherrscht, die Gegenstände der Anbetung nicht mehr dieselben sind, so übt diese Religion doch noch heute einen ebenso mächtigen Einfluss auf das Volk aus, als in den frühesten Zeiten. Und obgleich der Deismus der Vedas als der wahre Glaube der alle anderen Formen in sich schliesst, durch ein System von Polytheismus und Götzendienerei verdrängt worden, beinahe vergessen und nur noch von wenigen Priestern und Philosophen gekannt ist, so ist doch der Glaube an ein über Alles erhabenes Wesen

nicht verschwunden. Indess bekam durch ein starres Festhalten der Priesterschaft an uralten Gebräuchen, durch ein Begünstigen der Anbetung neuer Gottheiten oder Symbole, der anschauliche und bildliche Theil der Religion über den erhabenen und reinen die Oberhand. In den Schriften dieses neuen Glaubens, den achtzehn Puranas, welche nicht von Weisia, dem Sammler der Vedas, sind, sondern von verschiedenen Verfassern zwischen dem 18. und 16. Jahrhundert v. Chr. Geb., zum Theil aus älteren Ueberlieferungen zusammengestellt wurden, findet man Erzählungen von der Schöpfung, philosophische Spekulationen, Unterricht über religiöse Ceremonien, Genealogien, historische Fragmente und unzählige Legenden von den Thaten der Götter, Helden und Weisen.

Ausser vielen Millionen von Göttern sind es hauptsächlich siebenzehn Gottheiten, welche von den Hindus angebetet werden. Brama, der Gott der Schöpfung, der einzige, dessen Menu gedenkt, besitzt nur einen Tempel in Indien, und wird, wenn auch bei den täglichen Gebeten angerufen, in besonderer Anbetung ganz übergangen; dagegen steht seine Gemahlin Sereswati, die Göttin der Gelehrsamkeit und Beredsamkeit, in höherem Ansehn. Vischnu und Siva und deren Inkarnationen sind der vorzüglichste Gegenstand der Anbetung geworden.

Siva, erzählen die Puranas, wandert bald lachend, bald schreiend auf der Erde umher, umgeben von Geistern und Kobolden; berauscht, nackend und mit fliegen-

dem Haare, bestreut mit der Asche eines Scheiterhaufens und verziert mit Menschenknochen und Schädeln. Seine Gemahlin, Devi oder Bharani, genießt eine gleiche Anbetung und wird in noch abschreckenderer Weise dargestellt. Im Süden Indiens erscheint sie als eine schöne Frau, reitend auf einem Tiger, in stolzer und drohender Stellung, als wolle sie eben den Dämon vernichten; aber in Bengalen und anderen Theilen Indiens wird sie als eine schwarze Furie mit einer schreckhaften, scheusslichen Physiognomie abgebildet, übergossen mit Blut, von Schlangen umwunden und ihr Schmuck sind menschliche Köpfe und Schädel. In ihrem Tempel bei Calcutta werden jeden Monat tausend Ziegen und andere Thiere geopfert, und in Bindabaschni darf das Blut vor ihrem Bilde niemals austrocknen. Ebenso blutige Opfer werden Siva dargebracht; denn an gewissen Tagen im Jahre sieht man Märtyrer mit aufgeschlitzten Lippen und Zungen, worin Messer stecken, von lebenden Schlangen umschlungen, in feierlicher Prozession zum Tempel wandern; während Andere mit dem blossen Fleisch an einem eisernen Haken (Tscharock) hängen, der um einen hohen Baum geschwungen wird, und so jeden Augenblick in Gefahr sind, von der schwindelnden Höhe herabzustürzen und zu zerschmettern.

Vischnu erscheint als ein anmuthiger Jüngling von dunkler Gesichtsfarbe, gekleidet in Himmelbau, wie ein König alter Zeit; oder auch in der Form seiner zehn hauptsächlichsten Inkarnationen. Zuerst war er ein Fisch,

welcher die Vedas einem Dämon entriss, der sich ihrer in einer Ueberschwemmung bemächtigt hatte; dann ist er ein Eber, der mit seinen Hauern die Erde aus der Tiefe des Oceans heraufholt, in den sie gesunken war; wiederum eine Schildkröte, welche einen Berg trägt. Endlich im vierten tritt Vischnu in ein näheres Verhältniss zur Menschheit, indem er das Leben eines Gläubigen rettet, den sein Vater tödten wollte, weil er behauptete, dass Vischnu auch in der Säule sey, welche die Halle trug, in der sie sich befanden. In menschlicher Gestalt mit Löwenkopf und Tatzen sprang Vischnu aus der Säule und vernichtete den ungläubigen Tyrannen. Bei der fünften wird erzählt, ein König habe durch Opfer und Gewalt eine solche Macht über die Götter erlangt, dass diese ihm die Erde und das Meer hätten abtreten müssen und in banger Erwartung harrten, bis sein letztes Opfer ihn in den Besitz des Himmels bringen würde. Bei dieser Gelegenheit erschien Vischnu als Bramanen-zwerg, und bat um so viel Boden, als er in drei Schritten gewinnen könnte. Der Rajah nahm keinen Anstand die bescheidene Bitte des kleinen Wesens zu bewilligen; aber Vischnu überschritt mit dem ersten Schritt die Erde, mit dem zweiten den Ocean, und da für den dritten kein Raum mehr vorhanden war, erliess er dem Rajah sein Versprechen unter der Bedingung, dass er zur Hölle hinabsteige. Ein Bramanenheld, Paris Ram, welcher die Schetryas ausrottete, ist die sechste Inkarnation; Rama, ein König von Aude, die siebente. Es wird

erzählt, er sey aus seinem väterlichen Reiche vertrieben worden und habe viele Jahre, zurückgezogen von der Welt, in einem Walde religiösen Pflichten gelebt; während seine Gemahlin ihm von einem Riesen Ravana und Könige von Ceylon geraubt wurde. Sie zu retten, durchzog er mit einem Heere den Deccan, drang bis nach Ceylon vor und siegte, von einer Armee von Affen unter dem vergötterten Hunman unterstützt, über seinen Gegner. Aber als er ungerechterweise seinen Bruder Lachmen tödtete, welcher alle Gefahren mit ihm getheilt hatte, warf er sich, von Gewissensbissen überwältigt, in einen Fluss und wurde, wie die Hindus sagen, von den Göttern aufgenommen. Die neunte Inkarnation war Bhudda, und die zehnte soll noch kommen.

Ferner gehören zu den Hauptgöttern: Lakschmi, die Gemahlin des Vischnu und die Göttin des Ueberflusses und des Glücks, Indra, der Gott der Luft und des Himmels, Varuna, der Gott des Wassers, Pavana, der Gott des Windes, Agni, der Gott des Feuers, Yama, der Gott der Unterwelt und der Richter der Todten, Cuvera, der Gott des Wohlstandes, Cartikeia, der Gott des Krieges, Cama, der Gott der Liebe, Surya, der Gott der Sonne, Soma, der Gott des Mondes und Ganesa, der Gott der Weisheit. Aber mehr als alle diese stehen Rama und Crischna bei den Hindus in Achtung, besonders in Hindostan.

Crischna war der Sohn eines Königs zu Mattra (Matura), der aber von einem Hirten auferzogen wurde, um

ihn gegen einen Tyrannen zu verbergen, welcher ihm nach dem Leben trachtete. Seine Jugendscherze und Thaten, wenn er Milch entwendet und Schlangen tödtet, sind den Hindus unvergesslich; seiner Schönheit wegen war er von den Frauen und Mädchen aller Stände angebetet, deren Herzen ihm entgegenflogen, wo er sich zeigte. Er ist der Liebling des Volks in so hohem Grade, dass die Hindus den Generalgouverneur auf seinem Marsche von Delhi nach Agra baten, seinen Weg über Matra zu nehmen.

Die Mehrzahl obiger Götter hat keine Tempel; jedoch werden bei grossen religiösen Festen ihre Symbole oder Bilder auf Stangen getragen und nachher ins Wasser geworfen. Die Götter, in den Tempeln sowohl als an den Landstrassen, haben ein mehr thierisches, scheussliches und wildes Ansehen, als Würde und Grösse; sie sind bald roth, blau oder gelb angestrichen, mit mehreren Köpfen und meist mit vier Händen. Eine gleiche und oft grössere Anbetung wird den Planeten, heiligen Flüssen, namentlich dem Ganges, welcher eine Göttin vorstellt, gewidmet. Hoffnung beseligt Alle, ewiger Lohn den Guten, Strafe den Bösen. Jene werden zum Jama kommen, auf reizenden Pfaden unter dem Schatten duftender Bäume wandern, zwischen Strömen bedeckt von Lotos leben und mit Blumen überschüttet seyn; dabei ertönt die Luft von den Hymnen der Seligen und dem melodischen Gesange der Engel. Aber der Weg der Bösen ist auf schmalem Pfade durch Finsterniss, bald

über brennendem Sande, bald über scharfen Steinen, die mit jedem Schritte ihre Füße zerfleischen; sie sind nackend, gequält von Durst, bedeckt mit Schmutz und Blut, und übergossen mit heisser Asche und brennenden Kohlen; von den schreckhaftesten Erscheinungen beunruhigt, erfüllen sie die Luft mit ihrem Geschrei und ihren Klagen.

So wie das religiöse Leben der Hindus dem Geiste der Europäer fern liegt, so nicht minder ihre gesellschaftliche Sonderung in Klassen oder Casten. Nach Menu schuf Brama vier Arten von Menschen: den Braminen aus seinem Haupte, die Menschheit zu leiten und zu belehren; die Chetriyas aus seinem Arme, dieselben zu vertheidigen und zu schützen; die Veisiyas aus seinem Leibe, selbige zu nähren und zu erhalten; und die Sudras aus seinen Füßen, den übrigen zu dienen und zu gehorchen.

Der Bramine ist das erste aller geschaffenen Wesen, die Welt und Alles was in ihr ist gehört ihm, durch ihn erst erfreuen sich andere Sterbliche ihres Lebens, denn seine Verwünschungen können Könige vernichten; daher auch ein Bramine mit mehr Achtung als ein König behandelt werden soll. Sein Leben und sein Besitzthum sind durch die strengsten Gesetze in dieser Welt und durch die Drohungen der furchtbarsten Strafen in der jenseitigen geschützt. Seine Jugend muss in Entsagung und Casteiung ausschliesslich dem Studium der Vedas gewidmet seyn; gehorsam und dienend dem Lehrer, soll er sich den Unterhalt von Thür zu Thür erbetteln.

Im zweiten Lebensabschnitte finden wir ihn mit seiner Familie und seinen Kindern den gewöhnlichen Pflichten eines Braminen obliegen: die Vedas lesen und lehren, opfern und beten, Almosen spenden und empfangen. Aber er darf keine Dienste annehmen, soll auf alle Lebensfreuden, Musik, Gesang, Tanz, Spiel u. a. m., verzichten, und weltliche Ehren und Genüsse meiden wie das Gift. Selbst sein äusseres Wesen und seine Kleidung sind streng vorgeschrieben: offen und bescheiden, rein und züchtig, leidenschaftslos, sein Haar und Bart verschnitten, sein Gewand weiss und sein Körper rein, soll er mit einem Stabe und den Vedas in den Händen und mit glänzend goldenen Ringen in den Ohren erscheinen. Hat er die Schriften gelesen, einen Sohn auferzogen und die heiligen Opfer erfüllt, ist es ihm erlaubt, Alles seinem Sohne anzuvertrauen und in seinem Hause als Schiedsrichter zu leben. Sein dritter Lebensabschnitt ist der mühevollste. Bekleidet mit dem Fell einer schwarzen Antilope oder mit Blättern, mit herabhängendem Haare und langen Nägeln, soll er auf der blossen Erde, in keiner Behausung schlafen, ohne Feuer, nur von Wurzeln und Früchten leben; aber dabei streng allen religiösen Pflichten nachgehen. Endlich beschliesst er sein Leben in Selbstbeschauung und in Betrachtungen über die Gottheit, und haucht seine Seele aus, wie der Vogel voll Lust den Zweig des Baumes verlässt.

Die Soldatencaste ist, wenn auch unter der der Braminen stehend, doch in hohen Ehren, weil diese unter

ihrem Schutze lebt und wirkt, und — wie es im Menu heisst — von der Einigkeit Beider das Wohl der Welt abhängt. Viele Braminen, die Fürsten und die meisten Minister gehören ihr an; sie soll das Volk vertheidigen, Almosen spenden, opfern und sich sinnlicher Genüsse enthalten.

Die Veisiyas geniessen, ihrer niederen Stellung ungeachtet, das Vorrecht, von den Braminen gastlich aufgenommen werden zu können; ihre Bestimmung ist, Heerden zu halten, Handel zu treiben, Geld auf Interessen auszuleihen und den Boden zu bebauen. Die Pflicht des Sudra ist zu dienen, zuerst den Braminen, dann den beiden anderen Casten; jedoch darf ein Bramine niemals Speisen geniessen, die von einem Sudra bereitet sind. Wenn ein Sudra einen Hindu der höheren Casten beschimpft, so soll seine Zunge aufgeschlitzt werden, setzt er sich mit einem Braminen auf denselben Sitz, soll ihn dieser züchtigen; und wenn er ihn über religiöse Pflichten belehren will, soll siedendes Oel in seinen Mund und in seine Ohren gegossen werden. Aber dies slavische Verhältniss des Sudra zu den Braminen und höheren Casten ist jetzt nicht mehr so strenge, er bietet seine Dienste an bei wem es ihm beliebt, ist gesetzlich geschützt gegen deren Tyrannie und befindet sich oft im Besitze von Eigenthum. Ueberhaupt sind die Casten nicht mehr so scharf gesondert, was in dem Lager einer Armee besonders hervortritt, wo der im Heere dienende Bramine in einer Weise sich dem Sudra nähert, die im gewöhnlichen Leben vermieden werden würde.

Bei solcher religiösen und gesellschaftlichen Grundlage eines Volks musste es den Briten schwer werden, das Christenthum und europäische Wissenschaft unter den Hindus zu verbreiten; ersteres macht durch Missionaire nur schwache Fortschritte, während dieses täglich mehr Boden gewinnt und dem christlichen Geiste und Wesen Vorschub leistet*). Obgleich die britische Regierung eigentlich erst seit 30 Jahren angefangen hat, für Schulbildung und Volksunterricht Sorge zu tragen, so ist doch in dieser kurzen Zeit viel geschehen; durchdrungen von der hohen Wichtigkeit der Sache, hat sie das Unternehmen in wahrhaft grossartiger Weise mit einem Ernst und Eifer durchgeführt, der ihr zu hohem Ruhme gereicht. Auch die Direktoren der ostindischen Compagnie sprachen sich 1824 in diesem Sinne aus. „Wir wünschen,“ heisst es in deren Schreiben, „dass Sie ganz von unserem Eifer durchdrungen seyn mögen, mit welchem wir die Erziehung und Bildung der

*) „Ich betrachte, sagt Herr Weitbrecht, die Erfolge der Arbeiten in Bengalen weniger nach der Anzahl, welche sich haben taufen lassen, als nach dem moralischen Eindrücke, den die christliche Wahrheit unter dem Volke verbreitet. Es ist wahr, dass von drei oder vier Tausend, welche das Evangelium gehört haben, im Vergleich zu der Menge, nur Wenige zum Christenthum bekehrt worden sind; aber die meisten der jungen Leute haben einen klaren Begriff von den wichtigsten Lehren des Christenthums empfangen, und so in ihrem Geiste die Ueberzeugung gewonnen, dass unser Glaube eine gesunde und beglückende Wahrheit enthält, und, dass die Grundlehren des Hinduismus aus Lügen und Trugschlüssen bestehen; dass dieser das Herz verfinstert und verderbt, während jenes es bessert und reinigt.“

Eingebornen Indiens gefördert wissen wollen, und dass wir bereit sind, beträchtliche Opfer für diesen Gegenstand zu bringen.“

Es herrschen in Indien zwei Systeme des Unterrichts: in Bengalen ist vorzugsweise die englische Sprache die lehrende; in der Präsidentschaft Bombay die der Eingebornen. Das erste System ist vielfach angefeindet worden, aber, wenn man bedenkt, dass in Indien verschiedene Dialekte herrschen, dass die Sprache und Literatur der Eingebornen in vielen Wissenschaften gar nicht ausreicht, den Lehrgegenstand fasslich und dem gegenwärtigen Standpunkt gemäss vorzutragen, und die englische Literatur eine so reiche ist, so möchte man dem Systeme in der Präsidentschaft Bengalen den Vorzug geben; jedenfalls ist es von Wichtigkeit, die Prüfung desselben auf die Erfahrung zu gründen.

In der Präsidentschaft Bombay ist die im Jahre 1827 gegründete und dem Gouverneur Monstuart Elphinstone zu Ehren benannte Elphinstonsche Erziehungsanstalt für Eingeborne die vorzüglichste. Sie besteht aus zwei Abtheilungen: für die englische und für die einheimische Sprache. Erstere zerfällt wiederum in die obere und untere Schule, in jener wird Mathematik, Naturphilosophie, Mechanik, Chemie, politische Oekonomie, Geographie und Geschichte gelehrt, und daselbst befanden sich, nach dem Berichte von 1842, 30 Schüler; die untere Schule wurde von 587 Knaben besucht. Zu dieser Anstalt gehören ausserdem noch einige Schulen,

in denen die einheimische Sprache die lehrende ist, und in welchen 719 Knaben Unterricht erhielten.

Ferner sind von Seiten der Regierung in folgenden Orten englische Schulen errichtet worden. Zu Puna, wo 81 Knaben anwesend waren, und aus welcher bereits 61 junge Leute zu verschiedenen Aemtern im Lande herangebildet worden sind. In Tannah werden 58 Knaben und in Surat 35 unterrichtet; die englische Schule zu Panwell wurde auf den Bericht des Schulcollegiums im Jahre 1842 wieder aufgehoben. Endlich befindet sich noch zu Puna ein Sanskritgymnasium, in welchem 85 Studenten Freistellen erhielten und 68 das Honorar entrichteten.

An diese höheren Lehranstalten schliessen sich die, unter Beaufsichtigung des Schulcollegiums, in den Distrikten gelegenen Schulen der Eingebornen an; es sind solche, welche vorzüglich auf die Volksbildung einzuwirken suchen, und sich daher nur mit den einfachsten Elementargegenständen beschäftigen. Zur ersten Abtheilung gehören die Collectorate von Puna, Ahmednaggar, Scholapur und Kandeisch. In dem Collectorat von Puna befinden sich 19 Schulen, welche von 1257 Knaben besucht werden; in dem von Ahmednaggar sind 16 Schulen mit 1243 Schülern; in Scholapur Collectorat 4 Marathy- und 6 Carnareseschulen mit 250 Knaben; und in Kandeisch sind 2 Marathyschulen mit 80 Kindern. Der Zustand der Schulen dieser beiden letzten Collectorate wird als sehr vernachlässigt geschildert.

Die zweite Abtheilung bilden die Collectorate von

Surat, Ahmedabad, Kaira und Tannah. Das Collectorat von Surat enthält 13 Schulen mit 1142 Schülern; Ahmedabad 6 Schulen mit 414 Schülern, Kaira 7 Schulen mit 456 Knaben; und im nördlichen Concan und im Tannah-collectorat befinden sich nur Marathyschulen und zwar 10, welche von 661 Kindern zwischen 5 und 15 Jahren besucht wurden. Die dritte Abtheilung besteht aus dem südlichen Concan und dem südlichen Marathalande; hier besitzt das Collectorat von Ratnagherry 9 Schulen mit 782 Knaben und die Errichtung von vier neuen Schulen ist bewilligt worden.

Im südlichen Marathalande entstehen durch die verschiedenen Dialekte für den Unterricht grosse Schwierigkeiten. Mysore ist der Sitz der Canaresesprache in ihrer ursprünglichen Reinheit; aber in den Distrikten, welche dieses Land umgeben, wird die Sprache durch die Vermischung mit Telinghy im Osten, Marathy im Norden, Malabary im Westen und Dravidy im Süden ein verdorbenes und beinahe unverständliches Canarese. Da nun in den Collectoraten von Dharwar und Belgaum Canarese die Sprache des grössten Theiles der Eingebornen ist, und gegenwärtig als Geschäftssprache zwischen der Regierung und dem Volke dient, obgleich früher Marathy als solche galt und noch in einigen Jaghyrs üblich ist, so hat der Erziehungsrath zu Bombay dahin entschieden, dass die Marathysprache in den Canareseschulen gänzlich ausgeschlossen werden soll; gleichwie in den Schulen im Deccan allein im Marathy und in Guzerat

nur im Guzerathy gelehrt wird. Im Dharwarcollectorate sind zwei Marathy- und fünf Canareseschulen, welche von 531 Knaben besucht werden; in Belgaum befinden sich 18 Canareseschulen und eine Marathyschulen in dem Städtchen Khanpur, an denen 669 Kinder Theil nehmen.

Hiernach enthält die Präsidentschaft Bombay 120 Schulen für Eingeborne, woselbst 7750 Knaben unterrichtet werden. Der Erziehungsrath hat, insoweit es möglich ist, eine Zählung der schulfähigen Kinder männlichen Geschlechts vornehmen lassen, aus welcher sich ergiebt, dass von hundert Knaben, die das fünfte Lebensjahr überschritten haben, durchschnittlich ungefähr 18 den öffentlichen Unterricht benutzen.

In der Präsidentschaft Madras ist die im Jahre 1841 gestiftete Universität zu Madras die einzige höhere Lehranstalt. Dieselbe besteht aus einer hohen, einer akademischen und einer Vorbereitungsschule; die akademische Schule begreift in sich eine medicinische und eine Ingenieurschule. Zu dieser Anstalt haben die Kinder von Eingebornen aller Casten Zutritt, und werden darin täglich sieben Stunden unterrichtet; das Honorar für die hohe Schule beträgt monatlich 4 Rupien, für die Vorbereitungsschule 2 Rupien; erstere wurde nach dem letzten Berichte von 100 jungen Leuten, letztere von 38 besucht. Eine völlig freie Aufnahme zu gestatten, hält der Vorstand nicht für zweckmässig, indem dadurch meist arme Kinder davon Gebrauch machen würden, welche nach Erlangung einiger Kenntnisse und vor vollendeter

Ausbildung die Anstalt wieder verlassen müssten. Auch klagt der Vorstand, dass die Erfolge und die praktische Wichtigkeit der Erziehung noch sehr wenig von den Eingebornen, selbst nicht von denen der besseren Gemeinden, erkannt und gewürdigt würden.

An der Spitze sämtlicher Erziehungsanstalten der Präsidentschaft Bengalen steht seit dem Jahre 1823 ein aus 17 Mitgliedern bestehendes Generalcommittee. Zu demselben gehört *ex officio* ein Sekretair der Regierung, ferner werden jährlich aus dem Verwaltungsrathe des Hinducollegiums zwei Eingeborne gewählt, während die übrigen sich aus den höheren Kreisen Calcuttas ergänzen; nur der Sekretair hat ein Gehalt von monatlich 500 Rupien. Das Generalcommittee ist eine überwachende und controlirende Behörde; jedes Mitglied derselben kann Vorschläge machen, über welche die Majorität entscheidet. Aus demselben bilden sich Untercommittees zu drei Mitgliedern, welche die Finanzen, die Wahl der Bücher und Instrumente und die Anstellung der Lehrer beaufsichtigen und bestimmen und bei dem Generalcommittee in Vorschlag bringen. Das Generalcommittee vom Jahre 1835 sagt in seinem Berichte an Lord Auckland, dass es sich bemühe, die Grundlage des Systems zu erweitern, zu befestigen und zu verbessern, und, dass es dahin arbeite, sobald die Mittel es nur irgend erlauben, „in jedem Dorfe des Landes eine Schule zu errichten, woselbst in der einheimischen Sprache gelehrt werden soll.“ Wenn eine Schule in den grossen

Stationen sich bewährt hat, will es ein Collegium daraus bilden und dafür sorgen, dass die Professoren und Lehrer in der Nähe ihrer Wirkungskreise wohnen, zu welchem Zwecke es beabsichtige, Häuser mit freier Rente für dieselben zu bauen. Bei jedem Collegium wurde ein Professor der Mathematik, der Naturphilosophie und des Rechtes angestellt; „aber dieser Zweig des Wissens,“ bemerkt das Committee, „stösst auf grosse Schwierigkeiten durch die Menge sich widersprechender Rechtssysteme und durch die Abfassung derselben in so verschiedenen Sprachen; indess hoffen wir, dass die Gesetzcommission uns bald mit einem kurzen und umfassenden Werke des englisch-indischen Gesetzes in der englischen und Landessprache versorgen wird.“ Nächst dem sollte Alles angewandt werden, praktische Vermesser für die Justiz- und Finanzverwaltung zu bilden, so dass jede Zillah und jeder Stadtgerichtshof einen oder zwei Feldmesser haben.

Um die Schreibart und Literatur der englischen Sprache zu fördern, wurde die Herausgabe einer Auswahl der besten englischen Schriftsteller, sowohl der Poesie als Prosa, veranstaltet. Ferner erhielt jede Anstalt eine Bibliothek, wozu der Rajah Bejai Govind Sing allein 20,000 Rupien aussetzte und Privatleute bedeutende Geschenke an Büchern machten. Damit aber bei dem Unterricht in der englischen Sprache die Landessprachen nicht vernachlässigt würden, liess das Committee die besten englischen Werke übersetzen. Auch erklärte der

Generalgouverneur, die Verbreitung europäischer Literatur und Wissenschaft unter den Eingebornen, als den vorzüglichsten Gegenstand, im Auge zu behalten, ohne jedoch dabei den Unterricht in den Sprachen Indiens zu beeinträchtigen. Es war daher der besondere Zweck des Committees vor allen Dingen Schullehrer und Uebersetzer zu bilden und den Seminarien eine solche Richtung zu geben, dass die jungen Leute bei der Finanz- und Justizverwaltung angestellt werden könnten. Stipendien und Preise, an die besten Schüler in jedem Zweige des Wissens, in Büchern, Medaillen und Geld sollten die gute Sache fördern.

Im Jahre 1835 finden wir schon folgende Seminarien errichtet: in Calcutta ein englisch-indisches Hinducollegium, ein mahomedanisches und ein Sanskritcollegium; in Benares ein englisches Seminar und ein Sanskritcollegium; in Delhi ein englisches und ein orientalisches Collegium; und Schulen zu Maulmain, Hughly, Murschedabad, Bhaugulpure, Saugor, Allahabad und Agra. In demselben Jahre wurden errichtet: ein medicinisches Collegium zu Calcutta und Seminarien zu Pury, Gawahati, Dacca, Patna, Ghazypure, Myrat, Rajschahi, Jubulpure, Hoschungabad, Furrakabad, Bareilly und Ajmyr. Jede dieser 27 Anstalten stand unter der speciellen Aufsicht einer Commission von Europäern und Eingeborenen des betreffenden Ortes, welche aus den Einwohnern gewählt worden waren. In denselben wurden mit einem Kostenaufwande von 25,427 Lt. 6 Schilling und 6 P.

3398 Schüler (darunter 1881 Hindus und 596 Mahomedaner) unterrichtet; davon lernten 1818 Englisch, 218 Arabisch, 473 Sanskrit, 376 Persisch und 40 Maratha. Wenn ich dabei bemerke, dass diese geringe Anzahl von Schülern auf eine Bevölkerung von 73 Millionen Menschen kommt, mithin auf 18,250 Einwohner nur ein Schüler, so ist nicht zu vergessen, dass wohl eine dreifache Anzahl Kinder auf anderem Wege unterrichtet wurde.

Aber schon damals lehrte die Erfahrung, dass die Stipendien und die kostenfreie Gabe von Schulbüchern dem vorgesetzten Zwecke nicht förderlich waren; daher das Committee darauf antrug: jeder Knabe solle sich seine Bücher selbst anschaffen. Dennoch zeigte sich unter den Einwohnern ein so lebhaftes Interesse für die Erziehung der Jugend, dass wir schon in demselben Jahre zu Maulmain 106 Schüler (darunter 48 Birmanen und 16 Chinesen) finden; in Myrat wuchs das dortige Seminar in acht Monaten von 19 auf 112 Schüler; und in Dacca, wo bei Eröffnung der Schule so viele Kinder kamen, dass noch ein Haus gemiethet werden musste, schenkte ein Eingeborner 1000 Rupien und eine Sammlung unter den Europäern und Eingebornen brachte 5000 Rupien zusammen. Im orientalischen Collegium zu Delhi befanden sich in diesem Jahre 197 Schüler, von denen 61 Knaben in neun Klassen vertheilt der arabischen Abtheilung angehörten, 80 Knaben in elf Klassen im Persischen und 56 in neun Klassen im Sanskrit unterrichtet wurden. Der Vorstand dieser Lehranstalt gedenkt in sei-

nem Bericht eines Schülers, welcher derselben wahrhaft zur Zierde gereiche, und das Studium folgender Werke gründlich erfasst habe: *Schachy*, *Nuralanwar*, *Fouzi*, *Tulurgh* und *Massallam* über die Grundzüge mahomedanischer Rechtslehre; *Schareh Waquaya* und *Hidaya*, über mahomedanisches Recht; *Mybudy*, *Suddra* und *Salbazigha* über Naturphilosophie; *Schareh Sullam* und *Schareh Motala* über Moral und Logik; und *Makhtasar Mani* und *Matawal* über Rhetorik.

Von welchem Erfolge die Erziehung auf den Geist und die Denkweise der Jugend Indiens ist, werden einige Auszüge aus den besten Arbeiten von Schülern lehren, welche beim Examen in Gegenwart der Lehrer gemacht wurden. In dem Hinducollegium zu Calcutta wurde die Aufgabe „über die Buchdruckerkunst“ gestellt, und der Preis einem Schüler von 17 Jahren der ersten Klasse, Kylas Chander Datt, zuerkannt. Derselbe spricht sich darüber folgendermassen aus: „Um die religiösen Ceremonien, Gesetze und berühmten Thaten der Weisen und Helden der Menschheit in den frühesten Zeiten der Welt vor Vergessenheit zu retten, nahm man seine Zuflucht zum Gesange. Die einfachen und rohen Gesetze der ältesten Einwohner Griechenlands waren in Musik gesetzt und wurden auf Märkten und anderen öffentlichen Plätzen an Festtagen und Lustgelagen abgesungen. Aber die Erfahrung unserer barbarischen Vorfahren lehrt, dass mündlicher Ueberlieferung, nach dem Verlauf einiger Jahrhunderte, kaum geglaubt werden kann. Die Irrthümer,

welche sich in die wahre Geschichte eingeschlichen hatten, waren so zahlreich und so bedeutend, dass mehr als ein dauerndes Monument, um sie zu erhalten, erforderlich war. Unter den verschiedenen Gegenständen, von welchen die Menschen umgeben sind, ist es natürlich, dass diejenigen aufbewahrt werden, welche, um vergleichsweise zu reden, unvergänglicher Natur sind.

Die Beschlüsse von Solon, die Gesetze der 12 Tafeln, Contrakte, Willensmeinungen, Grabschriften, Traktate und Conventionen waren auf Stein, Metall oder Holz eingegraben. „Vor der Erfindung der göttlichen Buchdruckerkunst, wie sie ausdrücklich genannt wird, waren die Menschen von dem krassesten Aberglauben befangen. Alfred und Carlman, indem sie Schulen errichteten und Klöster gründeten, hatten nur einen vorübergehenden Glanz über den geistigen Horizont von Europa ausgegossen. Die Mönche sind die einzigen Lehrer der Jugend, die Verbreitung des Wissens war sehr langsam und unvollkommen. Unglaubliche Legenden, unerbauliche Predigten und abgenutzte Auslegungen der Schrift waren der einzige Lehrgegenstand jener finstern Zeit. Die beschränkten Ideen der Mönche, ihre äusserliche Strenge, ihre religiösen Meinungen, ihre verderbliche Moral machte die Verbreitung des Wissens in ihren Händen gänzlich fruchtlos. Wissenschaft entartete in barbarische Sophisterei, und Wahrheit verstummte unrühmlich in der Hitze theologischer Streitigkeit.“

„Die Buchdruckerkunst ist in der Mitte des 15. Jahr-

hundreds erfunden, und erreichte schon im Verlaufe eines Jahrhunderts die Höhe ihres Glanzes. Diese wundervolle Erfindung war zuerst von roher und einfacher Natur, aus ganzen Seiten bestehend, welche auf Holz oder Marmor eingegraben waren. Die Bildung beweglicher Typen brachte es um einen grossen Schritt vorwärts und zu seinem heutigen Zustand.

Die Geistlichen fanden es ihren Interessen feindlich und wurden deren eingewurzelte Feinde; sie verschrien es, als eine Geburt des Fürsten der Finsterniss, die Blitzstrahlen des Vatican wurden dagegen geschleudert, es wurde der grosse Drache, der in der heiligen Schrift verkündete Antichrist genannt. Aber noch ist sie blühend, sie erhebt ihre unermüdlichen Flügel weit über die Zielscheibe boshafter Mönche. Es ist ein Glück für die Menschheit, dass sie allen künstlichen Angriffen selbstsüchtiger Widersacher widerstand; denn wäre sie in dem Augenblick ihrer Geburt unterdrückt worden, hätte irgend ein schreckliches Verhängniss oder unberechenbare Intriguen ihr Wachsthum beschränkt, in welchem Zustande würde sich gegenwärtig die Welt befinden!“

Indem dieser junge Mann die Nachtheile und Vortheile hervorhebt, sagt er: „Die Welt ist mit einer unendlichen Zahl nutzloser Bücher angefüllt, bezweckend die Liebe zum Vergnügen, für Zerstreuung und Laster; solche unnütze Artikel sind verbreitet, die, anstatt zu belehren, die Aufmerksamkeit der Menschheit abziehen, Ketzereien haben sich fortgepflanzt, Privatärgernisse sind

veröffentlicht, und wir müssen tief beklagen, dass eine so ruhmvolle Erfindung von so unglücklichen Folgen begleitet ist. Aber die Vortheile überwiegen bei weitem die Nachtheile. Die Uebel werden im Triumphe der Zeit verschwinden, Civilisation wird über Barbarismus und Wahrheit über Falschheit den Sieg davon tragen. Möge dann die Erfindung der Buchdruckerkunst als das Ruhmvollste in den Annalen der Menschheit erkannt werden. Mögen Engel fortfahren über ihre Sicherheit zu wachen, und möge Gott, in dessen Händen der Ausgang aller Dinge liegt, das unschätzbare Gut verewigen, welches durch das vereinte Streben einiger unbekannten Männer Deutschlands uns geschenkt wurde, und fortfahren das glückliche Werkzeug gegen die Ungerechtigkeit der Fürsten und die Thorheiten der Individuen zu seyn, damit Wissen verbreitet werde und Civilisation gedeihe.“

In dem Collegium zu Delhi wurde den Schülern die Aufgabe „über die Vortheile der Erziehung“ gegeben, und der Preis Umed Sing zuerkannt, einem Knaben, welcher erst drei Jahre und vier Monate in der Schule war. „Erziehung,“ sagte derselbe in seinem Aufsatze, „ist die Kunst den Geist auszubilden und die Anlagen und Neigungen des Herzens zu regeln. Sie versieht den Verstand mit der Kenntniss vieler Künste und Wissenschaften und erfüllt das Herz mit dem schuldigen Gefühl gegen Gott und Menschen. Wenn wir nach unserem Lande hinblicken, wie können wir es vermeiden, nicht von einem Eindrücke des Bedauerns und Mitleidens be-

rührt zu werden. Während andere Nationen fremde Länder mit unzähligen nützlichen Dingen versorgen, sind die Einwohner Indiens unfähig, deren eigene Bedürfnisse zu befriedigen.

Es ist allgemein anerkannt, dass die Nothwendigkeit die Mutter der Erfindung ist, aber die armen Indier geben das eigenthümliche Beispiel vom Gegentheil. Sie strengen ihren Geist nicht an, das Nützliche zu schaffen, noch rühren sie ihre Hände, um etwas hervorzubringen, was ihnen nöthig ist; sie verschwenden lieber ihre Zeit ans Spiel als sie dem Studium zu widmen; und leiden lieber Mangel, als dass sie thätig wären. Wir sehen hier eine Menge eingeborner Edelleute der ersten Familien an den Rand des Nothleidens versetzt, ohne dass sie ihre körperliche und geistige Kraft erheben. Aber erlaubt mir die Frage, ob dieses Elend ihrer Trägheit zugeschrieben werden kann, nein, ihre Trägheit entsteht aus Mangel einer guten Erziehung. Wären ihnen die Vortheile der Industrie gelehrt, hätte Erziehung den blinden und abergläubischen Wahn der Vorherbestimmung hinweggenommen, hätten sie den Werth der Zeit erkannt und wären sie jeder Lehre nicht gänzlich beraubt worden, so würden sie ein sehr edles Gegenmittel gewonnen haben, und ich bin überzeugt, sie würden keine so verachtete Menschenklasse seyn.

Ein Mensch ohne Erziehung ist ein blos lebendes Wesen, oder ein beweglicher Stein in einer menschlichen Figur; er erscheint als ein Mensch, aber ist

der That nach , in dem Zustande seiner Existenz , nur wenige Schritte über der Thierwelt. Er kann weder sich selbst , noch der Gesellschaft , in welcher er lebt , Gutes thun ; er kann weder religiös , noch tugendhaft seyn. Wenn er auch vielleicht mit einigen glänzenden Gaben der Natur bedacht ist , so sind diese gleich den verborgenen Perlen auf dem Meeresgrunde , welche er zu ohnmächtig ist , gewinnen zu können und in ihrem wahren Glanze strahlen zu lassen.“

Im Jahre 1836 finden wir schon 30 Unterrichts- anstalten , welche von 4654 Knaben besucht werden (3298 Hindus , 670 Mahomedaner und 198 Christen) von denen 3511 im Englischen , 381 im Sanscrit , 256 im Arabischen und 358 im Persischen Unterricht erhielten. Verausgabt wurden 35,519 Lt. und 11 Schilling. Das Committee drang darauf , dass jeder Knabe , welcher nur irgend die Mittel besitzt , seine Schulbücher selbst anschaffen müsse , weil dadurch viele nützliche Bücher in die Hände des Volks kämen und der regelmässige Besuch der Schule befördert würde.

Ein grosses Hinderniss für den Unterricht waren die vielen Festtage der Eingebornen , so klagte der Schulvorsteher zu Ajmyr , dass in zwei Monaten 21 Feiertage vorgekommen wären. Den Mangel an guten Lehrern suchte man dadurch zu heben , dass man diejenigen Klassen vergrösserte , in denen Lehrer ausgebildet wurden. Aber ein grosser Uebelstand war , dass viele Kinder die Schule vor vollendeter Ausbildung verlassen

mussten, weil die Eltern ihres Beistandes bedurften. Sehr anerkennenswerth ist das Streben des Committees für die körperliche Ausbildung der Jugend, für Gymnastik, und die Sorge, dass die kleinsten Knaben nicht so lange in der Schule sitzen als die ältesten.

Im Jahre 1837 finden wir schon 38 Lehranstalten, in denen 170 Lehrer unterrichteten, und die von 5196 Schülern besucht wurden. Zu dieser Zeit war der Kostenbetrag eines Schülers in der arabischen Schule zu Calcutta monatlich 15 Rupien 9 Annen und 7 Peis; im Sanskritcollegium daselbst 11 Rupien 2 Annen und 1 Peis; in den Collegien zu Delhi und Agra zwischen 8 und 9 Rupien; dagegen in den Schulen zu Allahabad und einigen anderen Orten monatlich nur 1 Rupie 8 Annen.

Im darauf folgenden Jahre besitzt die Präsidentschaft Bengalen bereits 7 Collegien und 33 Schulen, bei welchen 118 Professoren und Lehrer und 115 Pandits (Lehrer des Hindugesetzes) und Moulavies (Lehrer des mahomedanischen Gesetzes) angestellt waren. Dieselben wurden von 5727 Schülern besucht und kosteten 38,179 Lt. und 11 Schilling. In den Collegien sind die Gegenstände: Arithmetik, Buchhaltung, Technik, Maschinenwesen, Architektur, Zeichnen, Aufnehmen, Ethik, Mechanik, Naturphilosophie, Chemie, Rechtslehre, Geschichte, Geographie und Poesie; — in den Vorbereitungsschulen: Lesen, Grammatik, Schreiben, Geographie und die ersten Regeln der Arithmetik in der

englischen und Landessprache. Durch die Anstellungen, welche den besten Schülern im Staatsdienste und bei Privaten zu Theil wurden — so erhielten allein in einem Jahre 40 Schüler des Collegiums zu Delhi ein Unterkommen — war der Wunsch, im Englischen unterrichtet zu werden, so überwiegend, dass darüber das Persische und Arabische ganz in den Hintergrund trat. In der Provinz Assam zeigte sich ein so lebhaftes Streben nach Wissen, als in Europa in den Zeiten, wo das Licht der Aufklärung aufging; dagegen verbanden in Arracan viele Einwohner mit Erziehung den Gedanken an Knechtschaft und Slaverie. Aber dennoch kamen in Murschedabad von 100 Kindern, welche die Schule besuchen konnten, nur 8; in Burdwan 16, in Behar 5 und in Tirhut 2 Kinder.

Im Jahre 1838 werden 44 Lehranstalten aufgeführt und zwar in folgenden Orten: in Bengalen zu Calcutta das Hindu-, Sanskrit-, medicinische Collegium und die Madressa; zu Hughly das Collegium von Mahomed Mohsin, eine Zweigschule und eine Kinderschule; ferner Schulen zu Sytapure, Bancurah, Trebanny, Umerpure, Jessore, Dacca, Comillah, Chittagong, Baul Leah und Dinagpure. In Orissa zu Cuttack und Midnapure; in Assam zu Gowahatty; in Arracan zu Akeyab und Ramry; in Behar zu Patna, 2 Schulen zu Bhaugulpure, Arrah, Chaprah und Maulmein; in dem Allahabaddistrikt zu Benares ein Collegium und ein Seminar, Schulen zu Ghazypure, Allahabad, Saugor, Jubbulpure,

Hossingabad, Azimghar und Gorruckpure; in den nord-westlichen Provinzen ein Collegium zu Agra, ein Collegium und eine Institution zu Delhi; ferner Schulen zu Bareilly, Myrat, Furrarackabad und Ajmyr. In denselben wurden 6550 Schüler (4952 Hindus, 1400 Muselmänner und 198 Christen) mit einem Kostenaufwande von 85,399 Lt. und 2 Schill. unterrichtet; wobei auf die Provinz Bengalen, welche allein eine Einnahme von 13 Millionen Lt. gewährt, nur etwas über 24,000 Lt. kommen.

Aus dem Bericht des Committeees an den Generalgouverneur ergiebt sich, dass die Knaben anfangen, die Schulen in einem früheren Lebensalter zu besuchen; jedoch zeigten sich, aller Bemühungen ungeachtet, die höheren und Mittelstände für die Erziehung weniger empfänglich; und eine in Ansehen stehende Klasse von Eingeborenen zu bilden, welche mit der englischen und einheimischen Sprache vertraut ist und auf ihre weniger gebildeten Landsleute vortheilhaft einwirke, erschien höchst nothwendig*).

*) Ein wohlhabender Bramine schrieb kürzlich Herrn Weitbrecht: „Ich fühle mich überzeugt, mein Herr, nachdem ich Ihre heiligen Schriften gelesen habe, dass selbige die wahre Religion enthalten. Leider fühle ich mich nicht mehr in der Macht, die Reinheit seiner Vorschriften zu erlangen; aber hier ist mein Sohn, nehmen Sie ihn als Ihr Kind, speisen Sie ihn an Ihrem Tisch, und erziehen aus ihm einen Christen.“ Zugleich übersandte derselbe 10,000 Rupien für die Erziehung seines Sohnes. — Auch erzählt Herr Weitbrecht, dass ihm der Rajah von Burdwan, auf sein Ansuchen, zur Erbauung eines Schulhauses bei-

Bei dem Entwurf eines übereinstimmenden Unterrichtsplans, wollte man dahin sehen, dass der Lehrer gut und nicht zu viel lehre; und, dass er ebenso sehr auf das Gemüth der Schüler wirke, als auf deren geistige Ausbildung. Körperliche Strafen sollten nicht stattfinden: aber Belohnungen, sowohl für moralisch gute Aufführung als für geistige Regsamkeit ertheilt werden. Im letzten Jahre wollte man die Schüler in den Collegien vorzüglich mit solchen praktischen Dingen bekannt machen, welche in Indien am meisten vorkommen.

Es hatte Schwierigkeiten viele Schüler der höheren Klassen festzuhalten, indem selbige die Collegien verliessen, sobald sie sich fähig glaubten, einer kleinen Anstellung bei der Regierung oder bei Privatleuten vorzustehen. Um diesem Uebelstande abzubelfen, liess man schon den besten Schülern der unteren Klassen eine kleine Unterstützung zukommen und diejenigen Schüler der Collegien, welche sich durch häuslichen Fleiss am meisten auszeichneten, erhielten jedes Jahr nach der Prüfung eine goldene und die der Schulen eine

zutragen, die Summe von 1500 Rupien überwies. Sehr beifällig sprach sich der edle Mann beim Besuch der Waisenschule aus, und konnte nicht genug seine Freude darüber ausdrücken, dass die kleinen Mädchen so viel Gelehrigkeit an den Tag legten; denn der Rajah, wie die meisten seiner Landsleute, sind der Meinung, dass das weibliche Geschlecht für jede geistige Bildung unfähig sey.

silberne Medaille. Auch liess sich das Generalcom-
mittee die Errichtung bequemer Schulgebäude mit lufti-
gen Räumen und einem schattigen Spielplatze angelegen
sein; desgleichen wurde jeder höheren Lehranstalt ein
naturhistorisches Museum und eine Modellkammer ein-
verleibt.

In den Jahren 1840 bis 1842 befanden sich 7 Col-
legien und 33 Schulen unter der Beaufsichtigung des
Generalcommittees, welche 102,879 Lt. 2 Schilling und
6 P. kosteten. In dem medicinischen Collegium zu
Calcutta war die monatliche Ausgabe für jeden Schüler
73 Rupien 10 Annen und 4 P., im Hinducollegium 9 R.
2 A. und 6 P., im Sanskritcollegium 11 R., 15 A. und 7 P.;
aber bei mehreren der niederen Schulen noch nicht 2 Ru-
pien. Sämmtliche Schulen wurden von 7172 Knaben
besucht (5435 Hindus, 1507 Muselmänner, 240 Christen
und 209 verschiedenen Glaubens), denen 87 Oberlehrer
(darunter zwei Professoren der Universität Cambridge)
und 233 Unterlehrer den Unterricht ertheilten. Im Jahre
1843 bestehen bereits 10 Collegien und 31 Schulen,
welche von 8609 Schülern besucht wurden. Nehmen
wir zu dieser Anzahl die 900 Schüler der *General
Assembly Institution* zu Calcutta, so kommt auf unge-
fähr 10,000 Einwohner nur ein Schüler, wobei jedoch
bemerkt werden muss, dass das weibliche Geschlecht
in Indien keine Erziehung erhält. Wenn man hierbei
Herrn Adams Schätzungen einzelner Districte auf die
ganze Präsidentschaft ausdehnt, so würden auf 100 Kna-

ben, welche das fünfte Jahr überschritten haben, 21 kommen, die an Schulunterricht Theil nehmen *).

An diese statistische Uebersicht will ich einige Betrachtungen anreihen, welche beim Besuch mehrerer dieser Lehranstalten in mir aufgestiegen sind. Es hat sich bis jetzt leider herausgestellt, dass die meisten Knaben die Collegien und Schulen nur in der Aussicht auf eine Anstellung besuchen und den niederen Ständen angehören; denn mit Ausnahme von Calcutta, senden die

*) Die Missionsgesellschaften in Indien sind folgende:

1) In der Präsidentschaft Calcutta: 24 Europäische Missionäre, 1 Indisch-Britischer, 1 Europ. Catechist und Schullehrer, 10 Indisch-Britische Catechisten und Schullehrer, 117 eingeborne Lehrer aller Classen, 2 Indisch-Britische Lehrerinnen und 4 eingeborne Lehrerin. Dieselbe enthält 10 Stationen, 8 Seminare und 45 Schulen, welche von 2155 Knaben, 265 Mädchen und 413 andern Personen besucht wurden.

2) In der Provinz Madras sind: 1 Geistlicher Sekretair, 19 Europäische Missionaire, 1 Indisch-Britischer Missionair, 3 Eingeborne Missionaire, 7 Europäische Schullehrer, 1 Indisch-Britischer Catechist und 382 Eingeborne Lehrer aller Classen. Dazu gehören 13 Stationen, 3 Seminare und 194 Schulen, welche von 4376 Knaben und 1087 Mädchen besucht wurden.

3) In der Provinz Bombay sind 6 Europäische Missionaire, 1 Europ. Catechist und Schullehrer und 20 Eingeborne Schullehrer; dieselbe enthält 2 Stationen und 20 Schulen, welche von 882 Knaben und 2 Mädchen besucht wurden.

4) Die Himalaya Mission hat einen europäischen Missionair und 1 Europäischen Catechisten; ferner gehören dazu: 1 Station und 1 Schule nebst 18 Knaben.

5) Die Ceylon Mission besteht aus 9 Europäischen Missionairen, 2 Eingebornen, 164 Eingebornen Lehrern und 18 Lehrerinnen; dazu gehören 4 Stationen und 82 Schulen, welche von 2110 Knaben und 601 Mädchen besucht wurden.

Wohlhabenden und Vornehmen ihre Kinder nicht in die Gymnasien; diese sind zu unwissend, um die Uebel der Unwissenheit zu kennen, jene, wenn sie es erkannt, zu arm, um dem abzuhelpen. Schüler, welche sich durch Intelligenz und Tugend über die grosse Masse erhoben haben, stehen in ihrer Familie und in der menschlichen Gesellschaft allein und verlassen; sie fühlen sich unglücklich und unzufrieden, wenn ihre Hoffnungen unerfüllt bleiben. Bei Gründung des medicinischen Collegiums zu Calcutta setzte Dwarkanauth Tagore für drei Jahre einen jährlichen Preis von 2000 Rupien an die besten Schüler aus, und äusserte dabei in seinem Schreiben: „Eigene Erfahrung hat mir gelehrt, dass kein Beweggrund für die Eingeborenen mächtiger ist, als Geldbelohnung, und ich bin überzeugt, die Schwierigkeiten werden verschwinden, je mehr die jungen Leute in dieser Weise ermuthigt werden.“

Dies offene und wahre Geständniss deutet hinreichend die Triebfeder an, welche viele Eltern veranlasst, ihre Kinder in die Schule zu senden; aber es ist andererseits nicht zu verkennen, dass hier und da auch Liebe zum Wissen, der Wunsch nach Bildung, die Jugend in die Schule führt. So traf ich im Hinducollegium zu Calcutta den einzigen Sohn vornehmer und reicher Eltern aus Assam, welcher durch geistige Regsamkeit und sittsames Betragen eine rühmliche Stelle unter seinen Mitschülern einnahm. Desgleichen hatten zwei Schüler des Hindu-collegiums zu Hughly alle ihre Kräfte dem Studium der

Astronomie gewidmet, und aus ihren geringen Mitteln sich selbst die zum Beobachten der Gestirne erforderlichen Instrumente angefertigt; freilich mit geringer Sehkraft, aber doch dem Zwecke entsprechend.

Man findet in den Schulen Knaben jedes Alters, vom siebenten Jahre an, jeder Religion und Caste; von der höchsten Braminencaste bis zur niedrigsten. Die Knaben unter sich zeigen darin keinen Unterschied, obgleich das Kind von Eltern der niedrigsten Caste, z. B. des Meters, um keinen Anstoss zu geben, aus der Anstalt entfernt werden müsste, wenn die übrigen Kinder oder deren Eltern darauf antragen würden; aber ein solcher Fall ist niemals vorgekommen. Bei den Kindern der höchsten Braminencasten findet allein eine kleine Sonderung statt, sobald selbige die von Dienern ihrer Caste ihnen gebrachte Nahrung zu sich nehmen; dann sieht man diese Knaben unter einer besonders für sie bestimmten Halle, abgeschlossen von ihren Mitschülern, sich niederlassen. Sonst ist unter allen Knaben ein freundliches und familiäres Zusammenleben, sowohl in als ausser der Schule. Beinahe alle Schüler der höheren Klassen sind verheirathet, indess selten lebt einer von ihnen mit der ihm angetrauten Frau; die meisten derselben sind noch zu jung, oft noch Kinder, und ihre Gatten pflegen sich den Hausstand nicht eher zu gründen, als bis sie eine Anstellung erhalten haben.

Eine auffallende Erscheinung unter den Knaben, besonders den Kindern der Hindus, ist das schnelle Fas-

sungsvermögen, die geistige Regsamkeit und die Liebe für europäische Wissenschaften; von diesen sind es vorzüglich Metaphysik und die schönen Wissenschaften, zu denen sie sich hingezogen fühlen; unter zehn Knaben der höheren Klassen findet man sicher neun, welche Poesie lieben und sich mit den ersten Dichtern Englands vertraut gemacht haben. Indess bei dieser Leidenschaft für die Dichtkunst wird es ihnen dennoch schwer, Verse zu machen, wenngleich sie unerschöpflich in Gedanken für poetischen Stoff sind. Aber auch in den übrigen Wissenschaften, namentlich in Mathematik, Geschichte und Geographie fand ich unter den Schülern der ersten Klasse ebenso viel Kenntniss, als unter denen unserer Primaner in den Gymnasien.

Es war meinem Herzen wohlthuend und überraschte mich ungemein, als ich in dem Hinducollegium zu Hughly auf die Frage: in welchem Lande die Volksbildung am meisten gediehen sey? zur Antwort erhielt, in Preussen, nebst einer ziemlich richtigen Auseinandersetzung von den Einrichtungen derselben. Sie begreifen viel schneller Lehrsätze und metaphysische Theorien als unsere Knaben, sind ausdauernd und unermüdlich im Fleisse, und betrübt, wenn der Schulbesuch unterbrochen, oder ihnen wohl gar untersagt wird. Bei meinem Besuche in Mohammed Mohsins Collegium zu Hughly hatten die Schüler der höheren Klasse eine Bittschrift gegen die vielen Feiertage eingereicht, aber auch zugleich um die Entfernung eines Lehrers angetragen, den sie für un-

fähig erklärten. Diese kleine Conspiration wurde natürlich streng untersucht und die Anstifter sollten aus dem Collegium entfernt werden. In allen Schulen, die ich besuchte, sprach sich unter den Knaben aller Klassen unverholen die Zufriedenheit darüber aus, dass sie bis 6 Uhr Abends in der Schule blieben.

So unbezweifelt es ist, dass sich unter den Schülern bewunderungswürdige Knaben entwickeln, ebenso wahr ist es, dass noch keine bedeutenden Männer aus ihnen hervorgegangen sind. Sie erscheinen gleich den schnell heranreifenden Pflanzen des tropischen Climas, erreichen ihre körperliche und geistige Reife zu früh, um kräftig und ausdauernd zu seyn; sie sind gross und schlank, aber schwach an Nerven und Muskeln. Bei ihnen zeigt es sich, dass glänzende Schulknaben selten als bedeutende Männer ins Leben treten, und es ist zu besorgen, dass der Geist der Bengalen niemals grosse Tiefe erlangen und von keiner Thatkraft beseelt seyn wird. Die wenigen Ausnahmen, unter denen selbst Rammohun Roy nicht frei zu sprechen ist, sind nur bedeutend als Hindus und würden sich zu keinen grossen Männern erhoben haben. Diese mit dem Mannesalter eintretende Trägheit und Erschlaffung, welche hauptsächlich dem Clima zugeschrieben werden muss, ist die traurige Ursache, dass viele der jungen Leute, wenn sie ins thätige Leben übergehen, indolente, eitle Babus werden, deren ganzes Streben dem Gelderwerbe zugewandt ist; denn die Wenigsten

setzen ihre Studien fort, nachdem sie die Schule verlassen haben.

Einige von ihnen erhalten Anstellungen bei der Regierung als Deputy Collectors mit einem Gehalte von monatlich 150 bis 400 Rupien; Andere werden Lehrer, Kaufleute oder Sekretaire in grossen Handelshäusern und bei reichen Privaten, mit einer Einnahme von monatlich 200 bis 600 Rupien. Gewöhnlich fällt demjenigen, der zu Amt und Würde gekommen ist, nicht nur die Sorge für seine Eltern anheim, sondern auch die ganze Familie will von seinem Erwerbe leben. Sehr charakteristisch bezeichnete dies ein hoffnungsvoller Knabe im Hinducollegium zu Calcutta, welcher auf meine Frage, wer seine Eltern wären und womit sie sich ernährten, mir zur Antwort gab: „Mein Vater sitzt zu Hause und thut nichts; aber ich habe einen Bruder im Amte.“

Von der höchsten Wichtigkeit ist die Frage, von welchem Einflusse die Erziehung auf die religiöse Denkweise der Indier ist. Bis jetzt hat sich herausgestellt, dass die jungen Leute zu Deisten herangewachsen sind, und selbst in einigen Fällen ihre Eltern und Angehörige zum Deismus bekehrt haben; jedoch sind mit sehr geringen Ausnahmen, weder von ihnen noch den Ihrigen, die religiösen Gebräuche ihrer Vorfahren vernachlässigt worden. Das Festhalten daran und die Achtung für dieselben erscheint wie eine angeborne Gewohnheit, von welcher sie sich nicht lossagen können, obgleich sie

ihren Unglauben eingestehen und der christlichen Religion den Vorzug geben. Anders tritt dies bei den Schülern der General Assembly Institution hervor, welche auf die schottische Kirche basirt ist, und mit der Verbreitung des Wissens auch die des Christenthums zum Zwecke hat. Gegenwärtig werden in derselben, welche erst 1830 durch den Wohlthätigkeitssinn der schottischen Kirche und von Privaten gestiftet und erhalten wurde, 900 Knaben unterrichtet. Diese Anstalt besteht aus einem Schuldepartement und einem Collegium; ersteres mit 17 Klassen, letzteres mit vierjährigem Cursus. Hier hörte ich aus dem Munde der Schüler, wie sie die christliche Religion über alle Glaubensbekenntnisse der Welt stellten, und den Hinduismus als einen Götzendienst verwerflich fanden.

Beim Examen wurde die Aufgabe: „Der Vergleich zwischen Christenthum und Hinduismus“ gegeben, und von einem Schüler folgendermassen beantwortet: „Die lehrende Theologie der Hindus erkennt als einen erhabenen Gott ein eigenschaftsloses Wesen, ohne Moral, welches weder unser Schöpfer, Erhalter noch Regierer ist. In der That diese Theologie ist übernatürlicher Unsinn. Nach derselben muss der Mensch die Welt verlassen, in Jangles gehen und sich zu einem unthätigen Wesen, einem Steine gleich, bilden. Wenn Jedermann so handeln wollte, würden keine Kinder geboren; die Welt würde vernichtet seyn. Wie können wir das Christenthum hiermit vergleichen. Christenthum erhebt den Men-

schen zu seiner wahren Ehre, zu Ruhm, reinigt seine moralische Natur, und anstatt des Menschen Eigenschaften zu unterdrücken, heiligt und reinigt es dieselben; mit einem Worte verwandelt eine unmoralische, schwache, sündhafte Welt in ein Paradies, belebt von erleuchteten, gereinigten und geheiligten menschlichen Wesen, die in unendlicher und unsterblicher Liebe, in Freude und Frohsinn zu einander stehen. Populärer Hinduismus ist die Mutter der Unwissenheit, des Aberglaubens, des Lasters, der Gottlosigkeit und des Elends. Es ist der grösste Götzendienst. Weder dies noch das andere kann mit dem Christenthum verglichen werden.“

Herr Duff, welcher dieser Anstalt mit einem unermüdlichen Eifer und mit seltener Hingebung vorsteht, hatte die Genugthuung, dass vor einigen Jahren zwei seiner Schüler aus eigenem Antriebe, gegen den Willen ihrer Eltern und Angehörigen, sich öffentlich zur christlichen Kirche bekannten. Aber als die Kunde davon unter dem Volke ruchbar wurde, behielten die meisten Eltern ihre Kinder aus der Schule zurück; indess so gross war der Trieb nach Wissen und Lehre, dass Herr Duff die Freude hatte, seine Schüler bald wieder vollzählig zu sehen, und nicht nur die Söhne niederer Casten und armer Eltern, sondern auch die von Braminen und Wohlhabenden wollten das Wort des Herrn vernehmen. Ein Hinduschüler der ersten Klasse schloss seinen Aufsatz (von dem Einfluss des gründlichen Wissens auf den Hinduismus) mit den Worten: „Die leuchtende Sonne

der Offenbarung ist vor den Augen des verdunkelten Indiens aufgegangen; aber ach, unsere Landsleute sind noch im Schlaf, — den Schlaf des Todes schlafend. Steht auf ihr Söhne von Indien, erhebt Euch, seht den Ruhm der Sonne der Gerechtigkeit! Schönheit umgiebt Euch, Lebensblumen sind vor Euch, warum schlaft Ihr den Schlaf des Todes? Und wir, welche aus diesem Borne getrunken, wir, welche dies Leben empfunden haben, sollen wir nicht unsere armen Mitmenschen aufwecken? Komme, was da will, unser wird der Antheil seyn, der glückliche Antheil, den Schlummer des träumenden Indiens erweckt zu haben!“

Englische Kritiken über Orlich's Reise.

Vom deutschen Publikum ungemein günstig aufgenommen, stand dem Werke des Herrn v. Orlich eine scharfe Prüfung bevor, sobald es, wie zu erwarten war, durch eine Uebersetzung ins Englische der Allgemeinheit der Engländer zugänglich wurde. Der geistvolle Uebersetzer Evans Lloyd hat diese Arbeit mit gewohntem Geschick vollendet, einige zwanzig der berühmtesten englischen Zeitschriften, in denen die Briefe des Herrn v. Orlich besprochen werden, liegen vor uns, und wir ersehen daraus mit grosser Freude, wie glänzend für den Verfasser die Prüfung ausgefallen ist. In vielen Blättern sind seitenlange Auszüge gemacht, einige geben sogar die Holzschnitte wieder, alle aber rühmen die bescheidene Tüchtigkeit des Schriftstellers, seinen scharfen Blick, die leichte anmuthreiche Darstellungsgabe und vor Allen die grosse Wahrheitsliebe.

Lassen wir einige Beurtheiler selbst sprechen:

Das *Court Journal* möge vorangehen. In seiner Nummer vom 15. März d. J. heisst es: „Sein (v. Orlich's) Werk ist in der Form von Briefen an Alex. v. Humboldt und Carl Ritter erschienen, und in einer einfachen und anspruchslosen Schreibart giebt er in demselben solche Eindrücke, Ansichten und Schilderungen, wie man sie von einem gebildeten Manne erwarten darf,

der begierig ist, Wirkliches ohne Ausputz und Flitterstaat zu liefern. Hauptmann v. Orlich hat das reiche Material mit Urtheil und gutem Geschmack benutzt.“

Colbourn's United Service Magazine, March, sagt: „Die Bemerkungen eines geistreichen und freisinnigen Ausländers müssen stets voll Interesse für uns seyn, und freudig geben wir dem Hauptmann v. Orlich das Zeugniß, dass er unser Wissen über die Indischen Zustände sehr wesentlich bereichert hat.“

In der *Britannia*, *March* 8. nimmt der Bericht über *Travels in India by Captain Leopold von Orlich*, fünf eng gedruckte Folio-Columnen ein, und dennoch bedauert der Beurtheiler, dass er sich so kurz fassen müsse. „Wir haben unsere Leser — eine wohlwollende und nachsichtsvolle Schaar, — dennoch beängstigt uns oft der Gedanke, dass wir, begränzt, nur eine schwache Idee von dem Geist und Inhalt solcher Werke geben können, als das des Hauptmanns v. Orlich ist.“ Und später: „Mögen wir auch nur der einführende Thürwart seyn, ist es nicht erfreulich, einen so ausgezeichneten Schriftsteller wie Leopold v. Orlich vor die Schranken der öffentlichen Meinung führen zu können?“

Der scharf richtende *Spectator*, *February* 22, sagt: „Die Reiseroute an sich ist nicht neu, aber v. Orlich hat Befähigungen, die geeignet sind, seinen Beobachtungen Charakter zu verleihen. Der Briefwechsel mit Alex. v. Humboldt und C. Ritter deutet auf wissenschaftlichen Sinn und Bildung; was uns aber Hauptsache ist, die Briefe selbst sind frisch, lebendig und stoffreich, während der Verfasser nur selten die Absicht verräth, seinen Raum durch Gemeinplätze auszurecken.“

Churton's Literary Register, *Febr.* 28. berührt das Werk würdig und schliesst dann: „Wir würden dem Hauptmann v. Orlich keine Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn wir diese Anzeige ohne die Bemerkung schlössen, dass er ein angenehmer

und gebildeter Reisender ist, der die Gegenstände ohne Vorurtheil sieht und ohne alle Anmassung wiedergiebt.“

Das sehr geschätzte *Athenaeum*, Febr. 22. vergleicht das Werk des Hauptmann v. Orlich mit dem des geistreichen Jacquemont, und äussert dabei: „Orlich's Briefe haben nicht ganz das Leben und den Geist Jacquemonts, aber sie sind dafür auch frei von den tadelnswerthen Eigenschaften, welche die Blätter des französischen Naturforschers beflecken. Weniger ergötzlich ist Orlich nicht so oberflächlich, und wenn er weniger Witz in die Wagschaale thut, so wiegt er dies durch grosse Ueberlegenheit des Scharfsinns reichlich auf.“

Das *Weekly Dispatch*, Febr. 23. möge die Reihe der Auführungen beschliessen: „Der deutsche Verfasser entwickelt eine ungewöhnliche Fülle von Beobachtungskraft und grosse Gewandheit der Feder. Viele Schilderungen sind mit einer Hochherzigkeit des Gefühls, mit Kraft und so vorurtheilsfrei entworfen, dass sie den Werth, das Interesse und die Glaubwürdigkeit des Werkes ungemein erhöhen. Von Orlich giebt uns viel Belehrendes, oft original, das Uebrige aber so anziehend, so ohne Kocetterie und Ausputz dargestellt, dass es vollkommen den Reiz der Neuheit an sich trägt.“



Die Verlagshandlung.

Druckfehler.

- Seite 1. Zeile 5 von unten, statt „der heutige König des Landes auf diesem edlen Thiere“ etc. —
lies „der heutige König des Landes nur auf diesem edlen Thiere“ etc.
74. 7 von oben, statt „in Duab“ lies „im Duab“ etc.
102. 11 von unten, statt „angestrichen“ lies „an-
streichen.“
126. 8 von unten, hinter anrufen ein Punktum
und „Gegenwärtig“ statt „gegenwärtig.“



8^e Gs
Orlich

Orlich, Leopold <<von>>, / Humboldt, Alexander <<von>>, / Ritter, Carl,

Reise in Ostindien in Briefen an Alexander v. Humboldt und Karl Ritter

Bd.: 2

Leipzig (1845)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 7093 -2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11249356-0